

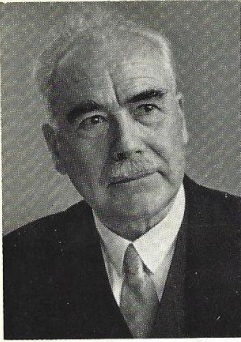
Widerstand und Erneuerung

Neue Berichte und Dokumente
vom inneren Kampf gegen das
Hitler-Regime.

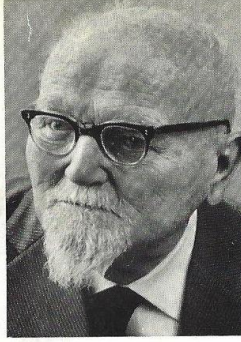
Herausgegeben und eingeleitet
von Otto Kopp, Luzern

Mit Beiträgen von Paul Berben,
Paul Binder, Albrecht Fischer,
Joseph Ernst Fürst Fugger von
Glött, Wilhelm Keil, Otto Kopp,
Heinrich Mechler, Elmar Michel
und Hans Walz.

Seewald Verlag, Stuttgart



Hans Walz



Wilhelm Keil



Paul Berben



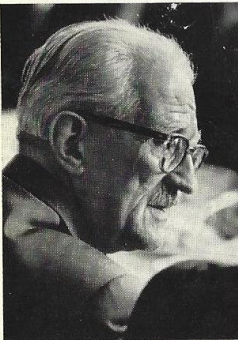
Paul Binder



Albrecht Fischer



Elmar Michel



Fürst Fugger von Glött



Heinrich Mechler



Otto Kopp

Zu diesen Herren meint Otto Kopp im Klappentext (vgl. nächste Seite):

«(...) wie Deutschland (...) durch das stille Heldentum des inneren Widerstands vor dem Untergang bewahrt und moralisch rehabilitiert wurde»

»In Deutschland lebte eine Opposition, die ... zu dem Edelsten und Größten gehört, was in der politischen Geschichte aller Völker je hervorgebracht wurde. Diese Männer kämpften ohne Hilfe von außen — einzig getrieben von der Unruhe ihres Gewissens ... Ihre Taten und Opfer sind das Fundament eines neuen Aufbaus. Wir hoffen auf die Zeit, in der dieses heroische Kapitel der innerdeutschen Geschichte seine gerechte Würdigung finden wird.«

Seit diesem berühmten Wort Churchills aus dem Jahr 1946 und der fast gleichzeitig erfolgten befreienden Tat, die Hans Rothfels mit seinem Buch »Die deutsche Opposition gegen Hitler« vollbrachte, hat das heroische Kapitel des deutschen Widerstands in zahlreichen Publikationen Aufhellung und Würdigung erfahren. Der Schweizer Publizist Otto Kopp hat mit mehreren Veröffentlichungen und Schallplatten-Dokumentationen daran mitgewirkt. Als Ergebnis langjähriger Nachforschungen legt er in diesem Buch neue authentische Berichte und Dokumente vor, die zur Erkenntnis seither ungeklärter und infolgedessen immer noch umstrittener Zusammenhänge Wesentliches beitragen.

Hier wird nachgewiesen, in welchem Ausmaß der äußere Kampf gegen das Hitler-Regime von der Widerstands- und Erneuerungsbewegung im Innern unterstützt wurde, wie diese wiederum Rückhalt fand bei Hitlergegnern in der Industrie — insbesondere im Stuttgarter Bosch-Kreis — und wie Deutschland, trotz des äußerlichen Scheiterns der Erhebung vom 20. Juli 1944, durch das stille Heldentum des inneren Widerstands vor dem Untergang bewahrt und moralisch rehabilitiert wurde.

(Fortsetzung auf der hinteren Klappe des Umschlags)

Von bezwingender Leuchtkraft sind die Beiträge der Kronzeugen: Fürst Fugger von Glött, Hans Walz, Albrecht Fischer, Wilhelm Keil, Elmar Michel, Paul Binder, Heinrich Mechler und Paul Berben — neue, überwältigende Beispiele dafür, was im totalen Machtbereich der Hitlerdiktatur an persönlichem Einsatz für die Wiederherstellung des Rechts, der Freiheit, der Humanität und der friedlichen Völkerordnung unter ständiger Lebensgefahr geleistet wurde — auch in Kreisen der Wirtschaft und der Industrie. An beweiskräftigen Zeugnissen fehlt es nicht: Unter den vom Institut für Zeitgeschichte in München aufbewahrten Personalakten deutscher Wirtschaftsführer befindet sich in einem Dossier über Hans Walz, den damaligen Vorsitzenden der Firma Bosch, die Erklärung der Witwe Carl Goerdeler, daß Walz das süddeutsche Haupt der Goerdeler-Bewegung war, einer der tapfersten und unerschütterlichsten Bewahrer und Verteidiger der menschlichen Grundrechte, der nicht wegzudenkende Berater und Helfer ihres Mannes.

An den Schluß seines Buches hat Kopp ein grandioses Zeugnis der Versöhnung gestellt: den Beitrag »Der Soldat im Zwiespalt von Gewissen und Befehl« aus der Feder des belgischen Generals Paul Berben — ein überragendes Beispiel der Verständigungsbereitschaft über die Grenzen hinweg, nach den Worten eines führenden Mannes aus dem inneren deutschen Widerstand, General Hans Speidel, ein »magistrales und vorbildlich ritterliches document humain«. Aus ihm spricht der Geist, der dieses ganze Buch beseelt.

Seewald Verlag Stuttgart

Widerstand und Erneuerung

Neue Berichte und Dokumente
vom inneren Kampf
gegen das Hitler-Regime

Herausgegeben und eingeleitet
von Otto Kopp, Luzern

Seewald Verlag Stuttgart



...leider, seither



Alle Rechte vorbehalten.

© Seewald Verlag Dr. Heinrich Seewald, Stuttgart-Degerloch 1966.

Schutzumschlag und Einband von Heia Seewald.

Gesamtherstellung Union Druckerei GmbH Stuttgart.

Gesetzt in Linotype Janson-Antiqua. Printed in Germany.

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Einleitung
Otto Kopp

*Das verschwiegene Gute im Kampf
gegen das Hitler-Regime* 9

Der Weg zu diesem Buch. Das Klischee. Kirdorf und Thyssen – die «bösen» Beispiele. Die «Industrie-Millionen». Robert Bosch – Hans Walz – Carl Goerdeler. Hilfe an rassistisch Verfolgte. Alex Haffner und die «Nazi-Quote». Nikolaus Christoph von Halem – Theodor Haubach. IG-Farben und die Konzentrationslager. Friedrich Flick. Der sogenannte Kepler-Himmler-Kreis. Die Krupp-Legende. Der Reusch-Kreis – Wenzel auf Teutschenthal. Rettung und Verteidigung der freien Presse. Der 20. Juli in Paris – Ernst Jüngers «Friedensschrift» – Alfred Toepfer. Grenzen und Zeitbedingtheit des Begriffs «Innerer Widerstand». Schlussfolgerungen – Versöhnung und Verantwortung.

Joseph Ernst Fürst Fugger von Glött	<i>Der Weg in den inneren Widerstand</i>	76
Otto Kopp	<i>Die Niederschrift von Hans Walz «Meine Mitwirkung an der Aktion Goerdeler»</i>	98
Albrecht Fischer	<i>Erlebnisse vom 20. Juli 1944 bis 8. April 1945</i>	122
Otto Kopp	<i>Theodor Bäuerle und der Bosch- Kreis – Die wiederentdeckte Goer- deler-Rede</i>	167
Wilhelm Keil	<i>Anmerkungen zu den «Erlebnissen eines Sozialdemokraten»</i>	188
Otto Kopp	<i>Aus den Dokumenten von Elmar Michel – Cäsar von Hofacker und der 20. Juli 1944 in Paris</i>	200

Paul Binder	<i>Meine Zusammenarbeit mit Fritz Graf von der Schulenburg</i>	22
Heinrich Mechler	<i>Ohne Feindberührung in Feindessland</i>	24
Paul Berben	<i>Der Soldat im Zwiespalt Von Gewissen und Befehl</i>	53
Register		30

«Hüten wir uns vor einer Verleumdung der Gegenwart. Welche Freiheit und schlichte Würde in einzelnen Menschen heute, die, allen falschen Trost verwerfend, vor dem Äussersten in rückhaltloser Wahrhaftigkeit aus dem Glauben des Nichtwissens schlicht ihr Tagwerk vollziehen und hochgemut sterben! Welche Leuchtkraft von Menschen, die sie selbst sind! – Wenn die Geschichte als der in ihr von vorneherein angelegte Selbstzerstörungsprozess der Menschheit aufgefasst wird, so ist vergessen: die Liebe, der Ernst, die Grösse der Menschen, die Herrlichkeit der von ihnen geschaffenen Werke bezeugen durch ihr Zeichensein etwas, das jeden Untergangsprozess übergreift ... Sind an kleinen Zeichen der Freiheit vielleicht schon die höchsten Möglichkeiten der Zukunft fühlbar? Stand der Mensch nicht schon stets am Scheideweg?... Philosophierend können wir uns nie den Unheilpropheetien unterwerfen. Weil ich nicht weiss, darf ich hoffen in dem Masse, als ich zu meinem Teile tue, was ich kann, um im Denken und in der Lebenspraxis gegen das Unheil die Zeichen zu setzen aus der Gewissheit des Ursprunges ... Das aber bedeutet: Geschichte und Gegenwart zu erblicken, das befriedigt nicht nur unser Wissen, nicht nur unsere Anschauung von Grösse und Niedrigkeit des Menschen und von der Herrlichkeit seiner Werke. Das Wesentliche ist: es weckt die Verantwortung ... Wahrhaftigkeit verlangt, zu erkennen, was war. Die Geschichte ist aber auch Gegenstand unseres Urteils ... Im Spiegel der Geschichte blicken wir hinaus über die Enge des nur Gegenwärtigen und sehen die Massstäbe. Ohne Geschichte verlieren wir die Atemluft unseres Geistes. Verschleiern wir uns die Geschichte, so überfällt sie uns, ohne dass wir wissen, wie. Dann führen uns narrende Gespenster der Vergangenheit.»

Karl Jaspers, Kleine Schule des philosophischen Denkens (München 1965, S. 31 ff.)

Einleitung

Otto Kopp

Das verschwiegene Gute im Kampf gegen das Hitler-Regime

1. Der Weg zu diesem Buch

Ein Buch mehr über den «inneren deutschen Widerstand gegen Hitler» – Anspruch auf Originalität scheint ein solches Unternehmen nicht zu haben. Daher sei über seine Entstehung ein Wort gesagt. Seit Jahren befasse ich mich mit dem geschichtlichen Phänomen, das – wie hier ausgeführt werden wird – in unzureichender Weise ausschliesslich begriffen wird als innerdeutscher «Widerstand». Dabei stiess ich in einigen Fussnoten – und praktisch nur dort – auf prägnante Beispiele von Widerstandshaltungen und Handlungen, mehr noch: einer eigentlichen Freiheits- und Erneuerungsbeziehung, die von Persönlichkeiten und Unternehmen der deutschen Wirtschaft inspiriert, mitgetragen und gedeckt wurde. – Bereits während der Arbeit an der Dokumentationsschallplatte « Der stille Befehl – Der Kampf in Deutschland gegen Hitlers Tyrannei» (Fono-Verlagsgesellschaft) gewann ich die Überzeugung, dass die übliche Journalistik und zeitgeschichtliche Publizistik sich weithin von negativen Vermutungen, von den «narrenden Gespenstern der Vergangenheit» führen lässt, die fortzeugend die Kluft zur Wirklichkeit immer weiter aufreissen.

Veranlasst, einen Beitrag zum 20. Jahrestag des 20. Juli 1944

zu schreiben, entschloss ich mich daher, Verschwiegendes und Vernachlässigtes darzustellen: Als Abschluss einer Artikelreihe über den inneren deutschen Widerstand erschien am 22. August 1964 in den «Luzerner Neuesten Nachrichten» ein erstes Fazit meiner Nachforschungen: «20. Juli 1944 – der Winkelried-Kampf eines freien Unternehmens gegen Hitlers Tyrannei». Skizziert wurde darin die Widerstandstätigkeit des bekannten Industriellen, Sozialpioniers und Mäzens Robert Bosch und seines Kreises in Stuttgart. Ich erhielt viele Zuschriften, darunter den ergreifenden Brief eines deutschen jüdischen Schriftstellers, der 1936 seine Arbeitsstätte fluchtartig verlassen hatte; er dankte für die «klärende Tat der Versöhnung». Alfons Rosenberg, Verfasser u.a. der Bücher «Michael und der Drache», «Durchbruch zur Zukunft», Herausgeber der «Dokumente religiöser Erfahrung», und andere deutsche Juden baten, diese Arbeit fortzusetzen, «wie sehr ihr auch der Wind noch gegen das Gesicht stehen möge». Der Präsident der Luzerner «Gesellschaft für Christliche Kultur», Rechtsanwalt Franz Schüpfer, regte an, eine Vortragsreihe über den «Inneren Widerstands-, Freiheits- und Erneuerungskampf gegen den totalen Staat im 20. Jahrhundert» zu veranstalten. Sie wurde durchgeführt unter dem Thema «Versöhnung und Verantwortung»: Im Mai 1965 sprachen in Luzern der Deutsche, Fürst Fugger von Glött, über den «Weg in den Inneren Widerstand», der Belgier, General Paul Berben, früherer Oberbefehlshaber der belgischen NATO-Streitkräfte in Deutschland, über «Der Soldat im Zwiespalt von Gewissen und Befehl», und als Schweizer der Herausgeber dieses Buches über «Illusion und Wirklichkeit – Möglichkeiten und Haltungen im totalen Staat».

Der Eindruck, den namentlich der Vortrag von Fürst Fugger bei dem vorwiegend jugendlichen Publikum hinterliess, ist schwer ohne Ausdrücke wiederzugeben, die unser sachliches

Zeitalter verpönt – ein heute noch in der deutschen Schweiz nicht selbstverständliches Echo. Der Zürcher Korrespondent der «Stuttgarter Zeitung», Wolfgang Winter, überschrieb seinen Bericht mit «Experiment in Luzern» – ein Experiment, das gelungen sei.

Das war der eine Ausgangspunkt zu den Berichten und Dokumenten dieses Buches. Entscheidendes verdankt das Buch ferner Hans Walz, dem über 80jährigen Ehrenvorsitzenden des Hauses Bosch. Die Bereitschaft, die Aufzeichnungen über seine Zusammenarbeit mit Goerdeler, über die Widerstandstätigkeit seiner leitenden Mitarbeiter, über das Engagement des Hauses Bosch im Kampf gegen Hitler zur Verfügung zu stellen, ist ihm nicht leicht gefallen. Ich zweifle, ob sie zu erreichen gewesen wäre, wenn nicht ein anderer Schwabe, der diesen geschichtlichen Ereignissen ebenfalls verbunden ist, eindringlich dazu ermuntert hätte: Während der Luzerner Musikfestwochen 1965 gab ich die Aufzeichnungen von Hans Walz dem ehemaligen Stabschef von Erwin Rommel und späteren Oberbefehlshaber der NATO-Landstreitkräfte Europa-Mitte, General Dr. Hans Speidel. Speidel erkannte darin wesentlich Neues und noch erstaunlich Unbekanntes auch für den Eingeweihten. Er bezeichnete die Herausgabe, wieviel Überwindung das den Verfasser auch kosten möge, als einfach unverzichtbar. – Von solchen Gesichtspunkten bewogen, fand das Haus Bosch sich auch bereit, das Manuskript von Albrecht Fischer zu vermitteln, Einsicht in weitere Unterlagen zu geben und die Erlaubnis zur Befragung verschiedener früherer und noch tätiger Mitarbeiter zu erteilen.

Auch in allen anderen Fällen war es keineswegs selbstverständlich, dass die Kronzeugen, an die wir herantraten, ihre Erfahrungen und Erlebnisse niederschrieben oder die Archive mit Dokumenten, Aufzeichnungen und anderen Zeugnissen aus den Jahren des Widerstandes öffneten. – Ähnlichen Er-

fahrungen scheint, wie der Artikel «Suche nach den unbekannteren Helden» in der «Zeit» vom 25. Februar 1966 berichtete, auch der amerikanische Politologe Manfred Wolfson begegnet zu sein, der in der Bundesrepublik Erhebungen über die Retter verfolgter Juden machte. Von 33 Personen, die ihm während seiner Suchaktion gemeldet wurden, erklärten sich nur 18 bereit, Angaben über ihre Rettungsunternehmen zu machen.

Wie ist diese Zurückhaltung charakterfester und in der Verfolgung ihrer Ziele sonst ausgesprochen tatkräftiger Männer zu erklären? Es zeigte sich vielfach in den Gesprächen: Ausser dem natürlichen Hang des Wirtschaftlers, sein humanitäres und staatspolitisches Engagement eher unter dem Scheffel zu lassen, musste nicht selten die Resignation überwunden werden, dass doch alles, was in diesem Bereiche gesagt und vorgelegt werde, auf jeden Fall dem Missverständnis, der Fehldeutung ausgeliefert sei; dass alles, was sich nicht blindlings der Diktatur der Klischees und negativen Vermutungenunterwerfe, von vornherein als unglaubwürdig abgestempelt werde.

Wenn wir es schliesslich dennoch erreichten, dass wenigstens in einigen besonders wichtigen Fällen die Zurückhaltung aufgegeben und das Schweigen gebrochen wurde, dann geschah das ausnahmslos aus Verantwortungsbewusstsein gegenüber der Wahrheit und aus Sorge um das Geschichtsbild der Jugend. Unter den gegebenen Umständen war es aber nicht möglich, Vollständigkeit zu erreichen. Verlag und Herausgeber sind daher dankbar für weitere Berichte und Dokumente, die innerhalb dieses geschichtlichen Komplexes das verschwiegene Gute bezeugen.

Das Wort «verschwiegen» erfüllt in diesem Zusammenhang doppelte Funktion. Es ist Vergangenheitspartizip des Verbs «verschweigen», und es ist das Adjektiv, zu dem Peltzers

«Das treffende Wort» die sinnverwandten Ausdrücke «charakterfest, diskret, einsilbig, schweigsam, taktvoll, zurückhaltend» aufzählt. Aphoristisch kann gesagt werden: Das hier, vielfach erstmals, dargestellte Gute wurde verschwiegen und war verschwiegen, beides teils notgedrungen, teils aus Temperament, Habitus, Neigung. Dabei sei im Voraus klar gesagt: Dieses Buch begründet kein neues Kollektivurteil, indem die negativen durch positive Vorzeichen ausgetauscht werden; es formuliert keine Kollektiventschuldigungen. Dafür ist das Geschehene zu unfassbar, zu unvergleichlich furchtbar. Alles, teilweise nicht unberechtigte, Gespött über die «Bewältigung» kann nicht verwischen, dass der Lauf der Zeit allein nicht heilt. Die historische Wahrheit der Epoche, die als «Zeitgeschichte» noch im Spannungsfeld der lebenden Generationen liegt, wird gefunden nur durch Differenzierung, welche die herkömmlichen Kollektivurteile, die handlichen Vermutungen in Frage stellt, um die faire Sicht auf das Individuum frei zu geben und die Voraussetzung zu schaffen für die vorurteilslose Erkenntnis der *conditio humana*.

Keine Repräsentativumfragen sind nötig, um festzustellen, dass über das Verhältnis «Hitler und die Industrie» und damit zwangsläufig auch allgemein über die deutsche Industrie und Wirtschaft und das tragische Phänomen des inneren deutschen Widerstandes festgefahrene Vorurteile das Feld beherrschen.

Dagegen richtet sich dieses Buch. Doch nochmals sei bemerkt: Nicht nur wird der Begriff «Widerstand» an sich in Frage gestellt, es wird auch nicht von *dem* Widerstand der Industrie gesprochen. «Persilscheine» sind in diesem Buche nicht zu finden. Einen geschlossenen organisierten Widerstand *der* Industrie gab es nicht, wie es nicht einen Widerstand *der* Offiziere, *der* Sozialdemokraten, *der* Studenten, *der* Gewerkschaften, *der* Kirchen gab. – Aber hätte die deutsche Wider-

standsbewegung gegen Hitler – nach Churchills berühmtem Wort eine der edelsten Erscheinungen der Weltgeschichte – nicht in dem hier zu schildernden Masse Rückhalt, Finanzierung, Deckung, Mitkonspiration durch wirtschaftliche Unternehmen und durch kraftvolle Persönlichkeiten der Wirtschaft und der Industrie gefunden, nie wäre sie – trotz des äusseren Scheiterns – die nicht mehr zu übersehende geschichtliche Kraft geworden, die sie heute darstellt. Die rasche Wiederaufrichtung und Eingliederung des total geschlagenen Volkes, auf dem Hypotheken wie die von Auschwitz lasten, in die europäische Völkerfamilie und die damit in Gang gesetzte europäische Integration ist nicht denkbar ohne sie.

Und schliesslich: nicht nur das Vorstellungsbild des inneren Widerstandes, sondern ebenso die Vorstellung vom Leben und Dasein, von den unausweichlichen Existenzbedingungen im totalen Staat bleiben irreal und verworren, wenn die historischen Tatsachen, die geschichtliche Wirklichkeit nicht so umfassend, so unvoreingenommen, so redlich wie möglich gesehen und erfasst werden. Wer dagegen die Geschichte mit abstrakten Massstäben misst (die zu ingeniösen Formeln die Hand bieten, den Balken klein, den Splitter gross zu sehen), verfehlt nichts weniger als die historische Wahrheit. Das Missverständnis, das daraus erwächst, kann im Zeitalter der atomaren Kräfte katastrophal kostspielig werden. Es würde von Generationen zu bezahlen sein, die auch der enragierte Verfechter von Kollektivbeschuldigungen nicht verantwortlich machen kann für die Untaten des Hitler-Regimes.

2. Das Klischee

1964 erschien im Ostberliner Buchverlag «Der Morgen» das Buch «Im Namen der Menschlichkeit – Bürger gegen Hitler» von Carlheinz von Brück. Im Vorwort steht:

«Dieses Buch schlägt ein düsteres Kapitel deutscher Geschichte auf: die Nacht faschistischer Barbarei, in der, gleich einer Fackel, der Widerstand deutscher Antifaschisten leuchtet. Es waren Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts, verschiedener sozialer Herkunft und Weltanschauung, die sich an der Seite der Arbeiterklasse im Kampf um sozialen Fortschritt und Frieden vereinten, um das deutsche Volk vor einer Katastrophe zu bewahren. – Zu ihnen gehören auch viele Patrioten bürgerlicher Herkunft. Die hier geschilderten Lebensbilder-oft nur Fragmente-führen noch einmal, eindringlich warnend, vor Augen, dass ein demokratisches Deutschland nur möglich ist, wenn den Wegbereitern und Trägern faschistischer Diktatur – so, wie in der Deutschen Demokratischen Republik – auch in Westdeutschland endgültig der Boden entzogen ist, in dem ihre Macht heute noch wurzelt, und wenn die patriotischen Kräfte auch in der Bundesrepublik nicht mehr unterdrückt sind. Solange die Konzerne, Grossbanken und Militaristen auch nur in einem Teil Deutschlands die Herrschaft ausüben, ist die physische Existenz des ganzen deutschen Volkes bedroht, ist seine Einheit unmöglich.»

Der Argumentation wird hier Weg und Ziel gewiesen nach der Maxime: «Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.» – Brück selbst zählt übrigens so zahlreiche «nicht-proletarische» Menschen auf, auch Gutsbesitzer und Unternehmer, die im Kampf gegen Hitler ihr Leben liessen, dass sich aus seinen Angaben ein derart einseitiges Gesamturteil faktisch nicht ableiten lässt. – Aber wir werden sehen, dass Brücks Urteil typisch und insofern ernst zu nehmen ist.

Solche Darstellung und Behauptung liegt nämlich nicht nur vor als «östliche Propaganda». Im Bändchenpi der Fischer-Bücherei «Mein Kampf – Bilddokumentation nach Erwin Leisers Film» wird sie ebenfalls als unbestreitbar bekundet. Da werden auf den Seiten 60 und 61 die Bilder der Industriellen Kirdorf und Thyssen gezeigt, und dazu wird *geschrieben*:

«Hitler überzeugte Vertreter der Schwerindustrie davon, dass seine Partei das einzige Bollwerk gegen soziale Umwälzung sei. Er erhielt ihre direkte finanzielle Unterstützung. Die Industriellen Kirdorf und Thyssen stellten sich hinter ihn und finanzierten die wichtigsten Wahlfeldzüge der NSDAP.» Obwohl finanzielle Unterstützung aus industriellen Kreisen nicht zu leugnen ist, ist das ein Musterbeispiel raffiniert formulierter Halbwahrheiten, die im Ergebnis zu Klischees, zu Kollektivurteilen werden, welche die Wahrheit entstellen. Die Beispiele Kirdorf und Thyssen zeigen das besonders prägnant.

Zunächst ist festzustellen: Die Forschungen haben erwiesen, dass finanzielle Zuwendungen einzelner Industrieller im Verhältnis zum Gesamtbedarf der NSDAP nie ein Ausmass hatten, das für Wahlfeldzüge, für Organisation und Stärke des Parteiapparates entscheidend gewesen sein konnte. Wenn zu gewissem Zeitpunkt das eine oder andere Bankinstitut politische Schachzüge oder Intrigen finanziell untermauert hat, so waren das noch keine allgemeinen «Industriespenden» und machen auch im kritischen Rückblick die NSDAP nicht zur Partei oder zum Werkzeug der Grossindustrie und Grossfinanz. Davon ist noch zu sprechen. – Darüber hinaus hätte Fairness gefordert, zu bemerken, mit welchem Mut Kirdorf und Thyssen, vor allem Thyssen, aus der Einsicht des politischen Irrtums die Folgen zogen.

3. Kirdorf und Thyssen – die «bösen» Beispiele

Emil Kirdorf, der Gründer des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikates, war ein industrieller Manager mit einem hohen Einkommen, aber nicht, was im erwähnten Zusammenhang auch behauptet wurde, ein Mann, «in dessen Privatbesitz sich ganze Industriereiche befanden». Von ihm ist bekannt, dass er Hitler 1927 einen einmaligen Betrag von 100'000 Reichsmark gegeben hat; die Behauptung hingegen, Kirdorf habe durchgesetzt, vom Verkauf jeder Tonne Kohle 50 Pfennig in Hitlers Parteikasse fliessen zu lassen, wurde schon 1947 im Spruchkammerverfahren gegen Hugo Stinnes als phantastische Erfindung abgewiesen.

Die Tragik dessen, der als national gesinnter Patriot irrtümlich gehofft hatte, die Konfrontation mit politischer Verantwortung werde die Unmenschlichkeiten des NS-Programms abstreifen, kommt in dem Brief zum Ausdruck, den Kirdorf noch im ersten Jahr der Hitlerschen Herrschaft offen an die «Westfälische Zeitung» in Essen richtete, als damit begonnen wurde, den Antisemitismus in die Tat umzusetzen:

«Als ein unmenschliches Verbrechen erachte ich das Unmass der fortgesetzten antisemitischen Hetze. Eine grosse Zahl um Deutschland verdienter Menschen, deren Familien seit Jahrhunderten hier eingebürgert sind, hat man in grausamer Weise deklassiert und ihnen den Boden unter den Füssen weggenommen... Der Dolchstoss, den man diesen wertvollen Menschen versetzt hat, hat auch mich getroffen. Jetzt ist meine Hoffnung dahin, mein Vertrauen, ein neues, unbeflecktes, stolzes Deutschland noch zu erleben.»

Noch artikulierter äusserte und verhielt sich Fritz Thyssen. Wie gesagt, konnte der Nachweis nie geleistet werden, dass Thyssen in dem Sinne, wie Leiser das verstanden wissen will, auch nur einen einzigen Wahlfeldzug der NSDAP finanziert

hat. – In der Familie Thyssen herrschte ein starkes patriotisch-nationales Empfinden, das sowohl durch den Versailler Vertrag gekränkt wie durch gewisse Vorkommnisse innerhalb der Weimarer Republik besorgt war. Doch richteten sich die daraus erstandenen Anstrengungen und Hoffnungen weniger auf Hitler direkt, sondern bedeuteten den Versuch, dessen als machtvolle Realität nicht mehr zu leugnende Bewegung zu gewinnen und festzulegen auf politische und soziale Reformen, die als notwendig empfunden wurden.

Nachdem es der Weimarer Republik nicht gelang, die für eine gedeihliche Entwicklung nötige politische Stabilität zu erreichen, setzten manche politisch interessierten Kreise Hoffnungen auf ein berufsständisches System, für das sich bereits im Reichswirtschaftsrat Ansatzpunkte herausgebildet hatten. Erwartet wurde eine «Verfachlichung und Versachlichung» der politischen Problematik. Fritz Thyssen befasste sich nach dem wirtschaftlichen Zusammenbruch der Jahre 1930/31 ernstlich mit der Frage, ob nicht vielleicht die ständische Gliederung Deutschlands innerhalb eines freiheitlichen Rechtsstaates die nötige politische und wirtschaftliche Stabilität geben könne. Angeregt war er durch Arbeiten von Professor Othmar Spann und durch zahlreiche Aussprachen in einem von Abt Ildefons Herwegen im Kloster Maria-Laach vereinigten Arbeitskreis. Thyssen erachtete es als seine staatsbürgerliche und mäzenatische Pflicht, energisch für eine ständische Ordnung einzutreten. Hitler liess sich anscheinend gewinnen. Das schien die Hoffnung zu rechtfertigen, dass man die politische Bewegung, deren Programmatik teilweise als verworren beurteilt wurde, teilweise als zu unanständig, um ernst genommen werden zu dürfen, deren elementar drängende, nicht ohne Ursache emporgeschnellte Dynamik aber unübersehbar war, auf rational auswertbare, tragbare, konstruktiv artikulierte Ziele leiten könne. Thys-

sen gründete und finanzierte auch im Wesentlichen das «Institut für Ständewesen» in Düsseldorf. Wie immer das Problem als solches bewertet wird, das Institut arbeitete streng wissenschaftlich und unbedingt auf dem Boden einer freiheitlichen und rechtsstaatlichen Ordnung. Das Wirken der in diesem Institut zusammengefassten Mitarbeiter erregte sehr bald den Unwillen der Nazimachthaber. Schon 1934 wurde den Parteimitgliedern und der SA verboten, auch nur als Hörer teilzunehmen. Das Institut liess sich nicht länger halten.

Thyssen resignierte nicht. Schon 1936 versuchte er, über die deutsche Generalität, insbesondere über den damaligen in Münster/Westfalen Kommandierenden General, den späteren, an seiner verhängnisvollen Entschlusslosigkeit tragisch gescheiterten Generalfeldmarschall Hans von Kluge, das Regime zu stürzen. Fritz Thyssen, der auch Reichstagsabgeordneter war, erklärte sich bereit, sofort die zivile Spitze eines solchen Putsches zu übernehmen, ihn mit der Autorität seines überall bekannten Namens zu stärken und über den Rundfunk die entsprechenden Begründungen und programmatischen Erklärungen abzugeben. - Die Generalität fühlte sich nicht stark genug. - Nach der Kristallnacht legte Thyssen sein Amt als preussischer Staatsrat nieder.

Als auf den 1. September 1939 der Reichstag, offenkundig zum Zweck der Kriegserklärung an Polen, einberufen wurde, richtete Thyssen an den Reichstagspräsidenten Göring das Telegramm:

«Erhalte von Gauleitung Essen Aufforderung, mich zum Fluge nach Berlin bereitzuhalten. Ich kann dieser Aufforderung wegen unbefriedigendem Gesundheitszustand nicht Folge leisten. Nach meiner Meinung sollte eine Art Waffenstillstand möglich sein, um Zeit zum Verhandeln zu gewinnen. Ich bin gegen den Krieg. Durch einen Krieg wird Deutsch-

land auch in Abhängigkeit von Russland auf dem Gebiete der Rohstoffe gelangen und dadurch Stellung als Weltmacht verlieren.»

Hitler antwortete in der Reichstagsrede vom 1. September mit der offensichtlich auch gegen Thyssen gerichteten Drohung:

«Der Umwelt aber möchte ich versichern: ein November 1918 wird sich niemals mehr in der deutschen Geschichte wiederholen! So wie ich selber bereit bin, jederzeit mein Leben für mein Volk und für Deutschland einzusetzen, so verlange ich dasselbe auch von jedem andern! Wer aber glaubt, sich diesem nationalen Gebot, sei es direkt oder indirekt, widersetzen zu können, der fällt!

Verräter haben nichts mit uns zu tun! Wir alle bekennen uns damit nur zu unserem alten Grundsatz: Es ist gänzlich unwichtig, ob wir leben, aber notwendig ist es, dass unser Volk, dass Deutschland lebt.»

Deswegen wurde Fritz Thyssen von seiner Frau, seiner Tochter und seinem Schwiegersohn bedrängt, in die Schweiz zu flüchten, was er am 2. September tat. Auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen über die Einziehung des Vermögens und die Ausbürgerung von Nazifeinden wurde das Vermögen der Familie Thyssen vom NS-Staat konfisziert und Thyssen und seiner Frau die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen. Von der Schweiz floh Thyssen weiter nach Südfrankreich. Unmittelbar vor dem Waffenstillstand mit Frankreich und vor der bereits geregelten Ausreise zu seiner Tochter, die inzwischen nach Argentinien übersiedelt war, wurden Thyssen und seine Frau von der Regierung Pétain verhaftet und ausgeliefert.

Zunächst wurde das Ehepaar Thyssen in einer Irrenanstalt bei Berlin interniert. Göring machte Fritz Thyssen das Angebot, die Erklärungen gegen den Krieg zurückzuziehen und

sich öffentlich zum NS-Regime zu bekennen; Freiheit und Vermögen würden dann zurückerstattet. Nach Rücksprache mit seiner Frau lehnte Thyssen ab; seine Ehre und Überzeugung seien nicht käuflich.

Er und seine Frau wurden darauf in das Konzentrationslager Buchenwald und später in andere Lager «übergestellt». Vor dem Zusammenbruch war das Ehepaar Thyssen in Dachau und wurde von der SS in dem bekannten Prominenten-Transport zur befohlenen Einzelexécution in die Alpen verschleppt. Ein glücklicher Zufall brachte die Gefangenen in Kontakt mit einem regulären deutschen Truppenkörper, dessen leitender Offizier Thyssen kannte. Wenige Minuten vor der Hinrichtung wurden die Gefangenen gerettet.

Das ist die Wahrheit über den «Fall Thyssen».

4. Die «Industrie-Millionen»

Auf Seite 62 des Buches von Leiser steht:

«Gestützt auf die finanziellen Mittel der Industrie versuchte Hitler, auf legalem Wege Reichspräsident zu werden. Er kandidierte am 10. April 1932 gegen Paul von Hindenburg, der sowohl von den Sozialdemokraten als auch von der Zentrumspartei und den liberalen Gruppen im Reichstage gestützt wurde.»

Das ist einfach nicht wahr. Wenn es je möglich ist, zu sagen: «gestützt auf die finanziellen Mittel der Industrie», dann allerdings stützen diese Mittel, und nicht nur die Mittel, sondern auch Autorität und Ansehen der bedeutendsten Industriellen und Wirtschaftsführer die Reichspräsidentenkandidatur von Hindenburg als dem im Augenblick einzig möglichen Damm gegen Hitlers Flut.

Von der Unterstützung, die Hindenburgs Kandidatur u.a. durch Robert Bosch, Friedrich Flick, Gustav Krupp von Bohlen und Halbach und Tilo Freiherr von Wilmowsky erfuhr, wird noch zu sprechen sein. – Ebenso wird in dem später folgenden Beitrag des angesehenen SPD-Politikers Wilhelm Keil die Stelle aus dessen Memoiren zitiert, die ausführt, dass damals auch die Sozialdemokraten zur Verteidigung der Demokratie unternehmerische Gelder erhielten.

Die ungewohnte Offenheit, mit der der Nimbus der «grossen Namen» für Hindenburg in die politische Schlacht geworfen wurde, zeigt ein im Besitz des Herausgebers befindliches Plakat, das während des Wahlkampfes verbreitet wurde.

Das Plakat ist unterzeichnet u.a. von:

Behrens, Verbandsvorsitzender, Mitglied des Reichswirtschaftsrates, Berlin,

Dr. Berckemeyer, Generaldirektor, Berlin,

Bolte, Direktor, Präsident der Industrie- und Handelskammer Leipzig,

Krupp von Bohlen und Halbach, Essen,

Mangold, Syndikus des Wirtschaftsverbandes Mitteldeutschland, Halle,

Piatschek, Generaldirektor, Halle,

Dr. Reuter, Generaldirektor, Duisburg,

Freiherr von Wilmowsky, Landrat a. D., Marienthal, um nur einige der zahlreichen, im damaligen wirtschaftlichen Leben hervorstechenden Persönlichkeiten zu nennen.

Sogar G. W. F. Hallgarten, der sich sonst von ausgesprochenem Ressentiment gegen Industrie und Wirtschaft leiten lässt, trotz sich in seinem Buch «Hitler, Reichswehr und Industrie» (Frankfurt 1955, S. 109) das Eingeständnis ab:

«Während des Wahlkampfes sah er (Hitler) mit Bestürzung, dass der Hauptteil der deutschen Industrie noch immer die deutsche Volkspartei unterstützte..., die sich mit den Par-

teien der Weimarer Koalition zur Unterstützung der Kandidatur Hindenburgs vereinigte ... Zu Hitlers Ärger kontrollierten die Gegner seiner Herrschaft und Befürworter der Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften noch immer die Kommandostellen der Deutschen Republik und der deutschen Industrie.»

In dem als zuverlässig erwiesenen Buch «Adolf Hitler – das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit» (Zürich 1936, S. 312) stellt Konrad Heiden fest, dass Hindenburgs Wahlkampagne hauptsächlich «durch die Banken, die Grossindustrie und Geheimrat Duisberg von den IG-Farben» finanziert worden sei. Ebenso stellt Heiden fest, dass «die drei Grossindustriellen übrigens, die sich der solidesten und mächtigsten Leistung der Zeit nach dem ersten Weltkriege rühmen können, Carl Duisberg und Carl Bosch von den IG-Farben und Carl Friedrich von Siemens, Leiter des gleichnamigen Konzerns, Hitler nicht unterstützt, sondern ihn bekämpft haben».

Überhaupt beweisen die Namen wie Carl und Robert Bosch, Ernst Poensgen, Paul Reusch, Carl Friedrich von Siemens, Carl Duisberg und andere, dass die hervorstechendsten Unternehmerpersönlichkeiten der Epoche sowohl positiv zur Weimarer Republik als auch offen ablehnend gegen den Nationalsozialismus standen.

Zur Stützung von Behauptungen, wie Leiser sie verbreitet, wird häufig auch die Tatsache und der «Erfolg» von Hitlers Rede im Düsseldorfer Industriecolub vom 27. Januar 1932 angeführt.

Hitlers Rede ist im Wortlaut erhalten. Dass die verschwommenen Ausführungen führende Wirtschaftsleute gepackt hätten, ist schon psychologisch unvorstellbar. In Gebhards «Handbuch der Deutschen Geschichte», 1939 (!) herausgegeben in Stuttgart, wird festgestellt (Bd.IV, S. 187): «Aber Zuwendungen an Hitler wurden damals nicht vereinbart. Im

Gegenteil unterstützte die deutsche Industrie bei der Reichspräsidentenwahl 1932 im Wesentlichen die Deutsche Volkspartei, die sich mit den Parteien der Weimarer Koalition für Hindenburg einsetzte.» Bis heute ist noch kein einziger Beweis geleistet worden für die «Subventionslawine», die Hitlers Rede angeblich ausgelöst haben soll.

Die Presseberichte, die nicht im Sinne der Nazi-propaganda verfasst worden waren, stimmen im Urteil über Hitlers «Erfolg» überein. Das «Berliner Tageblatt» schrieb:

«Die Rede wurde mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen. Einige prominente Industrieführer drückten im besonderen schwere Besorgnisse aus über die wirtschaftspolitischen Ansichten Hitlers, vor allem aber auch über seine Auffassungen in Fragen der auswärtigen Politik.»

Die Berliner «Vossische Zeitung»:

«Alles in allem war das Echo auf Hitlers Argumente auffallend reserviert.»

Die «Kölnische Volkszeitung» nannte Hitler einen «gefährlichen Narren» und sagte:

«Es hiesse, den Düsseldorfer Industrieclub und die Mehrheit seiner Unternehmernmitglieder unterschätzen, wenn man davon sprechen wollte, dass Hitlers Vortrag Eindruck gemacht habe. Man kommt der Wahrheit näher, wenn man sagt, dass die Veranstaltung bei der Mehrzahl der Herren ein Gefühl gähnender Leere zurückliess.»

Der sozialistische Publizist Kurt Stechert stellt in dem 1945 erschienenen Buch «Wie war das möglich? – Der Ursprung des Dritten Reiches in historischer und soziologischer Beleuchtung» (Stochholm 1945, S. 316) fest: «Die weitverbreitete Auffassung, die deutsche Grossindustrie hätte die Hitlerpartei unterstützt, ist objektiv falsch.»

Über die Frage, woher das Geld kam, das Hitler zur Macht verhalf, sind wissenschaftliche Erhebungen gemacht worden.

Gegen massive industrielle Zuwendungen spricht schon das Ausmass der Verschuldung der NSDAP im Jahre 1932 und unmittelbar vor Hitlers Machtantritt. Nach übereinstimmenden Schätzungen betrug die Schulden Ende 1932 mindestens 12 Millionen Reichsmark, wahrscheinlich waren sie, geschätzt am erfassbaren Gesamtaufwand, weit höher. Wenn auf der einen Seite freiwillig oder unter politischem Druck gewisse Bankinstitute Überbrückungen gewährt haben, so steht dem auf der anderen Seite, wie Wilhelm Keil in seinem Beitrag zu diesem Buch und ausgiebiger in seinen Memoiren ausführt, die politisch unsachliche Haltung der Sozialdemokratie und gewisser Mittelgruppen gegenüber, die dem Kabinett Papen nicht die Chance liessen, durchzuhalten und dann Neuwahlen auszuschreiben, die Hitler einen zweiten Rückschlag, und unweigerlich damit verbunden, den Bankrott eingetragen hätten.

Wenn von den vielen «verpassten Gelegenheiten», vor allem des Heeres, gesprochen wird, so ist auch diese nicht zu vergessen.

Bei allen Spenden und Beiträgen muss grundlegend die Zeit *vor* und die Zeit *nach* der Machtübernahme unterschieden werden. Diese Unterscheidung trägt nicht einfach feigem Opportunismus Rechnung. Ein so unbestechlicher Beobachter wie der Sozialdemokrat Wilhelm Keil, der allerdings, wie seine Memoiren bezeugen, gesunden Menschenverstand und abwägende Gerechtigkeit stets über die Ideologie gestellt hat, betrachtet die *nach* der Machtübernahme geleisteten Beiträge in den meisten Fällen nicht mehr als Spenden, sondern als erpresst.

Mit Recht wurde bemerkt, der Nationalsozialismus sei die Bewegung und die Partei der monatlichen Einkommen zwischen 300 und 800 Reichsmark gewesen. «Darunter» lagen die eigentlichen Arbeiter; sie waren kommunistisch oder sozial-

demokratisch organisiert. «Darüber» war es, mit Ausnahmen, schon irgendwie unter der Würde, dazu zu gehören. Den grössten, letztlich entscheidenden Teil der Mittel, erbrachten die regelmässigen Mitgliederbeiträge, die Parteispenden, die Sammelaktionen in jenen Bevölkerungsschichten, die durch die Inflation entwurzelt und durch die Krise radikalisiert worden waren, also beim unteren Mittelstände, bei kleinen Gewerbetreibenden, teilweise bei Bauern und bei den Arbeitern, die nicht durch gewerkschaftliche und sozialdemokratische Traditionen gebunden waren. Peter Drucker schreibt in «The end of the economic man» (London 1939, S. 105):

«Gute Gründe rechtfertigen die Annahme, dass zum wenigsten drei Viertel der Gelder der Naziapartei, auch nach 1930, den wöchentlichen Mitgliederabgaben, namentlich deren der Arbeitslosen und Bauern, entstammten und aus den Eintrittsgebühren für die Massenversammlungen flossen, denen die Angehörigen der oberen Gesellschaftsschichten immer in auffälliger Weise femblieben.»

Hitlers dämonischer Begabung gelang es, aus kleinen Beiträgen grosse Summen zusammenzutragen: Parteiabzeichen, Embleme, Fahnen, Wimpel, Pamphlete, Uniformen, Kunstblätter, Rangabzeichen, alles wurde zu Geld gemacht. Hitler log nicht, als er am 10. Mai 1933 bei der Gründung der deutschen Arbeitsfront erklärte:

«Der Sieg der Revolution wäre niemals gekommen, wenn nicht meine Gefährten, die breiten Massen unserer kleinen Volksgenossen in unerhörter Treue und in unerschütterlicher Beharrlichkeit hinter uns gestanden wären.»

5. Robert Bosch – Hans Walz – Carl Goerdeler

Wie sehr gegenüber der Industrie und freien Wirtschaft noch undifferenzierte Vorstellungen herrschen, zeigt das im übrigen ausgezeichnete Buch von Dieter Ehlers «Technik und Moral einer Verschwörung – der Aufstand am 20. Juli 1944», Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Heft 62. Dort wird auf S. 97 ausgeführt (der Text enthält zwei mit * und ** bezeichnete Fussnoten): «Goerdeler benutzte *angeblich* (vom Herausgeber kursiv) Geschäftsreisen im Auftrage der Firma Bosch als Deckmantel, mit Wissen Boschs* – übrigens wohl der einzige Fall, von dem sich *theoretisch* (vom Herausgeber kursiv) sagen liesse, eine Verschwörertätigkeit sei von industrieller Seite ‚finanziert‘ worden. Kommunistische Folgerungen, Goerdeler habe sich dadurch korrumpieren lassen, erwiesen sich jedoch als absurd**.»

Die erste Fussnote lautet: «Eine Zusammenstellung von Zeugnissen über die Firma Bosch im Dienste der Verschwörung gibt Rothfels S. 226, Anmerkung 80.» (Gemeint ist Hans Rothfels: Die deutsche Opposition gegen Hitler, Krefeld 1949, Taschenausgabe in der Fischer-Bücherei, S. 198.) Hier handelt es sich also um eine Fussnote, die wiederum auf eine Fussnote verweist. – Die zweite Fussnote lautet: «Auch Remer erhob diesen Vorwurf während seines Prozesses in Braunschweig. Die ‚Dr. Goerdeler-Strasse‘ in Wurzen/Sachsen wurde 1961 auf Antrag der SED wieder umbenannt.»

Man muss die Aussage von Ehlers nicht einmal mit der strengen Unbestechlichkeit eines Karl Kraus prüfen, um zur Frage gezwungen zu sein: Was heisst hier «angeblich»? Lässt sich nicht feststellen, ob Goerdeler Geschäftsreisen «angeblich» oder in Tat und Wahrheit als Deckmantel für seine konspirative Tätigkeit benutzt hat? Und was heisst «theoretisch»?

Warum lässt sich nicht «praktisch» sagen oder feststellen, ob von industrieller Seite finanziert worden ist oder nicht? – Ehlers versucht das Kunststück, das heisse Eisen fallen zu lassen, bevor er es berührt hat.

Immerhin wurde in einem der klassischen Werke über die innere deutsche Opposition, in der Goerdeler-Biographie des Historikers und Universitätsprofessors Gerhard Ritter, der Tätigkeit und dem Verhalten von Robert Bosch und Hans Walz, dem engsten und vertrautesten Mitarbeiter von Robert Bosch, ein Abschnitt gewidmet, der aber das Ausmass des Engagements von Bosch und der Männer seines Kreises nicht annähernd zum Ausdruck bringt: Während voller acht Jahre, beginnend im Jahr der Berliner Olympiade, hat Robert Bosch aus eigenem Vermögen und gestützt auf die Ertragskraft seines Unternehmens die deutsche Freiheits-, Widerstands- und Erneuerungsbewegung wesentlich mitgetragen, mitfinanziert und mitgestaltet. Der hochbetagte Robert Bosch – er bis zu seinem Tode im Jahr 1942 – sowie Hans Walz und seine engsten Mitarbeiter trugen bis zum Kriegsende, vom 20. Juli 1944 an, wie Albrecht Fischers Schicksal zeigt, in erhöhtem Mass neben der Last der täglichen Führung eines industriellen Grossunternehmens noch die ständige Nervenspannung, dass eines Tages an der Haustür geklingelt werde und es nicht der Milchmann sei.

Im Oktober 1945 wurde Hans Walz von der amerikanischen Besatzungsmacht verhaftet und fast zwei Jahre lang unter bedrückenden Umständen festgehalten. Ich werde darauf im Vorwort zur Niederschrift von Hans Walz «Meine Mitwirkung bei der Aktion Goerdeler» noch zu sprechen kommen. Verschiedentliche, u.a. von Mitgliedern der Nordwürttembergisch-Nordbadischen Regierung, unternommene Versuche, die Missverständnisse um Walz zu klären, schlugen fehl. Auch der damals in Nord-Württemberg-Baden ein-

gesetzte amerikanische Militärgouverneur Dawson konnte mit einer zu Gunsten von Hans Walz eingeleiteten Intervention vorerst nicht durchdringen. Dawson hatte besonderes Vertrauen zu Walz und dies u.a. dadurch bekundet, dass er ihn im Herbst 1945 gebeten hatte, eine Liste geeigneter Minister für eine Nordwürttembergisch-Badische Regierung unter gleichzeitiger Charakterisierung der einzelnen Persönlichkeiten aufzustellen (s. die in Stuttgart 1955 erschienene Schrift von Otto Debatin «Der Vorläufige Württembergische Wirtschaftsrat des Jahres 1945», S. 104). Ebenso blieben die Bemühungen eines anderen Amerikaners, Mason, der aus amtlichen amerikanischen Akten wusste, dass Hans Walz der deutschen Widerstandsbewegung angehört hatte, erfolglos. Erst spät, im dreiundzwanzigsten Monat der Gefangenschaft, konnte ein Immediatbefehl des Generals Clay zur Freilassung von Hans Walz erwirkt werden, der damit etwas früher als seine in gleicher Verdammnis befindlichen Mitgefangenen in die Freiheit zurückkehrte.

Die nicht unbeträchtlichen Mittel, die von Robert Bosch für die Förderung der Freiheits- und Erneuerungsbewegung und für den Umsturzversuch zur Verfügung gestellt wurden, waren in der Hauptsache durch die Hand von Hans Walz und von Dr. Alfred Knoerzer, dem damaligen Finanzleiter der Firma Bosch, gelaufen. Da ein Teil der einschlägigen Unterlagen beim Brand des Verwaltungsgebäudes der Firma Bosch im Juli 1944 den Flammen zum Opfer fiel, kann die gesamte Höhe der genannten Aufwendungen für die Zeit von 1937/38 bis 1943/44 nicht genau angegeben werden. Hans Walz schätzt sie auf annähernd 1 Million RM. Das ergibt, in die heutige Kaufkraft umgerechnet, eine jährliche Leistung von mindestens einer Viertelmillion DM. Mit diesen Zahlen ist das wirkliche Ausmass der – von Ehlers als «theoretisch» charakterisierten – Hilfe, Deckung, Unterstützung, das ge-

samte Engagement, noch nicht erfasst. Auch die geldmässigen Leistungen waren zweifellos höher, weil Goerdeler nicht «angeblich», sondern in der Tat «Geschäftsreisen» für die Durchsetzung seiner politischen Ziele unternahm, räumlich ausdehnte und zeitlich verlängerte, und zwar stets im Einvernehmen mit dem Bosch-Kreis. Dies bezeugt überdies auch ausdrücklich Dr. Knoerzer, der heutige Aufsichtsratsvorsitzende der Firma Bosch.

In der genannten Summe sind die Leistungen für die Bekennende Kirche, für die «Deutsche Rundschau» von Rudolf Pechei und ähnliche Zwecke nicht enthalten.

Das Haus Bosch hat bis heute streng vermieden, aus seiner entscheidenden Beteiligung an der deutschen Freiheits- und Erneuerungsbewegung irgendwie direkt oder indirekt Propaganda-Kapital zu schlagen. Das Engagement wurde im Zweifelsfalle eher mit Understatement dargestellt. Dennoch sind so distanzierungsbereite Darstellungen wie die geschilderte von Ehlers erstaunlich. Keinem Fragenden wurde die Tür gewiesen. Demgegenüber zeigen die Niederschriften von Hans Walz und Albrecht Fischer die Kluft zwischen den gängigen Vorstellungen auf der einen Seite und der differenzierten und unvoreingenommen anerkannten Wirklichkeit auf der anderen Seite.

Natürlich ist das Phänomen Walz-Bosch-Goerdeler ein nicht zu verallgemeinerndes, aber auch kein ganz alleinstehendes Faktum; dabei ist auch zu berücksichtigen, dass ein Unternehmen, das zwar keine Waffen, aber kriegswichtiges Kraftfahrzeug- und Flugzeugzubehör fabrizierte, es eher wagen konnte, so zu handeln und so aufzutreten. Ein Konzern für Kosmetika hätte die Drohungen des württembergischen Gauleiters und Reichsstatthalters Murr, die «Nebenregierung Bosch» nicht mehr länger zu dulden, nicht so gelassen hinnehmen können. Dennoch darf der aus der Bedeutung des

Unternehmens erwachsene Schutz nicht überbewertet werden. Hitler hätte sich – bei Kenntnis der Tätigkeit von Bosch und Walz – keinen Augenblick gescheut, die beiden Gegner sofort zu vernichten, wie er es bei dem populärsten Mann des Dritten Reiches, Erwin Rommel, bedenkenlos getan hat. Klugheit, gepaart mit beispiellosem Mut, und eine meisterhafte Tarnung haben die Leiter des Hauses Bosch vor dem Schlimmsten bewahrt.

In dem Aufsatz «Das andere Deutschland und der Wirtschaftsraum Europa» im Juliheft 1964 der Zeitschrift «Wehr und Wirtschaft» weist Wilhelm Ritter von Schramm nach, dass der Gedanke eines europäischen Wirtschaftsraumes zum ersten Male praktikable Form gewann in den Überlegungen, Denkschriften, vorbereiteten Proklamationen und Reden der inneren deutschen Widerstands-, Freiheits- und Erneuerungsbewegung. Besonders Generaloberst Beck, der Sohn eines industriellen Unternehmers, war ausgesprochen geleitet von solchen wirtschaftlichen und übernationalen Gesichtspunkten. Schramm bezeichnete Bosch und seinen Kreis als «Lehrmeister» von Goerdeler. Der Artikel schliesst:

«Aber wer kennt diese Seite des ,20. Juli'? Wer kennt seine Schau der europäischen Zukunft? Gewiss ist die deutsche Freiheitsbewegung gescheitert. Aber sie hat ein Ideengut konzipiert und erarbeitet wie keine andere ,Widerstandsbewegung' in Europa, denen allen es nur um die Befreiung des Nationalstaates ging. Die Gruppe Beck-Goerdeler-Has-sell-Leuschner, für die ein Mann wie Robert Bosch wirtschaftlich Pate gestanden hatte, ging darüber hinaus. Ihre Denkschriften und Aufrufe, durch die ,List der Geschichte' mit Hilfe der Kaltenbrunner-Berichte erhalten und überliefert, haben zukunftsweisende Bedeutung. Sie sind ein ideelles Vermächtnis von europäischem Rang, das die junge Generation zu vollstrecken bestimmt ist.»

Auf die führenden, in die Pläne Goerdelers eingeweihten Männer des Hauses Bosch während der Jahre des Dritten Reiches lässt sich auch das Urteil beziehen, das der italienische Botschafter Attolico in dem berühmten Gespräch mit Carl J. Burckhardt über Ernst von Weizsäcker gefällt hat («Meine Danziger Mission», München 1960, S. 306 f.):

«Es gibt einen Mann, Sie kennen ihn, er versucht, dieses schwerste Spiel zu spielen, er ist ein deutscher Patriot und auch in seiner Weise ein Europäer, er tut alles mit bewundernswerter Anspannung, um den Krieg zu verhindern, niemand kann ihn bei irgend etwas behaften, keiner kann ihn überführen, das einzige, was für ihn gefährlich werden kann, ist der Leichtsinn, die Naivität und die Indiskretion der sogenannten Verschwörer...» (Auf Burckhardts Zwischenfrage: «Was ist sein Ziel?») «Sein Ziel? Dasselbe wie das meine, vermeiden, vermeiden, vermeiden! Wissen Sie, alles andere ist leichter, das Leichteste ist emigrieren und protestieren, aber auch Aufstände anzetteln, Komplote schmieden braucht weniger Kraft und Mut, als der harten Wirklichkeit Tag für Tag das Mögliche abzurufen, ohne Pathos, immer wieder geschlagen, immer wieder beginnend, Dinge scheinbar sanktionierend, die man verabscheut, zäh und ohne jeden Eigennutz, klug, mit beständiger äusserster Aufmerksamkeit und Anspannung.»

6. Hilfe an rassistisch Verfolgte

Attolicos Urteil gilt auch für die vielfachen, noch nicht systematisch erfassten Rettungsaktionen und Rettungshandlungen, die von industrieller und wirtschaftlicher Seite für die verfolgten Juden unternommen wurden. In dem Buch «Weg

und Schicksal der Stuttgarter Juden» (Stuttgart 1964,8.204 ff.) schreibt beispielsweise Maria Zelzer:

«Es scheint wie ein Wunder, dass aus dem Chaos der ‚Kristallnacht‘ doch wieder eine jüdische Verwaltung entstand. Sie nannte sich ‚Mittelstelle‘ und hatte nun nicht mehr für das kulturelle Wohlergehen der Juden zu sorgen; jetzt galt die Sorge dem nackten Leben. Eigentlich hätte ein Jurist an der Spitze dieser Organisation stehen sollen, aber in rechtloser Zeit war es kein Nachteil, wenn ein Musiker und Künstler die verzweifelte Schar leitete, Meister auch in der seltenen Kunst der Menschenbehandlung: Karl Adler. Er schildert seine Dienststelle: ‚Aus diesem Trümmerhaufen sollte ich nun eine neue Stelle aufbauen. Aber *wo* anfangen, nachdem auch alle anderen jüdischen Ämter und Wohlfahrtseinrichtungen demoliert, ausgeraubt oder sonst arbeitsunfähig gemacht worden waren? Da erbarmte sich eine grosszügige alte Frau L. und bot mir ihr winziges Gastzimmer als Büro an. Mein Schreibtisch war dort wochenlang die Marmorplatte ihrer altmodischen Waschkommode, während unsere Akten im Kleiderschrank und manchmal auch in der Badewanne aufgehoben wurden. – Zunächst bemühte ich mich als Leiter der jüdischen Mittelstelle, die jüdischen Wohlfahrtseinrichtungen wieder in Gang zu bringen. Aber woher das Geld nehmen, nachdem die Juden über ihre eigenen Bankkonten nicht mehr frei verfügen durften? Schon während meiner Gefängniszeit wurde meiner Frau eine ansehnliche Summe zur Steuerung der jüdischen Not von einem anonymen Spender durch den nicht-jüdischen Arzt Dr. G. überbracht. Bald erkannte ich die Quelle, aus der diese lebensrettenden Mittel flössen: Direktor Hans Walz von der Firma Robert Bosch. Weitere Beträge folgten später, die mir durch Baurat Fischer und Direktor Bäuerle persönlich ausgehändigt wurden. – Die jüdische Mittelstelle stand unter Doppelaufsicht von Gestapo und

‚Sicherheitsdienst‘, die einen eigenen Raum inmitten unserer Büros hatten. Da gab es manche Reibungen zwischen diesen beiden Stellen, deren Opfer in jedem Falle wir waren. Unser gesamter Post- und Telephonverkehr – sogar mein privater – wurde überwacht. Unmittelbar vor Kriegsbeginn kam zu mir eine Gruppe von Auswanderern, die schon abfahrbereit waren, jedoch ‚aus Sicherheitsgründen‘ von den deutschen Behörden nicht mehr hinausgelassen wurden. Nach vielen Mühen wurde mein Vorschlag, sie auf unsere Kosten und Verantwortung in einem Gefangenentransportwagen zur Grenze zu befördern, angenommen. Zwar wurden die Auswanderer tatsächlich unter schwerer Bewachung nach Kehl gebracht, dort aber von SS-Leuten derart misshandelt, dass sie lieber ihr Handgepäck auf deutschem Boden zurückliessen, nur um schnellstens über die Rheinbrücke zu gelangen. Alle diese aussergewöhnlichen Auswanderungsfälle wären nicht möglich gewesen ohne die grosszügige Hilfe der Firma Bosch, vertreten durch den schon erwähnten Direktor Hans Walz, dessen menschliche Grösse in unserem Kreise nie vergessen wird.»

Die Jahre der Schreckensherrschaft schildert im gleichen Buch (S. 230 h.) die Stuttgarterin Martha Haarburger:

«In schwerer Zeit bin ich nicht ohne Hilfe geblieben. Meine nichtjüdischen Freunde haben mir Treue bewiesen, haben mir beigestanden, und oft genug haben Menschen unter eigener Gefahr die Verbindung mit mir aufrechterhalten. Die Leitung der Firma, in der ich viele Jahre gearbeitet hatte, die Farbenfabrik C. Siegle & Co. in Stuttgart-Feuerbach und Besigheim, hat meine Entlassung, soweit es ihr möglich war, hinausgeschoben, und hat mir in der Zeit danach noch geholfen. Entscheidende Hilfe verdanke ich Herrn Hans Walz, Direktor der Robert Bosch GmbH in Stuttgart. Ohne seine Hilfe wäre ich nicht mehr am Leben. Herr Walz hat vielen

Stuttgarter Juden geholfen. Er kannte mich nicht persönlich. Ich selbst wusste auch nichts von der Möglichkeit einer solchen Hilfe. – Frau Luzie Breitling, die immer wieder, die eigene Gefahr nicht achtend, Gutes für mich getan hat, schilderte Herrn Walz Ende 1941 meine schwierige Situation (ich war krank, hatte hohes Fieber und stand kurz vor dem Abtransport nach Riga). Herr Walz griff ein. Ich wusste damals noch nicht, dass er mir dadurch das Leben gerettet hatte. Herr Walz hat mir dann unter grossen Schwierigkeiten eine Beschäftigung im Hause Bosch verschafft. Bis zu meiner Deportation konnte ich dort auf meinem Fachgebiet, Farbenchemie, für die Firma tätig sein. – Solange ich bei Bosch arbeitete, wurde ich, durch die Firma bei den Behörden angefordert, von einigen Transporten in den Osten zurückgestellt. Als es nicht mehr gelang, mich zu reklamieren, und ich im Jahre 1943 einem Transport nach Auschwitz zugeteilt wurde, vermochte Herr Walz schliesslich noch zu erreichen, dass ich in einen Transport nach Theresienstadt eingegliedert wurde. Das war die Rettung vor der sofortigen Vergasung.»

7. Alex Haffner und die «Nazi-Quote»

Es gab zu jener Zeit aber auch einzelne Industrieführer, die gesonnen waren, mit den drastischsten Massnahmen gegen das herrschende Regime vorzugehen. Dr. Alex Haffner, damals Generaldirektor der Salamander-Schuhfabrik in Kornwestheim bei Stuttgart, war 1934 ein erstes Mal angezeigt worden, weil er im Schlafwagen des Nachtzuges Stuttgart-Berlin offen erklärt hatte, Hitler müsse umgebracht werden. Im Laufe der Jahre wurde Haffner immer skeptischer gegenüber den Versuchen, den Umsturz, vor allem

die Beseitigung Hitlers, durch die Generalität zu erreichen. Wie bezeugt ist, hat er eine Million Reichsmark und, wenn nötig, weitere Summen verbindlich angeboten, um das Attentat über einen hohen SS-Offizier oder eine SS-Gruppe zu erreichen. Dort herrschten nicht wie im Offizierskorps Bedenklichkeiten über die Zulässigkeit des Attentats, die Bindung des Eides; angesichts der ständigen Rivalitäten, hoffte Haffner, könne vielleicht ein bei der Beförderung oder Dekorierung Übergangener, der sich überdies noch in Geldnöten befände, gewonnen werden. – Haffner unterscheidet im Rückblick ein antinazistisches Verhalten nach *aussen* (wie eben Versuche, mit Hilfe hoher Geldbeträge das Regime zu beseitigen) und ein solches Verhalten nach *innen*, das versuchte, den Betrieb so nazifrei und nazi-unbeeinflusst wie möglich zu halten. Auch in dieser Hinsicht ist viel geschehen, erkämpft, vermieden, bewahrt und an menschlicher Substanz in die freiere Zukunft gerettet worden, das noch unbekannt ist. Unter Haffners Führung brachten es beispielsweise die Salamander-Werke fertig, die minimale «Nazi-Quote» von 3 Prozent in der Belegschaft nie zu überschreiten.

8. Nikolaus Christoph von Halem – Theodor Haubach

Eine der hellsten Gestalten des inneren deutschen Widerstandes ist der Grosskaufmann Nikolaus Christoph von Halem, den auch Ritter in seinem Buch über Carl Goerdeler (S. 124) «einen der aktivsten Widerstandskämpfer» nennt. Der 1905 Geborene wurde Jurist. 1933 trat er aus dem Staatsdienst aus und war dann in der Lederindustrie, zeitweise in der Dienststelle Joseph Wagner für den Vierjahresplan und in der «Reichsgruppe Industrie» tätig. Er be-

nützte alle diese Stellungen, um in- und ausländische Gesprächspartner zu informieren und auf die Gefahr des nationalsozialistischen Regimes aufmerksam zu machen. Halem nahm Fühlung auf mit Beppo Römer, einem der Führer des Freikorps Oberland, der Hitler glühend hasste und geeignet war, ein Attentat durchzuführen. Halem finanzierte Römer und seine Kameraden durch Scheineinstellung im Berliner Büro der Oberschlesischen Hüttenwerke. Die Verschwörung wurde entdeckt. Halem verbrachte zwei Jahre im Zuchthaus und wurde mehrfach gefoltert. Am 16. Juni 1944 wurde er zusammen mit Mumm von Schwarzenstein vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Der Abschiedsbrief des noch nicht Vierzigjährigen an seine Mutter ist ein «document humain», das für sich allein Churchills zitiertes grossherziges Urteil über die innere Bewegung gegen Hitlers Tyrannei rechtfertigt.

Der religiöse Sozialist Theodor Haubach fand 1938 nach langjähriger KZ-Haft Aufnahme im Berliner Büro der Firma Felix Schoeller & Bausch. Darüber schreibt Viktor Th. Bausch, einer der Firmeninhaber, in dem von Walter Hammer zusammengestellten Buch «Theodor Haubach zum Gedächtnis» (Hamburg 1955,8.56):

«Bald nach seiner Entlassung aus dem KZ nahm ich Dr. Theodor Haubach als alten Freund und politischen Gesinnungsgenossen in den Kreis meiner engeren Mitarbeiter im Rahmen der Firma Schoeller & Bausch auf, nachdem durch Verhandlungen mit der Gestapo diese Einstellung gewissermassen legalisiert worden war. Haubach übernahm im Berliner Büro der Firma die Bearbeitung bestimmter Rohstoff-Fragen, insbesondere im Verkehr mit den unzähligen Behörden, Wehrmachts- und Parteidienststellen. Derart ergaben sich für Haubach Möglichkeiten genug, seine illegale Arbeit zu tarnen.»

9. IG-Farben und die Konzentrationslager

So undifferenziert wie die Behauptung Ehlers' von der offenbareinmaligen und lediglich «theoretischen» Finanzierung der Widerstands- und Freiheitsbewegung ist auch die Legende, die sich besonders im Zusammenhang mit der IG-Farben-Industrie um die Zwangsarbeits- und Konzentrationslager gebildet hat. Diese Lager sind in keinem Falle privatwirtschaftlich geführt worden.

Schon das Urteil des Internationalen Gerichtshofes von Nürnberg gegen Friedrich Flick, das am 22. Dezember 1947, also vor der Berliner Luftbrücke, gefällt worden war, sagt:

«Es ist jedoch beachtlich, dass auf Grund des vorliegenden Beweismaterials feststeht, dass das Sklavenarbeitsprogramm von Regierungskreisen ausgegangen ist und ein Programm der Regierung darstellte, und dass die Angeklagten an der Ausarbeitung und Ingangsetzung dieses Programms uneteiligt waren; ferner sollte man nicht vergessen, dass schon geraume Zeit vor der Einführung des hier unter Erörterung stehenden Sklavenarbeitsprogramms der Arbeitseinsatz innerhalb der deutschen Industrie durch die Reichsregierung gelenkt und durchgeführt wurde. Das Beweismaterial lässt erkennen, dass die Angeklagten selbst in den Fällen, in denen dieses Programm ihre eigenen Betriebe betraf, keine tatsächliche Kontrolle über dessen Durchführung besaßen. Das Beweismaterial zeigt im Gegenteil, dass dieses vom Staate dergestalt geschaffene Programm auch vom Staate in allen Einzelheiten geregelt und streng kontrolliert wurde ... Es ist bewiesen worden, dass die hier in Frage kommenden Betriebsleiter die Kriegsgefangenenlager oder KZ-Arbeitslager, die mit ihren Betrieben in Verbindung standen, nicht ohne Weiteres besuchen durften, sondern dass die Besuchsgenehmigung im Ermessen der Lageraufsichtsbehörden stand. Die

Evakuierung kranker KZ-Arbeiter aus dem KZ-Arbeitslager beim Gröditz-Werk, welche zum Zwecke ihrer ‚Liquidierung‘ seitens der SS durchgeführt wurde, ist trotz der Bemühungen des Betriebsleiters erfolgt, die Ausführung dieser Greuel-taten zu vereiteln, und zeigt nur zu deutlich das Ausmass und die Endgültigkeit der Kontrolle und Aufsicht, mit der die SS betraut war und welche sie über die KZ-Lager und deren Insassen ausübte.»

Ähnliche Feststellungen trifft auch das IG-Farben-Urteil vom 29. und 30. Juli 1948:

«Gegenüber diesen unbestreitbaren, von der höchsten Autorität (des Internationalen Militärgerichtes) festgestellten Tatsachen kann das erkennende Gericht nicht feststellen, dass die Angeklagten die Unwahrheit gesagt haben, wenn sie versicherten, dass ihnen keine andere Wahl geblieben sei, als in allen Angelegenheiten des Sklavenarbeitsprogramms im Einklang mit den Befehlen der Regierung Hitlers zu handeln. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass die festgesetzten Produktionsprogramme nicht zu erfüllen oder für die Erfüllung nicht Sklavenarbeiter zu verwenden, eine Herausforderung bedeutet hätte, die als hochverräterische Sabotage behandelt worden wäre und sofort harte Vergeltungsmassnahmen im Gefolge gehabt hätte. Es ist sogar glaubhaft erwiesen, dass Hitler die Gelegenheit, an einer führenden Persönlichkeit der IG ein Exempel zu statuieren, freudig begrüsst hätte.»

Dass, so grausam, ja zynisch das klingt, auch hier, wenn schon eine Wahl, dann nur die des kleineren Übels blieb, bestätigt ebenfalls das IG-Urteil:

«Es ist klar erwiesen, dass die IG eine menschenunwürdige Behandlung der Arbeiter nicht beabsichtigt oder vorsätzlich gefördert hat. Tatsächlich hat die IG sogar Schritte unternommen, um die Lage der Arbeiter zu erleichtern. Freiwillig

und auf eigene Kosten hat die IG den Arbeitern auf der Baustelle eine heisse Mittagssuppe verabreicht. Dies war ein Zusatz zu den üblichen Rationen. Auch die Bekleidung ist durch Sonderlieferungen der IG ergänzt worden.»

Wie es in Tat und Wahrheit um den Einsatz und die Behandlung von ausländischen Arbeitskräften und Konzentrationslagerhäftlingen in deutschen Industrie- und Rüstungsbetrieben stand, davon legt auch das in der Deutschen Industrieverlags-GmbH erschienene Buch von Hans-Eckhardt Kannapin «Wirtschaft unter Zwang» (Köln 1966) beredtes Zeugnis ab. Kannapin schreibt (a. a. O., S. 13 7 f.):

«Dass der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, keineswegs nur allgemeine Drohungen gegen die Inhaber deutscher Firmen und gegen andere deutsche Wirtschaftler aussprach, geht aus einer Rede Himmlers vom 14. Oktober 1943 in Bad Schachen hervor, die dieser im Rahmen einer Befehlshabertagung zu Sicherheitsfragen gehalten hatte. In dieser Rede wies Himmler auf Todesurteile gegen «Fabrikbesitzer durch den Volksgerichtshof hin. Wer sich als Defaitist erweise, so erklärte Himmler, falle gnadenlos dem Gesetz des Krieges zum Opfer und verliere seinen Kopf. Wo es notwendig sei, müsse hart und unbarmherzig gestraft werden. Gemäss Runderlass des Reichssicherheitshauptamts vom 4. November 1942 war gegen solche Personen einzuschreiten, die sich weigerten, Abkommandierungen zum Einsatz in den besetzten Gebieten nachzukommen. Dies traf nicht nur auf sogenannte Gefolgschaftsmitglieder des öffentlichen Dienstes, sondern auch auf Angehörige der privaten Wirtschaft zu. Der Runderlass des Reichssicherheitshauptamts ging auf einen Erlass des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz vom 18. August 1942 zurück, der den Reichstreuhändern der Arbeit und den Reichstreuhändern für den öffentlichen Dienst zur Kenntnis gebracht wurde. Durch

Befehl des Reichsführers SS vom 26. Oktober 1940 waren Staatspolizei(leit)stellen, Kriminalpolizei(leit)stellen und die SD(Leit)-Abschnitte ermächtigt, für ihre eigenen Belange von den Arbeitsämtern die Bereitstellung von Ersatz- und Ergänzungskräften zu verlangen. Was Goebbels und Bormann von den Massnahmen Speers hielten, um bei der Rüstungsproduktion die ‚Selbstverantwortung der Industrie‘ zu mobilisieren, geht aus einem Schreiben Albert Speers an Adolf Hitler vom 20. September 1944 hervor.

Als Speer auf Weisung Hitlers aus der Rüstung führende Techniker und Betriebsleiter zusammenfasste, um mit diesen einen Apparat zu schaffen, der unabhängig von dem Waffenamt des Heeres die Rüstungsaufgaben fachmännisch bewältigen sollte, war es der Partei klar gewesen, dass die ‚Wirtschaftler keinen Kontakt zu den Dienststellen der Partei besaßen und nur fachlich arbeiten wollten. Das Ministerium Speer wurde dann auch in der Folgezeit als ‚partei fremd‘ bezeichnet. Goebbels und Bormann sprachen in abschätziger Weise von einem «Sammelbecken der reaktionären Wirtschaftsführer oder bezeichneten die Tätigkeit der Wirtschaftsführer überhaupt als ‚partei feindlich‘.»

10. Friedrich Flick

Nicht nur im Zusammenhänge mit der Finanzierung des Nationalsozialismus vor der Machtübernahme sind die falschen Legenden bezeichnend, die zum Beispiel den Grossindustriellen Friedrich Flick umweben. Der Begründer und Wiedererbauer seines grossen Industriekonzerns hat vor dem Nürnberger Tribunal im «Flick-Prozess» erklärt, seine Laufbahn und sein Erfolg sei der Beweis, dass man es durch die ganze

Weimarer Zeit zu etwas bringen konnte, ohne mit den Nationalsozialisten zu tun gehabt zu haben. Flick ist vielleicht das markanteste Beispiel des hochqualifizierten Fachmannes, der gegenüber der nationalsozialistischen Tyrannei bis an jene Grenze ging, an die ein Mann gehen konnte, der sich – möglicherweise gerade wegen seines überragenden Fachkönnens – zum politischen Eingreifen, zur direkten politischen Tat nicht befähigt und berufen fühlte. Das Nürnberger Tribunal hat mehrfach das Zeugnis entgegengenommen, Flick habe während der Nazizeit in aller Offenheit bekundet, 90 Prozent oder sein ganzes Vermögen würde er dafür hingeben, könnte er damit sein Vaterland von der Nazi-Verbrecherbande befreien. Er musste immer wieder von Felix Kersten, dem berühmten «Masseur» Himmlers auf das Ausmass der Gefährdung aufmerksam gemacht werden, in der er sich befand. Flick hat auf seinem Landgut bis zum Zusammenbruch 1945 das Grabdenkmal des früheren jüdischen Gutsverwalters unberührt durchgehalten. Die am «20. Juli» mitverschworbenen Offiziere waren sich zum grossen Teil einig, sofort nach einem gelungenen Putsch aus der Armee auszutreten, um das Einmalige ihrer Tat zu bekunden. Flick hat einem der aktivsten unter ihnen, dem General Lindemann, mit dem Ziel, ihn inmitten dieser Nervenspannung wenigstens von dieser Sorge zu entlasten, eine Stellung in seinem Unternehmen versprochen.

Flick hatte sich den Machthabern des Dritten Reiches gegenüber von Anbeginn an äusserst missliebig gemacht, da er sich durch seine starke Unterstützung der anti-nationalsozialistischen Parteien in der zweiten Reichspräsidentenwahl eindeutig gegen die Kandidatur Hitlers festgelegt und sich für die zusammengefasste Aktion der antinationalsozialistischen Kräfte zur Wahl des unter damaligen Gesichtspunkten einzig möglichen Gegenkandidaten Hindenburg mit Erfolg und mit

selbst für seine Mittel ungewöhnlichen Summen eingesetzt hatte.

Das Nürnberger Urteil gegen ihn führt dazu aus: «Die Furcht der Angeklagten (Flick und Steinbrink) vor Vergeltungsmassnahmen ist schon erwähnt worden; insoweit war Flick leichter verwundbar. Er hatte Hindenburg mit sehr erheblichen Summen unterstützt, als dieser bei der Reichspräsidentenwahl 1932 über Hitler den Sieg davontrug. Dies war zweifelsohne nicht vergessen.»

Abgesehen von den zahlreichen Fällen der während des Dritten Reiches ununterbrochenen persönlichen und geschäftlichen Verbindung, der fairen Behandlung und der Hilfe für jüdische Geschäftsfreunde und Mitarbeiter war Friedrich Flick, wie erwiesen und ausgeführt, ein ausgesprochener Gegner des nationalsozialistischen Systems, der aus seiner Gesinnung keinen Hehl machte und daher auch nie aus dem Bannkreis der verdächtigen und oppositionellen Industriellen heraustrat.

Das Nürnberger Urteil führt unter anderem aus:

«Wenn man von gewissen Tätigkeiten Steinbrinks absieht, standen die Angeklagten (Flick, Steinbrink, Burkart, Kaietsch, Weiss, Terberger) in keiner Verbindung mit der nationalsozialistischen Regierung: sie waren vielmehr private Bürger, die als Geschäftsleute sich in der deutschen Schwerindustrie betätigten. Ihre Verteidiger und Flick in seinem Schlusswort haben behauptet, dass der Industrie selbst, die sie verkörperten, der Prozess gemacht werde. Sie haben für diese Annahme eine gewisse Rechtfertigung.»

Über die Flick übertragene Verwaltung lothringischer Stahlwerke, deren Eigentümer durch die Kriegsereignisse vertrieben worden waren, führt das Urteil aus:

«Eine Gesellschaft mit der Bezeichnung Rombacher Hüttenwerke GmbH wurde von Flick ins Leben gerufen, um die

Werke in Betrieb zu nehmen. Der Betrieb dauerte vom März 1941 bis zur Invasion der Alliierten, das ist ungefähr bis zum 1. September 1944. Alle Gewinne wurden zu Reparaturen, Verbesserungen und neuen Einrichtungen verwendet. Als sich die alliierten Armeen Rombach näherten, gaben die deutschen Verwaltungsbehörden den Befehl, die Betriebe zu zerstören; dieser Befehl ist jedoch von den Beamten des Treuhänders nicht beachtet worden. Als die französische Leitung zurückkehrte, waren die Betriebe unbeschädigt. Die Aussagen gingen auseinander bezüglich des Zustandes der Werke Anfang 1941 und September 1944. Die Beweisaufnahme hat uns davon überzeugt, dass der Treuhänder die Anlagen in besserem Zustand hinterlassen hat, als sie seinerzeit übernommen worden waren. – Es war ohne Zweifel Görings Absicht, das Werk bis zum äussersten für die deutsche Kriegsfertigung auszubeuten. Wir glauben nicht, dass das auch Flicks Absicht war.»

Zu den persönlichen Verhältnissen der Angeklagten Flick und Steinbrink führt das Urteil aus:

«Beide Angeklagte sind in die NSDAP eingetreten, Steinbrink früher als Flick, aber nach der Machtergreifung. Parteimitgliedschaft war gleichfalls für sie eine Art Versicherung. Sie haben nicht an den Handlungen der Partei teilgenommen und auch nicht an ihre Ideen geglaubt. Sie haben ihre Zugehörigkeit zur Kirche nicht aufgegeben. Steinbrink gehörte zu Pastor Niemöllers Gemeinde und intervenierte zweimal, um dessen Einsperrung zu verhindern. Das erste Mal hatte er mit Görings Hilfe Erfolg. Als Niemöller wiederum verhaftet wurde, hatte Steinbrink eine Unterhaltung mit Himmler und brachte Himmler dazu, Hitler um Niemöllers Entlassung zu bitten, was jedoch zurückgewiesen wurde. Die Angeklagten haben die Greuelthaten der SS weder gebilligt noch stillschweigend hingenommen. Es ist undenkbar, dass Steinbrink,

der Kommandeur eines U-Bootes, der sein eigenes Leben und das seiner Mannschaft aufs Spiel gesetzt hat, um die Überlebenden eines von ihm versenkten Schiffes zu retten, sich gern an der Hinschlachtung von Tausenden schutzlosen Menschen beteiligen würde. Flick hatte im Voraus Kenntnis von dem Anschlag auf Hitlers Leben im Jahre 1944; er hat einen der Verschwörer beherbergt.»

11. Der sogenannte Keppler-Himmler-Kreis

In dem Bemühen, privates Betriebseigentum vor der Verstaatlichung zu bewahren, war während der ganzen Dauer des Dritten Reiches eine oft schwierige und zermürbende Abwehr- und Widerstandshaltung enthalten, die vielfache Kaschierung verlangte.

Unter diesem Gesichtspunkt ist auch die immer wieder zitierte Zugehörigkeit von Flick und anderen zum «Freundeskreis» Heinrich Himmlers zu werten. Das angeführte Nürnberger Urteil hat das Argument der «Lebensversicherung» anerkannt.

Das ganze Gebilde der SS wie auch die zweifelsohne diabolische, aber seltsam komplexe Persönlichkeit Heinrich Himmlers sind weit vielschichtiger, als gemeinhin angenommen wird. Das Nürnberger Urteil gegen Flick sagt dazu:

«Glaubhafte Beweise zeigen, dass Himmler eine Doppelpersönlichkeit hatte: er war einerseits ein wohlzogener Mann mit kulturellen Interessen und andererseits ein unmenschliches Ungeheuer. Dass er bei diesen Versammlungen als der Gentleman und freundliche Gastgeber erschienen ist, bezweifeln wir nicht.»

Auch C. J. Burckhardt bezeugt in «Meine Danziger Mission»

(a. a. O., S. 124): «Himmler war klüger als sein Auftreten und seine Taten, und vielleicht infolgedessen war er so ausgesprochen untreu.» Man könnte wohl auch sagen «bestechlich»; das beweisen die einzigartigen Beziehungen zu seinem Masseur Kersten, den er nicht in Geld, sondern mit Menschenleben und Möglichkeiten zu humanitärem Eingreifen honorierte. Sicher würden globale Werturteile – wie SA = schlimm, SS = schlimmer – die diabolische Kompliziertheit der Verhältnisse unerlaubt simplifizieren.

Aufschlussreich ist auch das Verhältnis von Hans Walz zum sogenannten Keppler-Himmler-Kreis. Als Beauftragter Robert Boschs wurde Walz in diesen Kreis berufen, blieb aber dessen Zusammenkünften nach anfänglicher Teilnahme ostentativ fern und schied auf Grund einer harten Auseinandersetzung mit dem Geschäftsführer des Kreises, Krancfuss, endgültig aus, obgleich selbst Goerdeler gemahnt hatte, durch einen solchen provokatorisch wirkenden Schritt nicht unabsehbare Verwicklungen heraufzubeschwören. – Überhaupt konnte auch Walz trotz seiner ablehnenden Einstellung zum Dritten Reich schon als Führer eines der damals bedeutendsten wehrmachtswichtigen Grossbetriebe Deutschlands sich nicht ganz von den herrschenden Gewalten absentieren. Mit der Zeit musste er sogar die eine oder andere «Auszeichnung» über sich ergehen lassen.

Was den gemeinsamen Besuch von Konzentrationslagern, insbesondere desjenigen von Dachau betrifft, sei auf den in C. J. Burckhardts «Meine Danziger Mission» zitierten Brief des Verlegers Henry Goverts an Burckhardt vom 30. Januar 1947 verwiesen (a. a. O., S. 62):

«Als ich nach Beendigung des Krieges in Heidelberg studierte, befreundete ich mich mit jungen Sozialisten, zu denen Dr. Carlo Mierendorff, Dr. Theodor Haubach und Wilhelm Leuschner, der spätere hessische Innenminister und Gewerk-

schaftsführer, gehörten. Alle drei Freunde, die heute tot sind, verbrachten längere Zeit in deutschen Konzentrationslagern, Mierendorff sogar fünf Jahre. Mit diesen dreien hatte ich vor dem Zweiten Weltkrieg verschiedene Gespräche über die Besuche von Ausländern, besonders Quäkern, in den deutschen Konzentrationslagern und über die Methoden, mit denen die SS immer wieder verstand, die ausländischen Besucher über den wahren Charakter der Konzentrationslager zu täuschen.»

12. Die Krupp-Legende

In dem bereits zitierten Buche «Mein Kampf» von Erwin Leiser werden auf den Seiten 96/97 Grossindustrielle beim Hitler-Gruss gezeigt. Die Legende lautet:

«Niemand war mehr bereit, sich Hitler in den Weg zu stellen. Vor allem die Industrie zeigte jetzt unverhüllt, dass sie ihn anerkannte und unterstützte. Dr. Albert Vogler, Generaldirektor des Bochumer Vereins, Dr. A. von Rentzien, Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages, und Gustav Krupp von Bohlen und Halbach (von links nach rechts) bekannten sich ab 1933 offen zu Hitler. Ihr Ziel war die Aufrüstung. Nur mit Hitler konnten sie es erreichen.»

Hier wird die Krupp-Legende der «Kanonenkönige, die nach der Aufrüstung gierten», gepflegt. Die Behauptung ist ganz einfach, nämlich durch unwiderlegliche Zahlen, ad absurdum zu führen: 1933 betrug die Waffenproduktion der Firma Krupp 3,13 Prozent gegenüber einem Export von rund 15,5 Prozent. – Eine finanzielle Unterstützung Hitlers durch die Firma Krupp ist nicht bekannt. Sie erscheint darüber hinaus unwahrscheinlich, weil Gustav Krupp von Bohlen und

Halbach und sein Schwager Tilo Freiherr von Wilmowsky noch im Jahr 1932 sich offen für die Wahl Hindenburgs eingesetzt haben. Gustav Krupp von Bohlen und Halbach hat Hitler bis zur Machtübernahme nie gesehen. Dass der aus dem Beamtenadel Stammende es dann einfach für unfassbar hielt, dass die anscheinend legale Obrigkeit verbrecherisch war, ist ein politischer Irrtum, aus dem nicht nur er allein erwachen musste.

1933, als Deutschland 5 Millionen Arbeitslose zählte, hing bereits die Existenz von Millionen von Menschen vom Hause Krupp ab; jede Gefährdung dieser Existenzen hätte die Situation noch weiter radikalisiert. Das zeigt, wie schmal die Möglichkeit politischer Aktionen auf jeden Fall war. Krupp von Bohlen und Halbach hat Goerdeler nach dessen Rücktritt als Oberbürgermeister von Leipzig im Jahre 1936 den Vorsitz des Aufsichtsrates angeboten. Hitler verbot die Annahme dieses Angebots. Der Finanzdirektor Loeser der Firma Krupp gehörte zum Goerdeler-Kreis und war nach gelungenem Umsturz als Finanzminister vorgesehen. Er und Tilo von Wilmowsky und dessen Frau, die Schwester von Frau Krupp, wurden nach dem 20. Juli 1944 in Konzentrationslager und Gefängnisse verschleppt, aus denen sie erst das Kriegsende befreite.

In dem Buch «Warum wurde Krupp verurteilt?» (Düsseldorf 1962, S. 30 f.) schrieb Tilo von Wilmowsky:

«Gustav Krupp, Diplomat mit grosser Ausländserfahrung und Beamter mit untadeligem, fast übersteigertem Pflichtgefühl, verstand seine Aufgabe nie anders denn als die eines Treuhänders des grossen Unternehmens. Seine Erziehung begründete seine unbedingte Loyalität gegenüber der Staatsführung. Obwohl seiner politischen Einstellung nach eher konservativ, diente er ohne Vorbehalt den sozialistischen und demokratischen Regierungen der Weimarer Republik

ebenso wie vorher der Kaiserlichen Regierung. Bezeichnend für ihn ist, dass er sich nach 1918 in seinem Hause selbst eine nur kritische, geschweige denn eine tendenziös-polemische Äusserung über den sozialdemokratischen Reichspräsidenten Ebert mit an ihm ungewohnter Heftigkeit verbat – gewiss keine Selbstverständlichkeit im Hause eines Grossindustriellen, der aufs Tiefste in der monarchischen Überlieferung Deutschlands verwurzelt war. Mit gleicher Vorurteilslosigkeit ordnete Gustav Krupp sich den republikanisch-demokratischen Reichsregierungen unter. Wo bestimmte politische Interessen der Weimarer Republik ihm dies zu verlangen schienen, stellte er die Geschäftsinteressen seiner Firma, gelegentlich gegen den Rat seiner Mitarbeiter, hinter ihnen zurück. Diese Haltung bewahrte Gustav Krupp, von dem Legalitätssinn des alten Beamten bestimmt, auch im dritten Reich'. Vor 1933 stand er Hitler und dem Nationalsozialismus fern. Nachdem Hitler aber infolge der Wahlen Reichskanzler geworden war, zeigte Gustav Krupp ihm gegenüber die gleiche Loyalität wie allen früheren Regierungen.

Seiner Gesinnung nach war er ein Vertreter des schlichten und nüchternen Patriotismus, wie er in allen Völkern als ehrenhaft gilt. Dem radikalen Nationalismus wie dem ‚Militarismus‘ huldigte er in keiner Phase seiner Wirksamkeit. Seine Gesinnung ergibt sich aus einer Rede, die er am 7. November 1933 hielt. Er sagt darin: ‚Wir Männer der praktischen Wirtschaft wissen, wie sehr die Welt des Friedens bedarf. Wir wissen aber auch, dass es nur eine sichere Grundlage für den Frieden gibt: die Anerkennung der Gleichberechtigung sich gegenseitig achtender Völkern»

Die leitenden Männer des Hauses Krupp zurzeit des Dritten Reiches charakterisiert Wilmow'sky (S. 41 f.):

«Diese Männer waren geachtete Bürger ihrer Heimat und

anerkannte Fachleute von zum Teil internationalem Ruf. Seit langem standen sie im öffentlichen Leben an vielbeachteter Stelle; niemals war die Ehrenhaftigkeit, die Untadeligkeit, die rechtliche Gesinnung irgendeines von ihnen in Zweifel gezogen worden. Dem Werk und der Firma Krupp fühlten sie sich durch eine Art von Lehnstreue verbunden. Von Unterwürfigkeit gegenüber Vorgesetzten waren sie in gleichem Masse wie von anmassender Überheblichkeit gegenüber Untergebenen frei. Soweit sie Parteimitglieder waren, waren sie es in einem bloss formellen Sinn. Keiner von ihnen ist politisch je irgendwie in Erscheinung getreten, mit der einzigen Ausnahme des Finanzdirektors Ewald Loeser. Dieser aber stand in Verbindung zu den Männern des 20. Juli, insbesondere zu Goerdeler; er wurde von der Gestapo verhaftet und erst von alliierten Truppen aus dem Konzentrationslager befreit.»

13. Der Reusch-Kreis – Wenzel auf Teutschenthal

Robert Bosch und sein Kreis stellten also nicht die einzigen bedeutenden Wirtschaftsführer, die mit Goerdeler Kontakt hielten. Nach seiner Verhaftung in der Folge des 20. Juli 1944 legte Goerdeler eine Reihe von Geständnissen ab, die eine Anzahl von Industriellen schwer belasteten. Sein Biograph Ritter (a. a. O., S. 413 und 414) interpretierte Goerdelers politische Motive so:

«Was kann ihn veranlasst haben, seine nahe Verbindung mit so vielen bedeutenden Wirtschaftsführern in solcher Ausführlichkeit zu schildern? Schwerlich etwas anderes als das Bedürfnis, den Hitler-Behörden klar zu machen, dass seine Oppositionsbewegung nichts weniger als eine belanglose Un-

ternehmung einer kleinen Clique ehrgeiziger, verblendeter Offiziere und ‚Defaitisten‘ war: dass hinter ihm die bedeutendsten Führer der deutschen Industrie und Landwirtschaft standen.»

Es handelt sich bei diesen Namen um die Mitglieder des sogenannten Reusch-Kreises, nach Ritter «Wirtschaftsführer und Volkswirte, die sich zu regelmässigen Aussprachen über Wirtschaftsfragen versammelten, besonders häufig im Hause des Gutsbesitzers Wenzel auf Teutschenthal bei Halle, und denen Goerdeler seine wirtschaftspolitischen Ideen öfters vortrug». – Die Mitglieder dieses Kreises, Generaldirektor Albert Vogler (Vereinigte Stahlwerke), Geheimrat Bücher (AEG), Generaldirektor Meyer (MAN), Geheimrat Reusch (GHH), Generaldirektor Loeser (Krupp), Generaldirektor Carl Bosch (IG-Farben), Carl Friedrich von Siemens (Siemens-Berlin) und andere waren erklärte Gegner des Hitler-Regimes. Diejenigen von ihnen, die den 20. Juli 1944 erlebten, verdanken ihr Leben nur dem unmittelbaren Eingreifen des damaligen Rüstungsministers Albert Speer. Speer nützte seine Beziehungen und Kenntnisse unerschrocken aus, um Menschen und Güter vor dem totalen Vernichtungslauf zu retten. Ohne Speer, der die bedeutendsten Industriellen persönlich kannte, gäbe es heute ebenso eine Ehrenliste der Widerstandsmärtyrer der Industrie und Wirtschaft, wie es Ehrenlisten der Kirchen, des Adels, des Heeres, der Sozialdemokratie, des Auswärtigen Amtes, der Studenten gibt.

Trotz dieser Begünstigung ist die Liste derer, die mit dem Leben bezahlten, nicht klein: unter anderen Walter Cramer, Nikolaus Christoph von Halem, Wilhelm zu Niden, Eduard Hamm, Justus Delbrück, Theodor Strünck, Cäsar von Hofacker, Wenzel auf Teutschenthal.

14. Rettung und Verteidigung der freien Presse

Der Kreis um Robert Bosch stand auch nicht allein mit einer weiteren Form typisch unternehmerischen Widerstandes gegen die Gewaltherrschaft: der Förderung oppositioneller Zeitungen. Verschiedene Unternehmer haben den Mut und die Geschicklichkeit einiger Zeitungen unterstützt und es damit erst möglich gemacht, während des Dritten Reiches noch über beträchtliche Zeit hinweg die Traditionen des unabhängigen Journalismus zu retten.

So finanzierte Paul Reusch, der langjährige Generaldirektor der Gute-Hoffnungs-Hütte (GHH) in Oberhausen den «Fränkischen Kurier» in Nürnberg. Paul Reusch, einer der führenden Industriellen des Ruhrgebietes, wurde nach 37jähriger Tätigkeit bei der GHH in Oberhausen im Jahre 1942 von den Nationalsozialisten zwangsweise aus seinem Amt entfernt. Sein Name durfte während der noch folgenden Jahre des NS-Regimes nie wieder in der Presse erwähnt werden.

Die «Frankfurter Zeitung» wurde von der IG-Farben-Industrie, insbesondere von deren Generaldirektor Carl Bosch, dem Neffen von Robert Bosch, mit grossen Summen unterstützt. Auch Robert Bosch hat dazu einen Beitrag geleistet. Dadurch konnte diese wichtige Zeitung sich trotz ständiger Verärgerung und Provokation der Machthaber des NS-Regimes halten, bis im August 1943 ein direkter Befehl Hitlers ihr Erscheinen verbot.

Anlässlich des hundertjährigen Bestehens der «Frankfurter Zeitung», 1956, würdigte Benno Reifenberg, einer der heutigen Herausgeber der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», in einem Sonderheft der «Gegenwart» die Verdienste von Carl Bosch:

«Die Art, wie Carl Bosch die Zeitung übernommen hatte, das

Vertrauen, das der Redaktion von einem der produktivsten und noch unabhängigen Geister der deutschen Nation entgegengebracht wurde, musste natürlich die Entschlusskraft fördern, die aufzubringen nötig war, um sich in dieser Karikatur einer ‚geeinten‘ Nation noch weiter zu Wort zu melden. Der neue Besitzer verzichtete auf jeden Eingriff in den Personalbestand der Redaktion, es wäre ihm nicht eingefallen, der Haltung des Blattes irgendwelche Vorschriften zu machen, die Redaktion verspürte mit Genugtuung, dass sie da in ihrem eigensten Wert und Wesen – ihrer Unabhängigkeit nämlich – geachtet wurde. Solche Achtung musste doppelt gelten in einer Zeit, in der das Propagandaministerium schon längst die Detail-Kontrolle der gesamten deutschen Presse an sich genommen und mit Hilfe der Gau-Propagandaleitung und ihrer Instanzen fanatisch auszuüben begonnen hatte.

Der Verlag konnte in jenen Jahren die sich ständig folgenden Krisen dadurch überwinden, dass er sich unbedingt und ungefragt darauf verlassen durfte, dass Carl Bosch hinter der Zeitung stand, nicht nur in rein politischen Fragen, sondern auch in Fällen, wo es um die Existenz von Mitarbeitern ging, die aus rassistischen oder politischen Motiven verfolgt wurden. Der Verlag vertrat jedesmal konsequent die These, solange er der Besitzer der Zeitung sei, habe er allein die Personalpolitik, die entscheidende Disposition jedes Verlages, zu bestimmen. Carl Bosch wurde diese Haltung nicht leicht gemacht. Gleichwohl blieb er, bestärkt durch den Einfluss seiner Freunde, unentwegt bei seiner klaren Haltung. Er erklärte sie nach einer Zusammenkunft im Jahre 1936 in Frankfurt einem der Redakteure in einem vertrauten Gespräche auf eine eigentümliche Weise, die dem Weitblick des Mannes, wie heute gesagt werden darf, viel Ehre macht. Gefragt, warum er die Zeitung übernommen habe, und demnach ihren Fort-

bestand für wünschenswert halte, erwiderte Bosch wörtlich das Folgende: ‚Sehen Sie, das deutsche Volk hat begreifen müssen, dass ihm aus der wilhelminischen Zeit kein Segen gekommen ist. Dann hat es nach 1918 sein Vertrauen den Sozialdemokraten geschenkt und fühlte sich nach Jahren grosser Hoffnung am Ende wiederum enttäuscht. Jetzt hat es auf Hitler gesetzt, und eines Tages wird es in tiefer Erschütterung aufs Neue erfahren, dass es sich geirrt hat. Wenn es so weit gekommen ist, dann wird es die Aufgabe der ‚Frankfurter Zeitung‘ sein, das deutsche Volk davor zu bewahren, sein Selbstbewusstsein vollends zu verlieren!‘«

Carl Bosch übertrug die Leitung des Verlages seinem Vertrauensmann Dr. Wendelin Hecht, der stets Goerdeler verbunden war und blieb. Die «Frankfurter Zeitung» und ihr Verlag wurden unter Hechts Führung laut Reifenberg «geradezu ein Asyl für geistig qualifizierte Menschen, die aus rassistischen oder politischen Gründen Verfolgung zu gewärtigen hatten. In der Redaktion waren zum Teil bis 1937 jüdische Kollegen tätig, mit jüdischen Frauen verheiratete oder von jüdischen Eltern abstammende bis 1943. Andere, die als Katholiken oder Sozialisten schon in Gefängnissen oder Konzentrationslagern gewesen waren, wurden allen Angriffen zum Trotz gehalten.»

Die Unterstützung, die Rudolf Pechei als Herausgeber der Monatszeitschrift «Deutsche Rundschau» während des Dritten Reiches durch das Haus Robert Bosch erfuhr, wurde bereits erwähnt. Über den Weg und die Möglichkeit, mittels eines solchen Organs «publizistischen Widerstand» zu leisten, schrieb Pechei in «Deutscher Widerstand» (Zürich 1947, S. 286 f.):

«Bei der nüchternen Untersuchung, welche Möglichkeiten eine Zeitschrift als Mittel des Widerstandes bot, war mir klar geworden, dass ein Kampf gegen den Nationalsozialismus in

der Öffentlichkeit durch eine Zeitschrift nur auf zwei Wegen möglich war. Der erste forderte, dass man die deutsche Wirklichkeit ständig mit Zuständen konfrontierte, die eine von den Grundsätzen des Rechts und der Sittlichkeit beherrschte Welt zeigten. Es galt, immer wieder die grossen Ideen und Ziele der Menschheit, durch die allein dem menschlichen Leben Wert und Sinn gegeben werden kann, durch Zeugnisse aus alten Zeiten und allen Völkern sichtbar zu machen: die Ideen der Freiheit, der Sittlichkeit, der Gerechtigkeit, der Humanität, der Nächstenliebe, der Ehrfurcht und der Pflicht gegenüber Geboten, die über jeder Menschensatzung stehen. Dem Leser konnte die Folgerung dann nicht schwer fallen, dass die deutsche Realität solchen Forderungen nicht entsprach. Der zweite Weg: man wählte zeitlich und örtlich entfernte Gestalten der Geschichte, demonstrierte an Figuren wie den Tyrannen des Altertums, römischen Kaisern der Spätzeit, Dschingis-Khan, Tamerlan, Napoleon und anderen, um wiederum dem Leser die daraus zu ziehenden Schlüsse zu überlassen.»

15. Der 20. Juli in Paris –

Ernst Jüngers «Friedensschrift» – Alfred Toepfer

Bei der Beurteilung der inneren deutschen Freiheits-, Erneuerungs- und Widerstandsbewegung wird, absichtlich oder unabsichtlich, oft übersehen, dass die Erhebung am 20. Juli 1944 trotz des verhängnisvollen Ausfalles von Feldmarschall Rommel (infolge seiner schweren Verwundung vom 17. Juli 1944) in Paris, im Befehlsbereich des deutschen Militärbefehlshabers von Frankreich, zunächst gelang. Dass dann der an die Stelle von Rommel getretene Feldmarschall von Kluge

mit der Begründung: «Ja, wenn das Schwein tot wäre», sich der Erhebung versagte, nicht die politisch möglichen Folgen zog und den Militärbefehlshaber Heinrich von Stülpnagel fallen liess, kann diese Tatsache nicht mindern. Paul Binder charakterisiert in seinem später folgenden Beitrag die für eine antihitlerische Erhebung günstigere Ausgangsposition der im Westen stehenden Heeresteile. Die Schlüsselstellung und die Bedeutung Cäsar von Hofackers innerhalb des «Aufstandes der Generale in Paris» kommt in dem gleichnamigen Buch von Wilhelm Ritter von Schramm klar zum Ausdruck. Aus den Aufzeichnungen von Generaldirektor Dr. Elmar Michel, damals Chef der Militärverwaltung in Frankreich, tritt die Bedeutung Hofackers, des älteren Vettters von Stauffenberg, für die innere Erhebung, nicht allein in Frankreich, noch klarer hervor. Hofacker war typisch das, was man heute einen industriellen Manager nennt.

In Paris, im Kreise des Stabes des Militärbefehlshabers, Heinrich von Stülpnagel, entstand auch die Friedensschrift Ernst Jüngers. Entscheidend unter dem Einfluss dieser Schrift, die ihm durch seinen Stabschef Hans Speidel in einem der wenigen, streng gehüteten Manuskriptexemplare zugespielt worden war, fand Hitlers populärster, von der Goebbelschen Propaganda gefeiertster und umworbenster Feldherr, Erwin Rommel, endgültig den Weg zur inneren Freiheits- und Erneuerungsbewegung. Auch der Bosch-Kreis hatte über den Stuttgarter Oberpolizeidirektor a. D. Paul Hahn und den damaligen Stuttgarter Oberbürgermeister Dr. Karl Strölin Verbindung mit Rommel aufgenommen. Rommel erkannte in der Schrift von Jünger die Grund-Charta eines von Hitler befreiten und für die europäische Versöhnung bereiten Deutschland.

Die Schrift wurde im täglichen, Satz für Satz auswägenden Gespräch zwischen Jünger und dem bekannten Hamburger

Grosskaufmann Alfred Toepfer konzipiert, dem das Dritte Reich 1937 seine Firma, seine Stiftungen, seinen privaten Besitz weggenommen und den es wegen Regimefeindlichkeit zu einer einjährigen Gefängnisstrafe verurteilt hatte. Toepfer fand anschliessend als Hauptmann einen rettenden Unterstand in der militärischen Abwehr unter Admiral Canaris. Er schreibt in der zum 70. Geburtstag von Ernst Jünger veranstalteten Herausgabe der Friedensschrift im Klett-Verlag in Stuttgart:

«Sie wurde mitten im Zweiten Weltkriege in Paris, auf dem Höhepunkt deutscher militärischer Machtentfaltung in Europa, in langen einsamen Zwiegesprächen konzipiert und erhielt im Sommer 1943 ihre endgültige Form.

Die Gesprächspartner gehörten zum Stabe des Militärbefehlshabers in Frankreich und hatten früher dem alten Widerstandskreis um Ernst Niekisch nahegestanden. Es war natürlich, dass man sich in diesen Kreisen, soweit sie noch in Freiheit waren und miteinander in Verbindung treten konnten, frühzeitig über den geschichtlichen Sinn dieses Krieges und die dringenden, insbesondere die politischen Erfordernisse der Zeit und Zukunft Gedanken machte. Die wesentliche Aufgabe wurde in der völligen Überwindung von Nationalismus und Rassendünkel, das grosse Ziel in einem einheitlichen Europa nach dem Beispiel der USA oder der Schweiz gesehen, einem Europa, das von den Ideen menschlicher Freiheit, Toleranz und allgemeiner, vor allem auch sozialer Gerechtigkeit beherrscht sein sollte. In diesem Europa war den einzelnen Völkern beziehungsweise Volksteilen die völlige kulturelle Autonomie zugedacht. Europa sollte also in der straffen politischen und wirtschaftlichen Einheit die grossartige Mannigfaltigkeit und besonders den Reichtum und Zauber seiner grossen und kleinen Völker, Kulturen und Sprachen bewahren und entfalten können.

Das Manuskript wurde im Sommer 1944 dem Verleger Benno Ziegler in Hamburg überbracht. Es sollte im Augenblick einer damals erwarteten politischen Krise in einer Massenaufgabe in Deutschland und in allen von der deutschen Wehrmachtbesetzten europäischen Ländern verbreitet werden. Die Schrift war als Bekenntnis und Aufruf an die Völker Europas, vor allem an seine Jugend gedacht. Natürlich kam es darauf an, zunächst diejenigen zu überzeugen und zu gewinnen, die im Moment der Krise noch im Besitz der entscheidenden Macht in Europa waren – das waren die deutschen Soldaten. Da die Schrift deswegen und mit voller Überzeugung von einem bekannten und anerkannten Soldaten, dem Stosstruppführer und Pour le merite-Träger des Ersten Weltkrieges, Ernst Jünger, verfasst war, durfte man mit einer entsprechend starken und nachhaltigen Wirkung auf die deutsche Wehrmacht und die deutsche Jugend rechnen.»

Ernst Jünger verweist in seinem Tagebuch, «Strahlungen», in verschiedenen Eintragungen auf die Anregung und das Mitwirken von Toepfer, der in einem Brief vom 27. Juli 1965 an den Herausgeber dieses Buches noch ergänzte:

«Ernst Jünger und ich standen seit langem in laufendem Gedankenaustausch. Im Frühsommer 1943 oder im ausgehenden Frühjahr zogen wir beide uns nach dem Essen im Offizierskasino in der Rue Faubourg St. Honore in Paris auf eine abgelegene Gartenbank zurück. Im Verlaufe unseres Gespräches sagte ich Jünger meine Gedanken für ein deutsches Friedensmanifest, mit der Anregung, ein entsprechendes Manifest alsbald zu verfassen. Ernst Jünger war von dem Gedanken angetan. Wir haben uns danach noch öfter auf der einsamen Gartenbank zusammengesetzt und die Gedanken zum Friedensmanifest vertieft. Im Laufe des Sommers wurden diese Gespräche abgeschlossen. Das Friedensmanifest hatte seine endgültige Form gefunden. – Im Sommer 1944 übergab

Jünger mir in Frankreich das Manuskript, um es Benno Ziegler von der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg zu überbringen. Das tat ich alsbald.-Benno Ziegler hatte bereits einen Wink von Ernst Jünger erhalten. Er nahm die damals hochgefährliche Schrift wunschgemäß in seinen persönlichen Gewahrsam und verschloss sie in einem Panzerschrank.» Benno Ziegler ist, seinem Wunsche entsprechend, mit dem Manuskript der Friedensschrift in der Hand begraben worden. – Jüngers Friedensschrift wirkt heute noch authentisch als ein Urdokument, als eine Grundcharta der europäischen Nachkriegsversöhnung und Integration. Man fragt sich nach der Lektüre, ob viele deutsch-französische Missverständnisse nicht darin wurzeln, dass in Deutschland der Gedanke der europäischen Vereinigung gewachsen ist aus dem Widerstand gegen die eigene Staatsführung, während die französische Resistance getragen wurde vom Pathos eines von aussen geschlagenen, gedemütigten Vaterlandes mit ungebrochenen nationalen Traditionen.

16. Grenzen und Zeitbedingtheit des Begriffs

«Innerer Widerstand»

«Wenn tatsächlich im privaten Kreis einmal, und eigentlich ganz selten von diesen Geschehnissen die Rede ist...»

schreibt Heinrich Mechler in seinem Beitrag. Aus solch einem Gespräch ist seine Niederschrift erwachsen. Der Abschnitt «Gut sein zum Sturmbannführer» gibt eine Vorstellung von der Verworrenheit und Verwicklung der Verhältnisse in der totalen Diktatur. Mit Heinrich Mechler und Berthold Beitz, dem Generalbevollmächtigten des Hauses Krupp, stehen heute noch eine ganze Reihe von Männern an führenden

Stellen in Deutschland, die in der Lage wären, Gleiches und Ähnliches zu berichten. Ebenso geht aus den Geschehnissen, die in den Dokumenten und Erinnerungen von Elmar Michel geschildert werden, hervor, dass der Begriff des «Inneren Widerstandes» die Wirklichkeit nicht umfassend genug umschreibt.

Die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation, die Politik der Kollektivschuldthese zu Anfang des Besatzungsregimes, die die Institutionen und Medien der öffentlichen Meinung für die gesamte Nachkriegszeit bis heute entscheidend geprägt haben, schufen in zwangsläufiger Dialektik zur »Kollektivschuld« ein Bild des inneren Widerstandes, das im Grossen und Ganzen sich einengt auf Attentatsversuche, Putsche, Rebellionen, Nachkriegsplanungen, vielleicht noch Streiks. Dagegen wird jede andersartige Betätigung und Haltung kaum in Betracht gezogen, nicht «voll genommen», automatisch bedacht mit der Sittlichkeitsnote «ungenügend».

Diese Dialektik erzeugt eine abstrakte Betrachtungsweise, die reinlich «Widerstandskämpfer» von «Nicht-Widerstandskämpfern» scheidet, wobei die «Viel zu Wenigen» gegen die «Viel zu Vielen» aufgerechnet werden. In dem «viel zu viel» und «viel zu wenig» steckt ein Vergleich. Der Vergleich ist untauglich. Der Vergleichspunkt, das tertium comparationis, fehlt: Nie ist ein Volk unter vergleichbaren Voraussetzungen in eine vergleichbare Lage versetzt worden. Die abstrakte Betrachtungsweise hat einen «natürlichen» Vorteil: sie erlaubt, die Argumente und Urteile leicht, ja automatisch durchzukonjugieren; die negativen Vermutungen galoppieren von der einen logischen Deduktion zur nächsten – wie in Parteischriften der Ehescheidungsprozesse. Dieser Art zu urteilen und zu beurteilen, steht das gegenüber, was Werner von Trott zu Solz in dem vor der Evangelischen Akademie in Tutzing gehaltenen und in den

«Frankfurter Hefte» (13. Jhrg., Heft 3 und 4) erstmals veröffentlichten Vortrag «Widerstand heute» ausführte:

«Die Schwäche, besonders der angelsächsischen Demokraten, zeigte sich zurzeit des Dritten Reiches deutlich in ihrem mangelnden Verständnis für die Notwendigkeit, den deutschen Widerstand gegen Hitler in der Uniform des Feindes zu führen. Man rief zu Massenaufständen auf, man begriff nicht, dass gerade die Masse in einem totalitären, von ihren Exponenten geführten Staat, dass also die Mehrheit, von der die moderne Demokratie getragen wird, diesem totalitären Staate zuerst und am stärksten hörig werden muss. Man... begegnete ... jenen Männern mit äusserstem Misstrauen, die danach trachteten, führende Positionen in der feindlichen Apparatur in die Hand zu bekommen, um von dort aus das System aus den Angeln zu heben. Man bemäkelte ihre moralische Integrität, die sie opfern mussten, weil sie sich für das Ganze verantwortlich fühlten, weil eine Vermenschlichung dieses Zwangssystems und der Sturz seiner Führung nur dadurch möglich war, dass sie Anweisungen gaben und befolgten, die ihnen gegen die Ehre gingen. Sie sahen keine Möglichkeiten für sich, ihre Verantwortung für ihr Volk wie eine Bürde abzuwerfen und in eine ‚saubere Privatexistenz‘ zu fliehen. – Es ist ohne Weiteres einleuchtend, dass ein demokratischer Funktionär, der sich in einem diktatorisch regierten Lande lieber auf einen Zigarettenladen zurückzieht, als sich an dem schmutzigen Handwerk einer Zwangsherrschaft zu beteiligen, unmittelbar leichtervon einem Faschisten zu unterscheiden ist als ein Führer der Hitlerschen Kriegsmaschine. Frage ich aber, ob der aktive Gegner Hitlers, der zugleich sein Oberst ist und mit dem Einsatz seines Lebens für die Beseitigung des Systems kämpft, ein freierer Mann ist als dieser brave demokratische Handelsmann, so wird mir die Antwort nicht schwer. Denn die Freiheit ist keine moralische,

sondern eine natürliche und religiöse Kategorie. Frei ist der Mensch in der Masse, wie er von den widrigsten Umständen unabhängig ist, je tiefer er vom Ursprünglichen aus in sich selbst und der Gemeinschaft wurzelt, je unerschütterlicher und geschmeidiger zugleich er sich in einer unmenschlichen Apparatur zu bewegen vermag. Nicht die freiheitlichen Einrichtungen fundieren die Freiheit. Sie sind vielmehr ihre Vorschule und Einübungsstätte. Sie haben die Funktion des Schwimmgürtels. Sie sollen dazu dienen, dass man ihrer nicht mehr bedarf. Von denen allein, die sie für sich entbehren können, werden sie in kritischer Stunde getragen und verteidigt. Denn ihnen dienen diese Einrichtungen nicht zum eigenen Nutzen, sie bedürfen ihrer zum Schutz und zur Befreiung der Schwachen und Unterdrückten. Wenn diese freien Männer aber beim Zusammenbruch der freiheitlichen Ordnungen in die Eingeweide des terroristischen Systems eindringen, um es von innen zu zerstören, werden sie von den Unterdrückten nicht erkannt, ja mit den Fronvögten verwechselt werden. Nur für ihresgleichen sind sie dann noch erkennbar. Denn die Unfreien, die der freiheitlichen Einrichtungen so sehr bedürfen, kennen die wirkliche Freiheit noch nicht und auch nicht die Opfer, die sie fordert. Für sie ist die Freiheit doch schliesslich nur eine Treibhauspflanze. Die Männer des Widerstandes aber haben gezeigt – wollten wir diese Offenbarung doch beherzigen! – , dass sie an keine besonders günstigen Lebensumstände gebunden ist, sondern in den ungünstigen erst voll zum Zuge kommt, erst hier ihre ursprüngliche Kraft erweist ... Den Aberglauben, dass die Maschinenwelt dem Reiche der Freiheit überlegen ist und ihr nur einen schmalen Raum belässt, in der sie ihre Scheinherrschaft errichten kann von Gnaden nicht Gottes, wie man sagt, sondern der Apparatur, haben sie zerstört. So wurde durch die deutschen Widerstandskämpfer ein Horizont auf-

gebrochen, in dem besonders die Angelsachsen heute noch eingefangen sind...

Wenn man im Dritten Reiche Gespräche führte, musste man seine Partner auswählen, dann aber waren die Gespräche verbindlich. Die Worte waren schon fast Taten, weil sie unter Umständen mit dem Leben bezahlt werden mussten, wenn das Vertrauen missbraucht wurde, das sie voraussetzten. Auch war man entschlossen, zu tun, was man sagte.»

Ist also das rechnerische Urteil, ob die «Widerstandsbe-
wegung» zahlenmässig gross oder klein gewesen sei, nicht möglich, so fällt auch die bis jetzt allgemein praktizierte reinliche Scheidung in Widerstandskämpfer und Nicht-Widerstandskämpfer dahin. Diese reinliche Scheidung schuf ein moralisches Niemandsland; es war dem geschichtlichen Phänomen als solchem nicht förderlich, und es erklärt zum Teil die oft misstrauische und skeptische Abwehr der wirklichen Widerstandskämpfer, und überhaupt der Beobachter, dass viele, menschlich nicht ganz unentschuldigbar, aus diesem Niemandsland in Widerstands-Attitüden und Widerstands-«Erinnerungen» geflohen sind, um vor sich und der Umwelt bestehen zu können.

Man begegnet hier auch seltsamen, ja oft grotesken Verdrängungen. Manche, die heute den «Widerstandskämpfer» repräsentieren, haben damals ihre berauschten Hymnen auf den Führer gesungen. Das kompliziert die Wahrheitsfindung weiter und gibt dem Misstrauen Vorschuss. In der Tat hatte jedoch die Widerstands-, Freiheits- und Erneuerungsbe-
wegung ihre Verzweigungen und Verästelungen durch den ganzen Volkskörper unter den mannigfaltigsten Formen und Folgen. Daneben haben bis hinauf zu den höchsten militärischen, wirtschaftlichen und administrativen Graden unzählige Männer und Frauen, oft unter nicht geringeren Gefahren und Mühsalen, ihre Pflicht getan, die aus äusseren und inneren

Gründen für erkenn- und registrierbare «Widerstandshandlungen» nicht in Frage kommen konnten. Für die Erhaltung nicht nur des innerdeutschen und innereuropäischen Friedens, sondern des Friedens schlechthin, ebenso um die rechts- und linksextremen Bedrohungen der rechtsstaatlichen Demokratie abzuwehren und zu bannen, aber auch aus Fairness gegenüber den Menschen, die integer und freiheitswillig heute unter politischen Zwangsregimen leben, ist es notwendig, endgültig darauf zu verzichten, kollektive Rückschlüsse auf die moralische und menschliche Integrität derer zu ziehen, denen bestimmt ist, unter einem totalitären Regime zu leben. Ein Urteil ist nur dem Einzelnen gegenüber möglich, soweit dessen Formung, Informationsquellen und unvermeidliche Informationssuggestionen sorgfältig in Rechnung gestellt werden – und noch in Rechnung gestellt werden können.

Die Dialektik zur Kollektivschuldthese hat die Widerstandsbewegung in eine – man möchte sagen – gotisch überhöhte Isolierung getrieben, die auch bei vielen Gutwilligen Abwehr, Ablehnung, das Empfinden: «so war es einfach nicht», und: «so *einfach* war es nicht», hervorrufen musste. Nicht nur des äusseren Scheiterns wegen, sondern ebenso sehr aus diesen Gründen geriet der «innere Widerstand» in eine zwielichtige Atmosphäre, und deswegen konnte seine Geschichte bisher nur einen Teil der Wirklichkeit und des historischen Geschehens erfassen.

In diesem Buch wird vor allem der Komplex der Wirtschaft und Industrie unter diesen Aspekten betrachtet. Er steht nicht allein. Noch wartet, um ein Beispiel herauszugreifen, auf Erkenntnis und Darstellung, was viele Richter und Anwälte auf sich genommen, durchlitten und durchgestanden haben, um Gerechtigkeit walten zu lassen. Solange das nicht geschieht, bleibt Deutschland weiterhin, wie ein erfahrener Nervenarzt und Psychotherapeut sich ausdrückte, befangen in einem

«inneren Bürgerkrieg», dessen Folgen und Auswirkungen nicht abzusehen sind: die Heranwachsenden lesen die Schlagzeilen und Berichte des Auschwitz-Prozesses und anderer Prozesse, sie verfolgen die Diskussionen über die Verjährung. Unbegrenzt sieht die natürliche Kritiklust, die Rebellionsbereitschaft der Jugend sich legitimiert:

«Ihr habt total versagt. Ihr seid Mörder. Das habt ihr getan oder wenigstens ohne Widerspruch und ohne Widerstand hingenommen.»

Was in dieser Weise heute in Deutschland geschieht, könnte morgen in der Schweiz geschehen, wenn die ganze Wahrheit über die Schweizerische Flüchtlingspolitik ins öffentliche Bewusstsein dränge, es könnte in anderer Weise in Frankreich, in England, es könnte überall geschehen.

Wer das Problem «national» begrenzt, wirft dem am 30. April 1945 im Bunker der Berliner Reichskanzlei in den Tod Gegangenen den letzten Sieg hintennach; vielleicht den entscheidenden.

Die Folgen abstrakter Beurteilung sind offenkundig: ein gewaltiges, unentbehrliches politisches und moralisches Erbe wird verschleudert. Es mag als repräsentatives Beispiel gewertet werden, dass bereits das Nürnberger Urteil vom 22. Dezember 1947 gegen Flick eine derartige Mathematik verwirft: «Schuld und Schuldausmass dürfen nicht theoretisch oder abstrakt bestimmt werden. Vernunft und praktische Massstäbe müssen angelegt werden.»

Noch deutlicher spricht das Urteil des amerikanischen Militärgerichtes vom 29. Juli 1948 gegen IG-Farben:

«Wir können von einem gewöhnlichen Bürger nicht erwarten, dass er sich in eine Zwangslage versetzen lässt, in der er mitten in der aufregenden Kriegs Atmosphäre entscheiden muss, ob seine Regierung recht oder unrecht hat, oder, wenn sie anfangs im Recht gewesen ist, den Augenblick bestimmen

muss, von dem an sie sich ins Unrecht gesetzt hat. Wir können nicht verlangen, dass dieser Bürger wegen der Möglichkeit, nach den Bestimmungen des Völkerrechtes als Verbrecher zu gelten, sich zu der Überzeugung bekennt, dass sein Land zum Angreifer geworden sei, und dass er seinen Patriotismus, seine Treue zu seinem Heimatlande und die Verteidigung seines eigenen Herdes aufgibt, weil er Gefahr läuft, eines Verbrechens gegen den Frieden beschuldigt zu werden, während er doch andererseits zum Verräter an seinem eigenen Heimatland würde, wenn er auf Grund von Tatsachen, von denen er nur ungenaue Kenntnis hat, eine falsche Entscheidung trifft. Würde man eine solche Entscheidung von ihm verlangen, so würde man ihm eine Aufgabe zumuten, der sich die Staatsmänner der Welt und die Völkerrechtswissenschaftler nicht gewachsen gezeigt haben, als sie versuchten, eine klar umrissene Definition des Begriffes „Angriff“ zu finden.»

Damit ist auch gesagt, dass zu einer oppositionellen Haltung im Sinne dessen, was gemeinhin unter «Widerstand» verstanden wird, nicht allein ungewöhnlich hohe moralische Qualitäten nötig waren, sondern oft neben überdurchschnittlichen intellektuellen Gaben politische Erkenntnisse, Erfahrungen und Informationen, auch eine politische Vitalität, wie sie in der Zeit von Weimar und bis heute noch vielfach beim Adel und bei den politisch engagierten Arbeitern in erhöhtem Masse zu finden war, während es beispielsweise die auf streng berechenbare Vorgänge geschulten Naturwissenschaftler, Techniker und Wirtschaftler im Allgemeinen schwerer haben, Zugang dazu zu finden. Dieses Zitat zeigt überdies, dass der Widerstandsbegriff, wie er sich gewissermassen aus der Dialektik zur Kollektivschuldthese heraus zum absoluten politisch-moralischen Massstab gebildet hat, zwar weitgehend, wenn auch unwillentlich, von der Politik der Sieger bedingt

und kritiklos übernommen wurde, jedoch schon von den Gerichten der Sieger nicht mehr gehalten werden konnte. Zu offenkundig wäre sonst die Rechtsprechung absurd geworden.

In einem gewissen Sinne nahmen die Begründungen des Internationalen Nürnberger Gerichtshofes voraus, was Wilhelm Ritter von Schramm in «Beck und Goerdeler, Gemeinschaftsdokumente für den Frieden 1941-1944» (München 1965, S. 11) viel später schrieb:

«Wir möchten gleich in diesem Vorworte einen wichtigen Vorschlag machen: künftig nicht mehr nur von der Opposition oder nur von dem Widerstand zu sprechen. Diese Verhaltensweisen waren für Beck und Goerdeler und ihre wohl kritischen, aber auch positiv schöpferischen Naturen zu negativ. Beide zielten auf eine Neugestaltung an Haupt und Gliedern, wie aus ihren Denkschriften hervorgeht. Sie hatten ein neues Konzept von der Politik überhaupt, das sie die totale Politik nannten, im Gegensatz zu dem totalen Krieg Hitlers. Dem Grossmut ihres Charakters entsprechend, wünschten sie Versöhnung und Zusammenarbeit intra et extra muros. Ihre Denkschriften sollten vollstreckt werden: das war ihr letzter Wille, das Testament, für das sie als Blutzengen starben. Das war der Inbegriff des Zieles von Beck und Goerdeler. Um die sittliche und politische Reformation kreisten ihre Gedanken.»

Mit dieser Erweiterung des Begriffs «Innerer Widerstand» ist bereits ein Schritt auf die Entideologisierung, das heisst auf die Wirklichkeit zu, getan.

17. Der Ruf nach einer «Geschichte des Guten»

Um die «conditio humana» schlechthin und auch und erst recht im totalen Staat erkennen und würdigen zu können, fehlt uns – der Menschheit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit ihren ständig dringender werdenden Gemeinschaftsaufgaben, mit ihrer täglich wachsenden Verantwortung für bisher ungeahnte Machtmittel – die «Geschichte des Guten», fehlen die Kristallisationspunkte, die registrierenden Antennen, die Chiffren, welche das geschehene Gute, nicht bloss das exzeptionell Heldenhafte, unserem Bewusstsein und unserer Erinnerung ebenso einverleiben wie das Böse, das Versagen, das Erbärmliche.

Das setzt Versöhnung voraus, denn ohne Versöhnung erreichen wir nicht die Verantwortung für die Zukunft.

Da ist ein Wort von Adalbert Stifter aus der «Mappe meines Urgrossvaters» bezeichnend: Stifter setzt die grosse Geschichte der Staaten und Völker der immer sich erneuernden kleineren Geschichte der Familien und Einzelnen entgegen und sagt von der grossen Geschichte: «Sie ist nur das entfärbte Gesamtbild dieser kleineren, in welcher man die Liebe ausgelassen und das Blutvergiessen aufgezeichnet hat. Allein der grosse goldene Strom der Liebe, der in den Jahrtausenden bis zu uns herabgeronnen – durch die unzählbaren Mutterherzen, durch Bräute, Väter, Geschwister, Freunde, ist die Regel, das andere, der Hass, ist die Ausnahme und ist in tausend Büchern aufgeschrieben worden.» öffnet sich die Geschichte und ihre Forschung so der Chiffre des Guten, so wird sich noch vieles, Erstaunliches und Erhellendes finden. Dabei muss allerdings eine Warnung ausgesprochen werden: die Überlebenden, die noch vieles zu sagen haben, stehen meist in einem Alter, in dem jeder Tag ein Geschenk ist.

Die Naturwissenschaft, etwa in den Gedankengängen Teilhard de Chardins, wie insbesondere in der Tier-Verhaltensforschung, ist bereits auf dem Wege, den falsch verstandenen und vulgarisierten Pessimismus und Darwinismus des unbeschränkten «struggle for life» zu überwinden. Dieser missverstandene Darwinismus war ebenso der Vater von Hitlers «Mein Kampf», wie er der Vater ist jener Klischees und negativen Vermutungen, die hier untersucht wurden.

18. Schlussfolgerungen – Versöhnung und Verantwortung

So führen unsere Untersuchungen zu den Schlussfolgerungen:

1. Die Meinung, der deutschen Industrie und Wirtschaft komme als begrenzter und begrenzbarer soziologischer Gruppe eine besondere Schuld und Verantwortung am Entstehen und Erfolg des Nationalsozialismus und des Hitler-Regimes zu, entspricht nicht der historischen Wahrheit.
2. Die Möglichkeit offener Opposition mitten in der Wirtschaftskrise und kurz nachher war gerade den Kreisen und Gruppen, die sozial «rechts» und «oben» eingeordnet werden, besonders erschwert, durch den ausgeprägt plebejischen Zug des Nationalsozialismus, der skrupellos genug war, politische Handlungen und Stellungnahmen mit raffinierter Demagogie als Klassenegoismus zu verdächtigen und schon deshalb als illegitim hinzustellen, weil sie von Leuten kamen, «denen es gut geht».
3. Bei jeder Beurteilung ist davon auszugehen, dass die Wirtschaft als solche während der ganzen Dauer des Dritten Reiches bedroht und in die Defensive gedrängt war und somit

vielfach das kleinere Übel von Kaschierungen und Täuschungen wählen musste.

4. Der Wirtschaft und Industrie kommt nachweislich keine Schuld und Verantwortung an der Institution der Sklavenarbeits- und Vernichtungslager zu. Diese entsprangen durchweg staatlicher und parastaatlicher (SS)-Initiative. Der schmale Bereich in der unausweichlichen Partnerschaft zu diesen Gewalten wurde oft benutzt, um den gequälten Menschen das Mögliche an Hilfe und Erleichterung zu bieten.

5. Nicht länger übersehen werden kann, dass die innere Widerstands-, Erneuerungs- und Freiheitsbewegung gegen das Dritte Reich in diesem Ausmass nicht vorstellbar gewesen wäre, ohne die noch relativ freie Wirtschaft. Das Verhältnis von Robert Bosch und Hans Walz zu Carl Goerdeler und der 20. Juli in Paris sind dafür besonders hervorstechende, aber nicht alleinstehende Beispiele. Die Vermutung ist begründet, dass manche Taten und Vorkommnisse bis heute noch unerkannt sind.

6. Erneut ist, beispielsweise aus der Niederschrift von Hans Walz, zu erkennen, dass das Scheitern des inneren Widerstandes und der Erneuerung vor und während des Zweiten Weltkrieges mitverschuldet wurde durch das Fehlen jeder irgendwie verbindlichen internationalen Solidarität und Konspiration mit den deutschen friedens- und freiheitswilligen Kräften.

7. Die von Paul Berben dargestellte und interpretierte Interdependenz des Verhaltens des schweizerischen Oberbefehlshabers während des Zweiten Weltkrieges, General Henri Guisan einerseits, und des Generalfeldmarschalls von Witz-

leben andererseits bedarf noch weiterer Untersuchung. Zeigt diese Interdependenz sich in diesem Ausmass als zutreffend, so ist erwiesen, dass dort, wo die deutsche Erneuerungs-, Freiheits- und Widerstandsbewegung auf einen ebenso entschlossenen äusseren Partner stiess, nicht scheiterte, sondern auch den äusseren Erfolg errang.

8. Wird der deutschen Wirtschaft und Industrie gegenüber die Vermutung erhoben: dadurch, dass sie nicht grundsätzlich, geschlossen, von vornherein ihrem Lande unter dem zur Macht gekommenen Nationalsozialismus das loyale staatsbürgerliche Verhalten verweigerte, hätten sie Hitler «gemacht» und «erhalten», so ist die andere Vermutung noch berechtigter: ein – übrigens beispielloses und praktisch nicht vorstellbares – Räumen und Aufgeben von Positionen hätte die innere und äussere Tyrannei lediglich verstärkt und Hitler infolge strafferer und völlig widerspruchsloser Durchorganisation zum Beispiel die Atombombe noch vor seinen Gegnern in die Hand gespielt.

9. Besonders der Beitrag von Paul Binder zeigt, dass bis heute zu wenig die Informationsmöglichkeiten und Informationsbegrenzungen in Rechnung gestellt werden, denen in einem totalitären Regime auch die ausgesetzt sind, die Widerstand leisten oder Widerstand zu leisten gewillt sind.

10. Der Beitrag aus den Dokumenten von Elmar Michel erweist, wie unberechtigt es ist, aus beamteten Stellungen, Beziehungen oder formalen Mitgliedschaften negative Rückschlüsse zu ziehen. In diesem Zusammenhänge sei nochmals auf das Zitat aus dem Vortrage von Werner von Trott zu Solz verwiesen.

Die narrenden Gespenster der Vergangenheit, von denen Jaspers spricht, in diesem Sinne zu wandeln, das könnte die grosse und entscheidende «Wiedergutmachung» sein, die Deutschland aus den Erfahrungen, den Leiden, der Schuld und dem Heroismus im Dritten Reich der Mitwelt als Friedensbeitrag noch schuldet.

Vielleicht ist es nicht zu vermessen, zu sagen, dass nach diesem Buche, vor allem nach der von Paul Berben erwiesenen Ritterlichkeit, nicht mehr behauptet werden kann, *das* Ausland habe die dazu nötige Hilfe verweigert. Die Nichtdeutschen, die an diesem Buch mitgearbeitet haben, glauben, dass das Problem und die Aufgabe jede nationale Begrenzung überschreitet. Ihre Legitimation empfinden sie nicht aus irgendeiner stimmungsbundenen «Deutschfreundlichkeit», sondern sie sehen sie in der Erkenntnis, dass die Vernunft den Weg in die friedliche Zukunft nur bahnen kann, wenn guter Wille geschwisterlich sich ihr verbindet. So darf hier nochmals vor allem den Juden gedankt werden, die uns mit Rat und Ermunterung zur Seite standen. Nicht aus Sentimentalität haben sie unsere Arbeit begleitet und gefördert, sondern aus der Überzeugung, dass jedes undifferenzierte Klischee und jede daraus resultierende automatische Vermutung eines Tages unweigerlich wieder gegen rassistische und religiöse Minderheiten zurückschlagen würden.

Von der Verpflichtung gegenüber den Menschen, die unter totalitärer Herrschaft leben, wurde schon gesprochen.

Konrad Lorenz schreibt in seinem Buch «Das sogenannte Böse»: «Fast möchte man meinen, es müsse grundsätzlich jede Gabe, die dem Menschen von seinem Denken beschert wird, mit einem gefährlichen Übel bezahlt werden, das sie unausweichlich im Gefolge hat. Zu unserem Glück ist dem nicht so, denn dem begrifflichen Denken entspricht auch die vernunftmässige Verantwortlichkeit des Menschen, auf der allein

seine Hoffnung beruht, den ständig wachsenden Gefahren steuern zu können.»

Den ständig wachsenden Gefahren steuern, heisst, Widerstand leisten auch gegen die Verdächtigungen, die Rufmorde, die Erpressungen, gegen negative Vermutungen, einseitige Interpretationen und die Unterstellung des Wissens-, Bewusstseins- und Gewissenszustandes von heute bei den Handelnden von gestern.

Ohne diesen Widerstand können die narrenden Gespenster nicht gewandelt und nicht überwunden werden. Man hat das «Bewältigung» genannt und kann das so nennen. Sprechen wir künftig nicht mehr allein von der «Bewältigung», sondern von Versöhnung und Erneuerung! Wir sind es der uns auferlegten Verantwortung schuldig, unserer Verantwortung für heute und morgen.

Joseph Ernst Fürst Fugger von Glött wurde 1895 geboren. Seit dem Hitlerputsch im Jahre 1923 war er aktiver Gegner des Nationalsozialismus. Seit 1940 ist er Vorsitzender des Seniorates des Hauses Fugger und leitet seither neben der Verwaltung der eigenen Domänen den Ausbau und Wiederaufbau der Fuggerschen Stiftungen, insbesondere der berühmten Armensiedlung «Fuggerei». Die Opposition gegen das Dritte Reich führte ihn zur Mitarbeit im Kreisauer Kreis. Er war nach gelungenem Umsturz als Reichsverweser in Bayern vorgesehen. Nach dem 20. Juli 1944 verhaftet, wurde er vom Volksgerichtshof unter Freisler zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Die Amerikaner befreiten ihn aus dem Zuchthaus Bayreuth. – Mitarbeit am demokratischen Neubau der Bundesrepublik Deutschland, Mitbegründer der CSU in Bayerisch-Schwaben, Bundestags-, Europarats- und Landtagsabgeordneter. – Der hier folgende Beitrag beruht auf dem Vortrag, den Fürst Fugger, wie in der Einleitung erwähnt, am 10. Mai 1965 vor der Gesellschaft für Christliche Kultur in Luzern/Schweiz gehalten hat.

Joseph Ernst Fürst Fugger von Glött

Der Weg in den inneren Widerstand

Für einen Überlebenden ist es nicht leicht, über seinen Weg in den inneren Widerstand zu sprechen. Zu viele persönlich schwere Erinnerungen sind damit verbunden, Erinnerungen an den Abschied von den Männern, den Mitverschworenen, den Freunden, die zum Henker geführt wurden. Das greift ans Herz. Doch vielleicht ist es Pflicht und Verpflichtung, auch gegenüber den toten Freunden, Bericht zu geben.

Um dabei klar zu sehen, ist vonnöten, über die Lage zu sprechen, in der wir damals, in den Jahren um 1933, standen. Kurz vor der nationalsozialistischen Machtübernahme hatte ich ein kleines, bezeichnendes Erlebnis: Ich besuchte einen Freund in Italien, der mir über den Terror und die Diktatur klagte, die das faschistische Regime gebracht hatten. In meiner Naivität antwortete ich: «Warum lasst ihr euch denn das gefallen? Bei uns wäre das unmöglich!» Was bei uns alles möglich war und möglich werden würde – das hatte ich erst noch zu lernen.

Denke ich zurück, sehe ich mich gedrängt, beim Ende des Ersten Weltkrieges zu beginnen. Im Jahr 1919 kam ich aus dem Krieg zurück. Da war für mich eine Welt zusammengebrochen, eine Welt, in der ich aufgewachsen war, der ich die ganze Liebe meiner Jugend gewidmet hatte. Die Folge war: Ich zog mich zurück und widmete mich meinen Auf-

gaben als Gutsbesitzer. Das war ein Fehler. Heute erkenne ich, dass jeder in einer Demokratie verpflichtet ist, seine Person für das Ganze einzusetzen. Geschieht das nicht, kann eine Demokratie nicht funktionieren. Das habe ich eingesehen, zu spät. Ich möchte glauben: Hätten viele von uns zur Weimarer Zeit eine andere Einstellung gehabt, diese Katastrophe wäre uns vielleicht erspart geblieben.

Beim Rückblick muss trotzdem immer wieder bedacht werden: Wir hatten 6 Millionen Arbeitslose – ein Fünftel der im Beruf stehenden deutschen Bevölkerung hatte damals zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. In dieser Lage trat der dämonische Demagoge auf und hat die Menschen zu packen versucht, und es ist ihm gelungen. Er hat ihnen alles Mögliche versprochen, ihnen, den Menschen, die sich ja nach einer Rettung sehnten. So kam es, dass Hitler am 30. Januar 1933 Reichskanzler wurde.

Schon nach dem Hitler-Putsch im Jahre 1923 begann ich mich mit dem Nationalsozialismus zu beschäftigen. Damals dachte und ahnte ich nicht, dass Hitler so gefährlich werden würde. Es war etwa im Jahr 1929, als einer meiner besten Freunde, ein tieffrommer Katholik, plötzlich von dieser Bewegung erfasst wurde. Ich konnte es nicht verstehen und fragte mich daher, ob nicht vielleicht doch etwas daran wäre. So ging ich in eine Versammlung Hitlers im Bürgerbräukeller in München. Ein Vetter, damals ungefähr siebzig Jahre alt, begleitete mich. Merkwürdig: Ich, der junge Mann, war angewidert von Hitler, fand ihn schrecklich und war erschüttert über das, was ich sah und hörte. Doch mein lieber Vetter war hell begeistert, sprang auf, als dieses vermaledeite Horst-Wessel-Lied am Ende angestimmt wurde, und sang mit erhobenem Arm. Ein Mann, wie gesagt, um die Siebzig; ich ging mit ihm nach Hause und die halbe Nacht hatte ich zu

tun, um ihn wieder auf den Boden zu ziehen – ein Beweis für das Fluidum, das von Hitler ausging; wie es selbst auf einen unzweifelhaft geistig gesunden, gereiften und besonnenen Mann gewirkt hat, der sich überdies keineswegs in wirtschaftlich bedrängter Lage befand. Wie viel mehr musste es auf Hunderttausende und Millionen anderer Menschen gewirkt haben, die jünger und nicht derart religiös gefestigt und materiell gesichert waren. Ich darf vielleicht als einer, der nun wirklich ausserhalb jedes Verdachtes der Sympathie für Hitler und den Nationalsozialismus steht, sowohl diejenigen, die draussen standen, wie auch diejenigen, die nachher kamen, bitten, vorsichtig umzugehen mit den Worten «Schuld» und «Versagen». Das wäre nicht bloss menschenfreundliche Nachsicht, sondern Gerechtigkeit.

Es kam dann der Tag von Potsdam, an dem Hitler seine Tiraden ganz im nationalen Sinne vorbrachte. Es ist nicht zu leugnen, dass da sehr viele von der so geschickt hervorgerufenen nationalen Welle mitgerissen wurden und begeistert waren. Das war eine Zeit, in der man sich unendlich vereinsamt fühlte. Manchmal fragte ich mich damals: «Bist du jetzt verrückt oder sind's die andern?» Zweifelnd sagte ich mir: «Es kann doch nicht sein, dass du einer der wenigen noch Normalen bist.» Doch diese Periode ging rasch vorüber. Erste Nachrichten und Gerüchte von den Konzentrationslagern sickerten durch. Wird behauptet, das deutsche Volk habe sich gar nicht dagegen gewehrt, und wird gerade das dem deutschen Volke vorgeworfen, so ist nicht zu vergessen, dass im September 1933 schon 29800 Deutsche in Konzentrationslagern sassen, Deutsche, die nicht aus rassistischen Gründen verfeimt waren.

Nach der Wahl im März 1933 war in Bayern zum Beispiel die Bayerische Volkspartei noch die stärkste Partei. Doch was geschah? Am Tage nach der Wahl wurden sämtliche Bürger-

meister, Stadt- und Gemeinderäte der Bayerischen Volkspartei eingesperrt, einfach eingesperrt. Über den Terror, der damals herrschte, macht man sich heute keinen Begriff. Nicht selten bekomme ich von Studenten Briefe, die mich fragen, wie ich mich dazu stelle: ihren Vätern werfen sie vor, sich nicht gegen den Nationalsozialismus gewehrt zu haben. Ich antworte ihnen: ich möchte zuerst einmal wissen, wie sie sich verhalten würden, wenn sie einen Beruf haben, wenn sie Beamter sind, und da stehen sie vor der Frage, ihre ganze Existenz und die ihrer Familie zu verlieren; ob sie dann noch den Mut hätten, zu sagen: gut, ich verliere meine ganze Existenz, ich setze mein und meiner Frau und Kinder Wohlergehen und Zukunft aufs Spiel, ich kämpfe gegen die Tyrannei. Ich weiss es nicht. Sicherer hat genug Feigheit, Opportunismus und Gleichgültigkeit gegeben; aber welche gewaltige Zahl der jetzt jungen Generation verdankt ihre mindestens äusserlich wohlgeborgene und alle Chancen bietende Jugend der stillen Selbstbeherrschung und Tapferkeit von Eltern, die Scham und Empörung in «kummervollen Nächten» in sich bargen und versuchten, in der minimalen Spanne der Freiheit, die verblieben war, das Mögliche zu tun. Nie wird man von der Mehrheit eines Volkes verlangen können, Märtyrer zu werden. Immer werden es nur Einzelne sein. Daher bitte ich, ohne Vorbehalt und ohne Vorurteil diesen Ereignissen gegenüberzustehen, die wir gottlob hinter uns haben.

Nach der Machtübernahme fragten und suchten wir, die wir dagegen waren, was getan werden könne. Ich meldete mich zur Reichswehr aus der Überlegung, dass sie das einzige Instrument sei, mit dem man dieses verbrecherische System stürzen könne. Dort meldete ich mich zum Panzerregiment 17, meinem Traditionsregiment aus dem Ersten Weltkrieg. Diesem Panzerregiment entstammte auch Graf Claus von Stauff-

fenberg, der mit anderen Offizieren dieses Regiments am 20. Juli 1944 umgebracht worden ist. Ich bekam keine Einberufung. Darauf erkundigte ich mich bei meinem Wehrbezirkskommandeur, einem früheren Offizier meines Regiments, warum ich nicht wie die anderen Kameraden eingezogen worden sei. Er antwortete: «Du kennst die Bestimmungen nicht. Meldet sich ein Offizier zu den Reserveübungen, so hat das Wehrbezirkskommando beim zuständigen Kreisleiter der NSDAP ein Leumundszeugnis anzufordern. Dein Leumundszeugnis – das muss ich dir sagen – ist recht bedenklich ausgefallen: ‚national unzuverlässig« «National unzuverlässig» – für einen Mann, der immerhin im Ersten Weltkrieg dreieinhalb Jahre lang versucht hat, seine Pflicht zu tun. So scheiterte mein Plan mit der Wehrmacht. Ich überlegte weiter. Natürlich sucht man zuerst Gesinnungsgenossen. So kam ich mit Männern in Augsburg in Fühlung: Rechtsanwalt Dr. Franz Reisert, Otto Vogel, der spätere Präsident der Industrie- und Handelskammer, und noch einigen Herren. Wir kamen wieder und wieder zusammen und überlegten, welche Wege uns offen stünden. Es standen uns, weiss Gott, wenig Wege offen.

Eines Tages lernte ich Pater König, einen Münchner Jesuiten, kennen. Pater König war eine Art Kurier, der die Verbindung zwischen den Bischöfen in Deutschland hielt. Er und ich trafen uns häufiger; wir schlenderten durch die Strassen Münchens und unterhielten uns vorsichtig. Pater König schaute sich immer wieder um. Nach einiger Zeit bemerkte er: «Wir müssen uns trennen, die Gestapo ist hinter uns.» Wir kamen wieder zusammen in einer anderen Strasse. Damals erst, und nur auf Grund dieser ausserordentlichen Verbindung, erfuhr ich – Dachau als solches, nicht aber in den grauenhaften Einzelheiten, war mir bekannt – von den vielen anderen Konzentrationslagern, den Grausamkeiten, den

Plänen der Judenvernichtung und deren Ausführung. Das alles erschütterte mich derart, dass ich den Plan fasste, auszuwandern. 1939 ging ich nach Afrika und wollte mir dort eine neue Existenz aufbauen. Doch mein 81-jähriger Vater erkrankte; ich musste zurück. Auf Bitten meiner Mutter bin ich dann geblieben. Vielleicht gibt das doch eine Vorstellung von der seelischen Qual, in der wir damals lebten in Deutschland: Es muss weit kommen, bis man als Mann, schon in reiferen Jahren, ohne äussere Not, sein Vaterhaus aufgeben und verlassen will.

Der Zweite Weltkrieg brach aus. Ich wurde als Ausbildungs-offizier eingezogen. Natürlich versuchte ich sofort, das Offizierskorps in meinem Sinne zu beeinflussen. Es war interessant: unter diesem Offizierskorps war kein einziger Nazi. Aber auf mein Drängen, jetzt aktiv zu werden, wurde mir erwidert: «Ja, ich bitte Sie, wir stehen doch mitten im Krieg, wir haben unseren Eid geleistet, das können wir doch nicht tun. Nach dem Kriege, ja dann werden wir diese Mörderbande zum Teufel jagen.»

Ich war der festen Überzeugung, dass das eine Illusion sei. Denn würden wir siegen, wäre erst recht alles verloren; würden wir besiegt, wäre alles zu spät. Es war das furchtbare Dilemma, als Deutscher und deutscher Patriot die Niederlage des eigenen Landes wünschen zu müssen. – Ich erkannte, dass an dieser Stelle nichts zu machen war. Nach einem halben Jahre wurde ich aus dem Militärdienst ganz entlassen.

So kam ich wieder nach Hause und widmete mich der Verwaltung meiner Besitzungen. Die Verbindung zu verschiedenen Widerstandskreisen ging weiter. Eines Tages fuhren Dr. Reisert und ich nach München, um im Pfarrhaus St. Georg

in Bogenhausen einige Herren zu treffen: Pater Rösch, Pater Delp, Dr. Steltzer und Carlo Mierendorff.

Das war der Anschluss an den sogenannten Kreisauer Kreis, den Moltke-Kreis. Den Grafen Helmuth James Moltke hatte ich schon vor dem Kriege kennengelernt; politische Gespräche hatten wir nicht geführt. Dr. Steltzer, der als Oberst und Generalstabsoffizier damals in Norwegen war, schilderte uns die politische und militärische Situation. Carlo Mierendorf ergänzte seine Ausführungen. Mierendorf war ein langjähriger und doch noch junger sozialdemokratischer Gewerkschaftsführer. Er hatte fünf Jahre Konzentrationslager hinter sich, nein, er hatte sie uns voraus. Ich bewunderte den Mann, diesen wirklich grossen Mann, der ganz schlicht, ohne Hass, ruhig über diese Zeit berichtete und der mir sagte: «Wissen Sie, als Atheist bin ich ins KZ gekommen, und nach dem, was ich dort erlebt habe, verliess ich es als gläubiger Christ. Es ist mir klar geworden, dass ein Volk ohne metaphysische Bindung, ohne Bindung an Gott, weder regiert werden noch blühen kann auf die Dauer.» Das sagte er ganz schlicht und einfach. Ich habe es nie vergessen.

Was wollte der Kreisauer Kreis? Das unbestrittene Haupt, der geistige Vater dieses Kreises war Graf Helmuth James Moltke. Sein Grundgedanke war, eine Gruppe von Männern zu gewinnen, die bereit wären, nach dem Zusammenbruch regional die Führung zu übernehmen, um ein Chaos zu verhindern. Bemerkenswert war, dass Graf Moltke, obwohl Preusse und Grossneffe des preussischen Feldherrn, ein leidenschaftlicher Anhänger der föderalistischen Struktur des Reiches und folglich der Zerschlagung Preussens war. Er war der Überzeugung, die Übermacht Preussens innerhalb des Bundesstaates Deutschland sei zu gross, ein echter Föderalismus hätte vielleicht die Machtübernahme durch den Nationalsozialismus verhindert. Vor allem sollte das Fundament

des neu aufzubauenden Staates auf den Lehren des Christentums beruhen. Auch sollte versucht werden, Arbeitnehmer und Arbeitgeber zusammenzubringen, denn schliesslich hätten sie ja dasselbe Ziel. Graf Moltke, ein tief religiöser Mann, wehrte sich grundsätzlich gegen ein Attentat auf Hitler, zum Teil aus moralischen, zum Teil aus realpolitischen Gründen. Er sagte: das hilft uns alles nichts; wenn das deutsche Volk gesunden soll, so müssen wir durch diese Hölle durch. Denn sonst kommt die Kriegsschuldfrage, und dann stehen wir wieder dem gleichen Verhängnis gegenüber wie nach dem Ersten Weltkrieg.

Ich muss offen gestehen, ich war nicht dieser Ansicht. Ich sah das Unglück als zu gross an, das Hitler über uns gebracht hatte. Und ich sah, dass der Zusammenbruch, der hier kommen würde, so schrecklich für Deutschland und Europa wäre, dass wir doch an die Beseitigung dieses dämonischen Mannes denken müssten. Moltke jedoch wehrte sich immer voll und ganz gegen einen Anschlag.

An dieser Stelle ist über eine Episode zu berichten, die vielleicht ihre Auswirkungen hatte, als ich dann 13 Jahre später vor dem Volksgerichtshof stand. Im Jahre 1931 bekam ich eines schönen Tages einen Anruf. Heinrich Himmler wollte mich sprechen. Ausgerechnet Himmler. Er kam zu mir und wir diskutierten volle 12 Stunden von 10 Uhr in der Frühe bis 10 Uhr in der Nacht. Warum kam Himmler? Mein Grossvater hatte seinen Vater studieren lassen. Himmler hatte gewisse Treuekomplexe. Er wollte mich absolut in der SS haben. Er machte sogar das grosszügige Angebot, mich ohne Prüfung sofort als seinen persönlichen Adjutanten einzustellen. Ich bedankte mich für das «ehrende Angebot» und erklärte ihm, eine Annahme sei unmöglich, da unsere Auffassungen und Überzeugungen völlig auseinandergingen. Als dann das Dritte Reich ausbrach, sandte er mir seinen Adju-

tanten und liess mir sagen: ich müsse mich jetzt entweder dafür oder dagegen entscheiden. Wenn ich dagegen sei, hätte ich die Folgen zu tragen. Ich liess Herrn Himmler übermitteln, ich würde die Folgen zu tragen wissen. Der Kontakt war damit beendet.

Nach dem Ausbruch des Krieges hörten wir, General von Hammerstein wolle Hitler anlässlich eines Frontbesuches verhaften und das Regime stürzen. Hitler kam nicht, und Hammerstein wurde endgültig seines Kommandos enthoben. Dann hörten wir Ähnliches von den Generalfeldmarschällen von Witzleben, von Manstein, von Kluge. Auch das ging vorüber. Am 20. Juli 1944 war ich jedenfalls völlig unvorbereitet. Davon wusste ich nichts. Trotz langer Vorbereitung und mehrerer Ansätze kam das Attentat des Grafen Stauffenberg überraschend, weil, wie ich später erfahren hatte, Reichwein und Leber, zwei Sozialdemokraten, versucht hatten, Verbindung mit den Kommunisten anzuknüpfen. Unter diesen war ein Spitzel, der sie anzeigte. Da die Gefahr bestand, dass die ganze Sache aufflog, entschloss sich Stauffenberg, nun unter allen Umständen zu handeln. Es war ja nicht das erste Attentat auf Hitler. Es waren schon die verschiedensten Versuche unternommen worden. Immer wieder waren sie gescheitert, weil Hitler mit dem Instinkt des Raubtieres alle Gefahren gewittert hatte.

In seinem Buch «Meine Danziger Mission» gibt Carl Jakob Burckhardt sein Gespräch mit Hitler vom 11. August 1939 wieder, dieses Gespräch, das einen letzten, verzweifelten Versuch zur Rettung des Friedens bedeutete und das daher nicht nur diesem grossen Schweizer, sondern dessen Land insgesamt zur Ehre gereicht. Gegen Ende der Unterhaltung führte Hitler Burckhardt auf die berühmte Felsterrasse auf dem Obersalzberg von Berchtesgaden und sagte: «Ich brauche nun meine Ruhe. Sehen Sie, da drüben liegt Salzburg. Jahre

konnte ich nicht hinüber in meine Heimat. Jetzt gibt es keine Grenzen mehr, ach, wie gerne würde ich hier bleiben und als Künstler arbeiten. Ich bin ein Künstler.» Burckhardt erwiderte: «Das liegt doch ganz in Ihrer Hand.» Hitlers Reaktion schildert Burckhardt mit diesen Worten: «Er, Hitler, zuckte zusammen, wandte sich mit einem unvergesslichen, verzerrten Ausdruck um und sagte dumpf: ‚Nein, nicht mehr.‘« Als mir Burckhardt vor einiger Zeit diese Szene erzählte, erklärte er mir, damals sei ihm bewusst geworden, dass Hitler ein Besessener war. Ich persönlich bin auch dieser Überzeugung; der Einfluss auf viele, allzuviele, nicht nur in Deutschland, den er ausgeübt hat, ist sonst nicht zu verstehen.

Ja, es war so: hatte ich in meinem kleinen Kreis meine Leute glücklich wieder mal so weit, dass sie den Nationalsozialismus ablehnten, so ertönte Hitlers ja wirklich nicht harmonische und gefällige Stimme am Radio – und umgefallen waren sie. Dass hier dämonische Kräfte wirkten, kann kaum geleugnet werden. Anders ist es einfach nicht zu begreifen.

Solche Gedanken und Überlegungen w'aren vielleicht das erste, was mich bewegte, als ich am Radio vom Aufstand des «20. Juli» und dessen Scheitern hörte. Ein paar Tage später erhielt ich von Dr. Franz Reisert, dem mitverschworenen Augsburgers Anwalt, eine Karte, die in verschlüsselter Text die Bitte aussprach, ihn aufzusuchen. Da er ausgebombt war, wohnte er damals in einem kleinen Ort in der Nähe von Augsburg. Ich setzte mich nachts auf ein Hilfsmotorrad und fuhr dorthin. Reisert berichtete, dass Pater Delp verhaftet worden war; dass auch wir damit rechnen müssten, verhaftet zu werden. Wir überlegten. Reisert sagte, er könne nicht weg. Infolge einer erlittenen Kinderlähmung konnte er kaum gehen. Ich hatte einen Vetter in Lindau, mit dem ich früher über die Möglichkeit einer Flucht in die Schweiz gesprochen

hatte. Dieser hatte Verbindungen mit den dortigen Fischern und glaubte, mich auf diesem Wege über den Bodensee bringen zu können. – Ob die Schweizer mich aufgenommen hätten, weiss ich allerdings nicht.

Nach langem Überlegen entschloss ich mich, das nicht zu tun, denn ich wollte meine Familie nicht gefährden. So gingen vierzehn Tage, vier Wochen vorbei. Ich dachte schon gar nicht mehr an eine Verhaftung. Es kam der 3. September 1944, ein Sonntag. Den ganzen Tag hatte ich in meiner Kanzlei gearbeitet und ging gegen fünf Uhr in mein Haus zurück. Während ich beim Tee sass, telefonierte mir mein Hausmeister und meldete, dass zwei Herren mich sprechen wollten. «Fragen Sie die Herren, was sie von mir wollen.» Bald darauf wieder ein Anruf: «Die Herren sagen nicht, was sie wollen.» – «Gut, dann sagen Sie den Herren, heute ist Sonntag, am Montag können Sie auch kommen.» Längeres Schweigen am Telefon. Dann wieder ein Anruf meines Hausmeisters: «Das sind komische Herren, die gehen nicht weg, die werden unangenehm.» Da war mir klar: Gestapo. Ich sagte, ich würde herunterkommen. Ich war allein im Schloss mit meiner Nichte, Gräfin Arco; ihr sagte ich, ich würde nun verhaftet und gab ihr entsprechende Anweisungen. Dann ging ich zu allen meinen Leuten, verabschiedete mich von jedem Einzelnen, öffnete die Tür, sah zwei Zivilisten vor mir, die ihre Revolver auf mich richteten: «Tun Sie das Schiesseisen weg», sagte ich, «das Schloss hat fünf Ausgänge, wenn ich gewollt hätte, sässen Sie noch morgen Abend vor der Tür.» Von den beiden Herren, die sich ausserordentlich anhänglich zeigten, wurde ich aufgefordert, einen kleinen Koffer zu packen. Es sei nur eine Vernehmung, könnte aber länger dauern; dann hinein ins Auto und weg ging es. Am nächsten Morgen in der Frühe landete ich in Berlin im Gefängnis des Führers. Zur Begrüssung erhielt ich gleich eine

heruntergehauen, und zwar, weil ich mit dem Kommandant des Gefängnisses des Führers nicht vertraut war. Ich wurde angewiesen, an die Wand zu stehen. Ich tat das Befohlene, wie man das normalerweise tut; das aber war falsch: ich hätte mit dem Gesicht gegen die Wand stehen sollen. Das war die erste Erfahrung. Fällt man in die Hände dieser Bestien, ist es gut, zu versuchen, seinen Stolz abzulegen.

Ich kam in eine Zelle, in der blieb ich drei Wochen, hörte nichts, sah nichts, ausser den ungarischen SS-Leuten, die uns bewachten, weil das Regime der deutschen SS nicht mehr traute. Ich wurde nicht vernommen. Diese drei Wochen sind vielleicht die schlimmsten gewesen: Ist man so allein und weiss nichts, hört nichts und hat nichts zum Lesen, keinerlei Abwechslung, als einzige Gesellschaft enorm viele Wanzen, so viele, wie ich selbst im Ersten Weltkrieg in Russland nicht erlebt hatte, Tag und Nacht angestrahlt von einer elektrischen Lampe, da gehen die Gedanken in die Tiefe; das vergangene Leben zieht an einem vorüber, man sorgt sich um die Zukunft der Familie; bis man sich so ganz durchringt, vorbehaltlos sein Schicksal in die Hand Gottes zu geben und im vollen Bewusstsein der Bedeutung zu beten: «Herr, Dein Wille geschehe und nicht der meine» – das braucht, das dauert seine Zeit.

Ich war mir, wie alle andern auch, bewusst, dass wir wohl mit dem Leben nicht davonkämen. Eines schönen Tages wurde ich herausgerufen. Ein Obersturmbannführer empfing mich, und ich wurde in die Meineckestrasse befördert. Dort wurde ich drei Tage lang verhört, immer den ganzen Tag hindurch. Protokolle wurden mir vorgelesen von anderen, die eingesperrt waren gleich mir und die gefoltert worden waren. Da stand auch einiges von mir im Protokoll. Ich überlegte: Ja, wenn Menschen von der hohen Intelligenz und der physischen Kraft, die diese teilweise hatten, weich wurden, wie

schaffe ich es dann? Ich wurde wankend und fast war ich so weit, zu bekennen. Es wird wohl eine Fügung Gottes gewesen sein, dass mein Quälgeist abberufen wurde. Darauf wurde ich in einen grossen Büroraum geführt, in dem einige Schreibkräfte arbeiteten. Es wurde mir bedeutet, gegenüber den Fenstern an die Wand zu sitzen und keinesfalls wegzugehen. Warum das so wichtig war, wurde mir nicht klar; erst nachher erfuhr ich, dass der ehemalige bayerische Wirtschaftsminister Hamm sich in diesem Büro aus dem Fenster gestürzt hatte und tot war. Ich wurde, nach ungefähr anderthalb Stunden, nochmals gerufen. Während dieser Zeitspanne hatte ich mich wieder gefangen. Ich sagte meinem Quälgeist, was er mir vorgelesen habe, stimme nicht: «Sie sehen, wie weit Sie kommen, wenn Sie die Menschen martern.» Es stimmten nämlich wirklich die Daten und die Orte nicht, wohl aber der wesentliche Inhalt. Ich fuhr fort: «Das ist die Folge Ihrer Folterungen, dass die Menschen in ihrer Qual Dinge sagen, die nicht wahr sind.» Der Obersturmbannführer fuhr mich an: «Mit Ihnen werden wir auch noch fertig.» Dann wurde ich zu Dr. Neuhaus, dem Chef, geführt, der mir eröffnete: «Es hat gar keinen Zweck, dass Sie leugnen, in den Komplott vom 20. Juli verwickelt zu sein. Das steht fest, und wir haben den Befehl, alle, die damit im Zusammenhänge stehen, zu hängen.» Ich erwiderte: «Danke für die Auskunft! Wenn schon, dann, bitte, baldmöglichst, denn in Ihrem Wanzen-tempel finde ich es gar nicht schön.» Neuhaus meinte: «Das werden wir ja sehen.» Man war aber gnädig zu mir und erlaubte mir noch, mein Testament zu schreiben. Dann kam ich in meine Zelle zurück und hatte wieder Ruhe.

Erneut vergingen Tag um Tag, während derer ich in meiner Zelle wie begraben war. Ich hörte nur jeden Abend, wie diese SS-Fritzen, halb betrunken, kamen, einen Gefangenen herausholten, in den Keller schleppten und folterten. Nach

einiger Zeit brachten sie ihn wieder, und man hörte den Gequälten in seiner Zelle wimmern. Der Sanitäter kam und verband den Gemarterten und sprach ihm zu: «Hätten Sie doch gestanden, was nützt es denn.» Dieses Martyrium habe ich nicht durchmachen müssen.

Eines Tages bekam ich meine Sachen, und es hiess, man würde abtransportiert, aber niemand wusste, wohin. Da traf ich zum erstenmal seit der Verhaftung Moltke, Gerstenmaier und all die andern Leidensgenossen. Die Fahrt ging ins Zuchthaus Tegel. Dort wurden wir zum erstenmal in einen Waschraum geführt. Als ich die Spuren des Martyriums an den nackten Menschen sah, zum Beispiel bei Pater Delp, dessen Körper eine einzige Wunde war, war ich tief erschüttert.

Im obersten Stock eines Flügels des Zuchthauses Tegel waren die Männer des 20. Juli, ungefähr 128, untergebracht. Es war entschieden eine Verbesserung, es war sauber, keine Wanzen. Die Gefängnisbeamten behandelten uns sehr anständig; führten sie uns ins Bad, benahmen sie sich zuerst furchtbar wild, bis die letzten wirklichen Zuchthäusler das Bad verlassen hatten, dann erklärten sie: «So, meine Herren, jetzt sind sie allein und können sich unterhalten; wir stehen draussen und halten Wache, falls jemand kommt.» Es war auch insofern besser, als wir alle 8 bis 10 Tage im Hof spazierengeführt wurden, im Abstand von fünf Metern. Da sah ich nun viele wieder, unter anderen auch den General von Falkenhausen, den früheren Gouverneur von Belgien, und andere, die verhaftet worden waren im Zusammenhang mit dem 20. Juli.

Dann hörten wir lange nichts mehr. Ein grosser Trost war uns, dass der protestantische Gefängnispfarrer Pölchau, natürlich unerkant, ein Glied des Kreisauer Kreises war. Er hielt die Verbindung zwischen uns allen. Es kam auch der katholische Pfarrer Buchholz zu uns und brachte uns das Allerhchiligste. Es ist gar nicht vorzustellen, welche Erlösung

das für uns alle war, einmal sprechen zu können mit einem Manne, von dem wir sicher waren, dass er kein Spitzel war.

Anfang Januar kam der uns aufgezwungene Pflichtverteidiger. Ich wurde von beiden Geistlichen gewarnt, um Gottes willen nichts zu sagen, denn diese Anwälte stünden meist in enger Verbindung mit der Gestapo. Der «Verteidiger» brachte uns die Anklageschrift, die den Aufdruck «geheime Reichssache» trug. Am Abend musste sie wieder zurückgegeben werden.

Am 9., 10. und 11. Januar 1945 standen wir vor dem Volksgerichtshof: Graf Helmuth James Moltke, Franz Sperr, Dr. Theodor Steltzer, Dr. Eugen Gerstenmaier, Dr. Theodor Haubach, Dr. Franz Reisert, Pater Alfred Delp und ich. Für so gefährlich hielt man uns, dass für jeden zwei Polizisten bestellt waren, die uns rechts und links am Ärmel hielten, da wir während der Verhandlungen die Fesseln nicht trugen. Einer nach dem andern hatte vorzutreten. Roland Freisler, der berühmte Präsident des Gerichts, brüllte. Besonders schlecht kam Pater Delp weg. Freisler sah in den Jesuiten den Abgrund der Bosheit. Auch Moltke kam kaum zum Wort. Ununterbrochen wurde er angebrüllt. Bezeichnend war, was Freisler zu Moltke sagte: «Wissen Sie, das einzige, was wir mit dem Christentum gemeinsam haben: auch wir Nationalsozialisten verlangen den ganzen Menschen.»

Bei mir war er verhältnismässig freundlich. Woher ich das verdient habe, weiss ich nicht; vielleicht war es, wie gesagt, Himmler. Ich hielt das für möglich. Freisler überhörte sogar, als im Verlaufe der Einvernahmen ein Mitangeklagter sagte, ich sei nach dem Zusammenbruch oder Umbruch vorgesehen gewesen als Landesverweser für Bayern. «Normalerweise» hätte das den Tod bedeutet. Vielleicht hat auch dies mitgespielt: schon lange vor der Verhaftung hatte ich mir mein

Verhalten für einen solchen Fall überlegt. Ich sagte mir, vielleicht macht es sich ganz gut, wenn ich mich als reiner Landwirt gebe, der sich nur mit Pferden, Kühen und Schweinen abgibt. Ausserdem hatte ich mir vorgenommen, nur bayerischen Dialekt zu sprechen, was ich auch vom ersten Tage meiner Verhaftung und auch in den Verhandlungen konsequent durchhielt. Freisler stellte fest, dass ich doch einen sehr beschränkten Horizont hätte. Damit hat er die Richtigkeit meiner Taktik bestätigt. Dr. Gerstenmaier gegenüber, der sich sehr geschickt verteidigte, erklärte Freisler, dass er ein politischer Dummkopf sei, was man vom heutigen Bundestagspräsidenten wohl nicht behaupten kann.

Als wir nach der Urteilsverkündung des Volksgerichtshofes im grünen Polizeiwagen mit der üblichen Polizeibegleitung nach Tegel zurückfahren, herrschte eine merkwürdig ausgelassene Stimmung, obwohl sechs von uns zum Tode, drei zu Zuchthausstrafen verurteilt worden waren. Die uns begleitenden Polizisten, die unsere Urteile kannten, konnten unser Verhalten nicht begreifen. Psychologisch erklärt sich das wohl als Reaktion auf die lang erwartete Entscheidung.

Dann kamen die Tage, an denen einer nach dem andern weggeholt wurde. Der Wachtmeister brachte die letzten Grüsse. Ich hatte die Freude, ein paar Stunden vor seinem Tode noch mit Helmuth Moltke sprechen zu können. Das kam so: Wir wurden alle zehn bis vierzehn Tage auf den Gang gebracht; dort wartete ein Gefangener, der uns rasierte und die Haare schnitt. Eines Tages wurde ich herausgerufen. Da sass noch Moltke. So konnten wir miteinander sprechen. Erfragte mich: «Warum bist du so deprimiert?» Ich antwortete: «Kunststück, wie soll man nicht deprimiert sein, wenn einer nach dem andern von uns zum Henker geführt wird?» Moltke erwiderte: «Weisst du, du solltest nicht trauern, denn kannst du dir einen schöneren Tod vorstellen als den, den ich er-

leide? Ich wurde nur deshalb verurteilt, weil ich ein überzeugter Christ bin. Ich war nicht dabei beim 20. Juli, ich war seit Januar im Konzentrationslager, konnte also gar nicht mitgewirkt haben. Überdies war ich schon immer gegen ein Attentat. Ich habe nur ‚gedacht‘, an die Zukunft gedacht. Aber weil ich Christ bin, werde ich gehängt. Kannst du dir eine schönere Nachfolge Christi vorstellen?» Drei Stunden später hat er sein Leben ausgehaucht. Er war 38 Jahre alt. Er hinterliess eine junge Frau und zwei kleine Buben.

Neben meiner Zelle war die von Pater Delp. Durch die Anständigkeit des Wachtmeisters war es Delp möglich, jeden Abend um 7 Uhr die Messe zu lesen. Bevor er begann, klopfte er an meine Zelle. Ich wusste: jetzt ist Gottesdienst. Ich konnte daran teilnehmen. Für diese Zeit, das muss ich bekennen, bin ich dankbar, tief dankbar. Ich war gefesselt; ohne jegliche Ablenkung konnte, ja durfte ich ein halbes Jahr lang nachdenken über die grundlegendsten Dinge. Das waren die ganz grossen Exerziten meines Lebens. Es war ein grosse Gnade.

Hier interessiert nicht, wie es dann weiterging. Aber ich möchte doch noch eines bemerken: diese Männer, die zwar ihr äusseres Ziel nicht erreicht haben, sind aufrecht in den Tod gegangen, in der Hoffnung, ihr Opfertod werde von unserem Herrgott als Sühne angenommen für die unendlich vielen Verbrechen, die im Namen des deutschen Volkes begangen wurden.

Voll Ehrfurcht und in tiefer Bewegung denke ich an meine toten Freunde und hoffe, dass Deutschland und die gesamte europäische Völkerfamilie aus diesem Sühnetod noch Gewinn ziehen werde. So schliesse ich diesen Bericht mit einem der sogenannten Moabiter Sonnette von Albrecht Haushofer. Haushofer war eingekerkert wie wir. Kurz vor dem Ein-

marsch der Russen wurde er noch von der Gestapo in den Ruinen Berlins durch einen Genickschuss ermordet. In seinen Händen verkrampft, fand man diese Moabiter Sonnette, so benannt, weil er sie geschrieben hatte im Gefängnis von Moabit. Mit diesem ergreifenden Gedicht schliesse ich und bringe meine tiefe Ehrfurcht vor den Toten zum Ausdruck:

Als ich in dumpfes Träumen heut versank,
sah ich die ganze Schar vorüberziehn:
die Yorck und Moltke, Schulenburg, Schwerin,
die Hassell, Popitz, Helfferich und Planck.

Nicht einer, der des eignen Vorteils dachte,
nicht einer, der gefühlter Pflichten bar,
in Glanz und Macht, in tödlicher Gefahr,
nicht um des Volkes Leben sorgend wachte.

Den Weggefährten gilt ein langer Blick:
sie hatten alle Geist und Rang und Namen,
die gleichen Ziels in diese Zelle kamen –

und ihrer aller wartete der Strick.
Es gibt wohl Zeiten, die der Irrsinn lenkt,
dann sind's die besten Köpfe, die man henkt.

Hans Walz wurde am 21. März 1883 in Stuttgart als Sohn eines Volksschullehrers geboren. Der Vater starb, als der Sohn noch im zartesten Kindesalter stand. Schulbesuch in einem humanistischen Gymnasium und nachfolgende theoretische Vorbereitung auf den späteren kaufmännischen Beruf lieferten die geistigen Unterlagen für eine vielseitige, im Bankwesen, in Grosshandel und Industrie vollendete praktische Ausbildung. Nadi raschem Aufstieg zu leitenden Stellungen trat Hans Walz 1912, achtundzwanzigjährig, ausgewählt aus etwa tausend Bewerbern, bei der Firma Bosch ein, und zwar zuerst in den persönlichen Dienst des Inhabers Robert Bosch, um für ihn ein Privatsekretariat aufzubauen und zu leiten. Es handelte sich darum, neben

der Wahrnehmung wirtschaftsunternehmerischer Probleme das Wertvolle und Taugliche aus all den vielen Gesuchen und Anregungen zu sichten und zu bearbeiten, die auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Kultur ganz allgemein, des Sozialen, der Politik, der Philantropie und anderer Bereiche an den inzwischen berühmt gewordenen Grossindustriellen und Mäzen gerichtet wurden – eine Aufgabe, die eine spannkraftige Verbindung von innerer Unabhängigkeit und besonderem Vertrauensverhältnis erforderte. 1919 in die Verwaltung der Firma berufen, gestaltete Hans Walz vom Jahr 1923 an den ganzen weiteren Ausbau und später den Wiederaufbau des Weltunternehmens entscheidend mit, zuletzt als Vorsitzender der Geschäftsführung. Nach Beendigung des achtzigsten Lebensjahres und gleichzeitigem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst wurde der heute Dreiundachtzigjährige in Anerkennung seiner einzigartigen Lebensleistung zum «Ehrenvorsitzenden des Hauses Bosch auf Lebenszeit» ernannt.

Unter den vom Institut für Zeitgeschichte, München, verwahrten Personalakten deutscher Wirt-

schaftsführer befindet sich in einem Dossier über Hans Walz eine Erklärung, die von der Witwe Carl Goerdelers abgegeben wurde, als Hans Walz im Oktober 1945 das Opfer einer alle Inhaber gewisser Ehrenmitgliedschaften, Aufsichtsratsmandate usw. summarisch und unterschiedslos erfassen-

den amerikanischen Verhaftungswelle geworden war. Walz wurde wegen seiner Mitgliedschaft im Aufsichtsrat zweier Grossbanken 23 Monate lang in mehreren Lagern gefangen gehalten, obwohl feststand, dass er, dem jeder persönliche Ehrgeiz von Natur ferne lag, einst gefordert hatte, bei einem Sturz des Hitler-Regimes gegen dieses dort hin gestellt zu werden, wo die Gefahr am grössten sei. Frau Goerdeler bezeugte, dass Hans Walz das süddeutsche Haupt der Goerdeler-Bewegung gewesen war, einer der tapfersten und unerschütterlichsten Bewahrer und Verteidiger der menschlichen Grundrechte, der nicht wegzudenkende Berater und Helfer ihres Mannes. Der frühere deutsche Bundespräsident Theodor Heuss hat am 21. März 1963 bei einer Würdigung des achtzig Jahre alt gewordenen Hans Walz in der Stuttgarter Zeitung u.a. geschrieben: «Ein alberner Schematismus der amerikanischen Verordnungen wehrte sich dagegen, die politische Haltung von Walz, vom Hause Bosch, zu sehen und anzuerkennen, die dem Dr. Goerdeler nach seiner Leipziger Zeit Aufgaben und Wirkungsmöglichkeiten geboten hat.»

Auch im Kirchenkampf gegen den Nationalsozialismus bewährte sich der in den damaligen Beirat zum Oberkirchenrat gewählte Hans Walz als entschiedener Wecker und Mahner zu unnachgiebigem Widerstand.

Kein Wunder, dass Hans Walz das Ärgernis des württembergischen Reichsstatthalters Wilhelm Murr auf sich zog und von diesem auf die Liste der zu gegebener Zeit gewaltsam aus dem Weg zu schaffenden Personen gesetzt wurde.

Es versteht sich, dass ein Mann wie Hans Walz in der Judenfrage dem herrschenden Regime aus innerster Überzeugung widerstrebte. Als er nach dem Zweiten Weltkrieg zum erstenmal wieder in den USA weilte, da verwandelten deutsche Juden, die zum Teil den systematischen Rettungsaktionen der Firma Bosch das Leben verdankten, sein Hotelzimmer in ein Blumenmeer.

Die Niederschrift, deren wesentliche Teile hier abgedruckt werden, hat Hans Walz im November 1945, in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft, verfasst, um klarzustellen, dass seine Verhaftung ein Fehlgriff war.

Für meinen am 22. August 1964 in den Luzerner Neuesten Nachrichten erschienenen Artikel «20. Juli 1944 – Aufstand des Gewissens – Der Winkelried-Kampf eines freien Unternehmens gegen Hitlers Tyrannei» hatte mir die Niederschrift bereits vorgelegen.

Otto Kopp

Die Niederschrift von Hans Walz

«Meine Mitwirkung an der Aktion Goerdeler»

«Er war so sehr von der Idee der Freiheit durchdrungen, dass er auf die Dauer nur mit freien Menschen Zusammenwirken konnte.»

Hans Walz über Robert Bosch

Zu Beginn berichtet Hans Walz, wie er Carl Goerdeler kennengelernt hatte: er traf ihn im Jahre 1933 oder 1934 bei einem Vortrag, den Goerdeler als Reichskommissar für die Preisbildung vor Vertretern der Wirtschaft hielt. Dem Rufe nach kannte Walz Goerdeler durch freundschaftliche Verbindung mit Theodor Bäuerle, der lange Jahre den «Verein zur Förderung der Volksbildung» in Stuttgart geleitet hatte, einen Verein, der einer der sozialetischen Initiativen von Robert Bosch entsprungen war. Theodor Bäuerle war nach dem Kriege von 1947 bis 1951 württembergischer Kultusminister. Walz schildert seine erste persönliche Begegnung mit Goerdeler, die angestrebt worden war aus der Sorge um die politische Entwicklung.

«Im Einvernehmen mit Robert Bosch und in Begleitung von Theodor Bäuerle und Baurat Albrecht Fischer suchte ich im Laufe des Jahres 1936 Dr. Goerdeler in Leipzig auf, in dem Wunsche, mich mit ihm über die wirtschaftliche, vor allem über die innen- und aussenpolitische

Lage, ferner über die voraussichtliche Zukunft Deutschlands auszusprechen. Nicht nur durch Theodor Bäuerle, sondern auch von einem gemeinsamen Freunde Dr. Goerdeler und des Hauses Bosch, Dr. Eugen Diesel, dem Sohn des berühmten Erfinders Rudolf Diesel, hatte ich gehört, dass Dr. Goerdeler als Gesinnungsgenosse von den gleichen Besorgnissen erfüllt sei, wie sie Robert Bosch und unseren Kreis wegen der ferneren Entwicklung des öffentlichen Lebens in Deutschland und wegen der politischen Auslandsbeziehungen tief bewegten. Die Begegnung fand im Leipziger Rathaus statt, worin Carl Goerdeler zu jener Zeit noch als Oberbürgermeister amtierte. Die Unterredung ergab volle Übereinstimmung in allen wesentlichen Punkten, vor allem in der Erkenntnis, dass, sollte einer Fortsetzung der unheilvollen Politik Hitlers Einhalt geboten und sollte eine verderbliche Entwicklung für Deutschland wie für die übrige Welt hintangehalten werden, das nationalsozialistische Regime unbedingt beseitigt werden müsse. Wir waren uns weiter einig in dem Bewusstsein, dass ohne die Unterstützung bewaffneter Kräftegruppen aus der Wehrmacht jede Erhebung gegen das herrschende System mit allen Mitteln einer skrupellos gebrauchten Macht und Propaganda im Keime erstickt werden würde. Diesem Gedanken schlossen sich später alle an der Aktion Goerdeler irgendwie beteiligten Persönlichkeiten und Kreise, auch die der alten sozialistischen Arbeiterschaft, an. Es wurde abgesprochen, dass nicht allein in zivilen, sondern auch in militärischen Kreisen für den Gedanken eines Staatsstreichs geworben werden müsse. Goerdeler hatte gewisse Beziehungen zu militärisch ausschlaggebenden Persönlichkeiten bereits angeknüpft und erklärte sich bereit, sie weiter auszubauen, wobei er auf Grund seiner vorangegangenen Fühlungnahme mit einzelnen Persönlichkeiten wie Generaloberst Beck, der, soviel ich mich erinnere, damals Chef des

deutschen Generalstabs war, eine grosse Zuversicht an den Tag legte, eine antinationalsozialistische Fronde unter Einschluss massgebender Wehrmachtskreise zustande zu bringen, da führende Generale selbst von der Schädlichkeit des nationalsozialistischen Systems überzeugt seien. Ich war von Anfang an weniger optimistisch in der Frage einer aktiv-ausschlaggebenden Beteiligung militärischer Befehlshaber an dem vorgesehenen Aufstandsunternehmen, weil ich der hohen preussisch-deutschen Generalität zwar einen bis zur passiven Aufopferung der eigenen Persönlichkeit reichenden Gehorsam, aber keine auf Grund charaktervoller Entscheidung freigewählte eigenverantwortliche Handlungsweise zutraute. Ich brachte dies gegenüber Dr. Goerdeler zum Ausdruck, muss aber nachträglich gerechterweise zugeben, dass im Jahre 1938 und später Männer wie Generaloberst Bede und andere in der Tat zum Handeln bereit gewesen sind.

Es muss hier zum richtigen Verständnis auf einen grundlegenden Unterschied hingewiesen werden, der zwischen Carl Goerdeler einerseits und Robert Bosch mit seinem ganzen Kreis andererseits obwaltete. Goerdeler war Ostpreusse, deutschnational und naturgemäss viel preussischer in Veranlagung und Gesinnung als wir, die wir, süddeutsch orientiert und demokratisch durch und durch, im Geist von Potsdam und vollends in dessen durch Hitler grotesk vergrößerter Ausdrucksweise den Feind einer gedeihlichen Entwicklung Deutschlands sahen. Doch muss um der Billigkeit willen gesagt werden, dass Goerdeler volles Verständnis für unseren Standpunkt hatte, sich ihm mehr und mehr anschloss und so allmählich auch seinerseits davon überzeugt war, dass die Zukunft Deutschlands allein unter einer freiheitlichen, demokratischen Verfassung vorstellbar war, selbst wenn das Volk sich später einmal etwa für eine konstitutionelle Monarchie entscheiden würde. Wir verständigten uns mit Goer-

deler dahin, dass in einem kommenden Deutschland die alles erdrückende Vorherrschaft Grosspreussens irgendwie aufgehoben werden sollte, damit die gemässigte, nicht auf militante Gewalt eingestellte Gesinnung anderer, insbesondere süddeutscher Reichsteile im Rahmen des Ganzen zur gebührenden Geltung gelangen könne. Dr. Goerdeler erklärte seine Zustimmung um so bereitwilliger, als er, wie er sagte, den süddeutschen Geist als notwendiges Korrelat zum norddeutschen Bewusstsein hoch zu schätzen gelernt habe.

Goerdeler erwies sich auch sonst als ein sachlicher Mensch und aufrichtiger Charakter, aus innerstem, tief religiösem Gewissensdrang bestrebt, das nationalsozialistische Despotenjoch vom Nacken des deutschen Volkes nehmen zu helfen; diese Grundeinstellung verband uns gegenseitig.»

In dieser Niederschrift, die noch gar nicht das Ziel verfolgen konnte, Goerdeler zu verteidigen gegen die vielen mäkelnden und ideologisch verzerrten Kritiken, die nach dem Kriege oft an ihm geübt wurden, bezeichnet Walz Goerdeler «als die weitaus feurigste Persönlichkeit von wahrhaft dynamisch beschwingender Wirkung» unter allen Männern, die damals das Ziel verfolgten, Deutschland und Europa ohne Krieg von der nationalsozialistischen Tyrannei zu befreien. – Zur Frage der persönlichen Hintergründe, der inneren Motive, steuert Walz bisher nicht oder kaum bekannte Kenntnisse bei:

«Goerdelers Unmut gegen die Schädlichkeit des Regimes hatte eine ganz besondere Note. Er vertraute mir einmal an – es war wohl anfangs des Zweiten Weltkrieges – , dass ein schmerzhafter Stachel des Gewissens ihn immer wieder vorwärtsdränge. Er sei in den letzten Zeiten vor der Macht ergreifung Hitlers durch Hindenburg aufgefordert worden,

als Reichskanzler eine neue Regierung zu bilden, und habe diesen Auftrag zurückgewiesen, weil ihm die eine oder andere der bei der Regierungsbildung zur Berücksichtigung empfohlene Persönlichkeit nicht zugesagt habe. Nun mache er sich wegen des damaligen ablehnenden Verhaltens nachträglich die bittersten Vorwürfe, weil er, wenn *er* das Steuer der Regierung ergriffen hätte, bestimmt verhindert haben würde, dass die nationalsozialistische Bewegung sich zu einer Gefahr für den Bestand von Staat und Volk hätte auswachsen können. Er fühle sich vor Deutschland und der Welt gleichsam mitverantwortlich für den durch die Hitler-Diktatur an der Substanz der Menschheit und Menschenwürde verübten Schaden. Letzteres war übrigens, auch ohne das besondere Erlebnis Goerdelers, die Grundhaltung und das Grundmotiv von uns allen, die wir mit Goerdeler gemeinsame Sache machten, auch bei den Generalen, die keineswegs, wie Hitler nach dem 20. Juli 1944 behauptete, zur Befriedigung persönlichen Ehrgeizes gehandelt haben, sondern in ehrlicher Sorge und aus dem tiefen Gefühl der Verantwortung gegenüber Volk und Reich. Auch die unter amerikanischem Einfluss in der Presse neuerdings gebrauchte These, die Generale seien lediglich von dem Wunsch getrieben gewesen, durch den Kampf gegen das Regime das militärische System und damit ihre persönliche Wichtigkeit zu behaupten, kommt einer Entstellung der geschichtlichen Wahrheit gleich.»

Walz, als in gewissem Sinne einer der engsten Vertrauten, nimmt Goerdeler auch gegen den oft erhobenen Vorwurf der Leichtfertigkeit weitgehend in Schutz:

«Ein Wesenszug Dr. Goerdelers bedarf noch der Erwähnung. Die glühende Feindschaft gegen die nationalsozialistische Herrschgewalt und der ungeduldige Eifer, worin Goer-

deler sich verzehrte, machten ihn oft nicht bloss wagemutig, vielmehr in Wort und Tat bisweilen geradezu unvorsichtig, was in den eigenen Reihen, da und dort, in militärischen wie in zivilen Kreisen, Bedenken, ja Anstoss erregte, so dass zaghaftere, eine vorzeitige Entdeckung fürchtende Naturen geneigt waren, sich in manchen Fällen zurückzuhalten. Freilich: ein Mann, der niemals bereit gewesen wäre, sich in beherztem Schwung gelegentlich auch über das peinliche Gebot behutsamer Vorsicht hinwegzusetzen, hätte in diesen Zeiten scheuer Leisetreteri andere nicht fortzureissen vermocht.»

In der Schilderung des beginnenden Zusammenwirkens der inneren oppositionellen Kräfte klingen bereits alle Themen, die ganze Grösse und das tragische Elend der inneren deutschen Erneuerungsbewegung an.

«Nicht gar lange nach jener ersten Begegnung hat Goerdeler sein Amt als Oberbürgermeister der Stadt Leipzig niedergelegt, nachdem er schon vorher als Reichskommissar für die Preisbildung zurückgetreten war, und zwar nach Einreichung einer Denkschrift über die schädliche Wirkung, die für Deutschlands Finanzen und Währung die verschwenderische Ausgabenpolitik der nationalsozialistischen Regierung zeitigen musste. Sein Ausscheiden aus dem Amte des Leipziger Oberbürgermeisters war unmittelbar verursacht dadurch, dass gegen das vorher ausgesprochene Veto Goerdelers hinter seinem Rücken während einer Urlaubsreise das Leipziger Denkmal Mendelssohn-Bartholdys entfernt, ausserdem bei einer von Goerdeler genehmigten Errichtung einer Wohnsiedlung die vorgesehene Kirche durch die Stadtverwaltung ohne Anhören Goerdelers aus dem Bauplan kurzerhand gestrichen worden war.

Die Zeit der Amtsruehe gab Carl Goerdeler Gelegenheit, seine Anstrengung zur Bildung einer antinazistischen Widerstands-

bewegung zu vermehren und Reisen im In- und Ausland zu unternehmen, die im Wesentlichen vom Hause Bosch finanziert wurden. Er besuchte Robert Bosch und mich regelmäßig mindestens alle zwei bis drei Wochen zu Besprechungen über die Lage und die in der Folge zu ergreifenden Massnahmen. Bei diesen Unterredungen waren häufig zugegen auch Theodor Bäuerle, Albrecht Fischer sowie Willy Schlossstein, letzterer als Sekretär von Robert Bosch und als mein Mitarbeiter. Goerdeler berichtete unter anderem, dass in Wehrmachtskreisen und besonders im Heere die Handlungsbereitschaft der hohen Offiziere in starkem Masse von der Frage bestimmt war, wie das Volk zum nationalsozialistischen Regime, insbesondere zur Person Hitlers, stehe und ob bei einem etwaigen Vorgehen gegen beide auf eine hinreichende Resonanz in der Volksstimmung zu rechnen sei. Dabei spielte eine besondere Rolle der Wunsch, der Widerstandsbewegung durch Heranziehung weiterer Kreise der Arbeiterschaft eine entsprechende Breite der Ausdehnung zu geben. Darauf war unsererseits zu entgegnen, dass vorerst ein geeigneter Weg zur Organisierung auch nur eines Teils der Arbeitermassen nicht zu finden war und das beabsichtigte Unternehmen auch ohne organisierten Rückhalt am Volksganzen gewagt werden müsse. Das Volk könne ja nachträglich in passender Weise aufgeklärt werden. Von da ab hielt Goerdeler sich, auch auf Verlangen des Generalobersten Beck, dauernd in persönlicher Fühlung und im Einvernehmen mit allen Arbeiter- und Gewerkschaftsführern aus dem sozialistischen und christlichen Lager.

Im Heere selbst konnte man bei sorgfältiger Sichtung der hohen und älteren Offiziere sicher sein, auf deren Mitwirkung man angewiesen war. Unklarer lautete die Antwort auf die Frage nach der Zuverlässigkeit des mittleren und jüngeren Offizierskorps. Bei einem Teil von ihnen hatte die natio-

nalsozialistische Phrase sowie der seitherige Erfolg Hitlers eine gewisse Wirkung nicht verfehlt, während ein anderer Teil in der Ablehnung verharrte, sich aber undurchsichtig in der Meinungsäußerung verhielt. Die jungen Offiziere und unter ihnen diejenigen, die aus der Hitlerjugend hervorgingen, waren, besonders im späteren Stadium des Krieges, zu einem Teil offen nationalsozialistisch gesinnt. Demnach hatten die mittleren und niedrigeren Offiziersgrade bedeutende Verschiedenheiten des politischen Standpunktes zu verzeichnen. Da auch der einfache Soldat mit seiner politischen Überzeugung zurückhielt, teils aus Indolenz, teils aus Vorsicht oder Angst, so blieb die Frage, wie weit sich der Offizier in politischen Wirren auf seine Truppe verlassen könne, bis auf Weiteres ungewiss. So war von Anfang an, und zwar je länger desto mehr, der Verkehr innerhalb des Offizierskorps wie auch zwischen Offizieren und Mannschaften von dem furchtbaren Übel vergiftet, das der Nationalsozialismus auch sonst über das ganze Volk ausbreitete: dem Fluch der Unaufrichtigkeit.

Auf Reisen, die Carl Goerdeler teils im Auftrag, teils mit Billigung einzelner Reichsämtler und Reichsminister ins Ausland machte, und die ihn durch ganz Kontinentaleuropa, vor allem nach Frankreich, dann nach England, Nordafrika und Amerika (auch USA) führten, nahm er die Gelegenheit wahr, mit ausländischen Männern des politischen Lebens zu verhandeln und diese zu bitten, durch entsprechendes Verhalten gegenüber der nationalsozialistischen Regierung die Bestrebungen der deutschen Oppositionsbewegung zu stützen. Es kann leider nicht gesagt werden, dass diesem Bemühen Goerdelers viel Erfolg beschieden gewesen wäre. Manche seiner Berichte lauteten recht enttäuschend, z.B. habe Dr. Goerdeler nach seinem Vortrag über den wahren Charakter und das international gefährliche Treiben der nationalsozialistischen Füh-

rung von einem früheren Vertreter der englischen Regierung (Vansittart) die Entgegnung über sich ergehen lassen müssen: ‚Was Sie da sagen, ist ja Landesverrats Auch später haben ausländische Regierungen durch ihre Nachgiebigkeit der deutschen Opposition wiederholt die schlimmsten Enttäuschungen und Rückschläge verursacht, wie es überhaupt auffallend und entmutigend war, zu sehen, dass, während frühere, bescheiden auftretende deutsche Regierungen der Weimarer Verfassung von den Alliierten eine teils strenge, teils abweisende Behandlung erfahren hatten, nun plötzlich einer deutschen Regierung, sobald sie zu ihrem Hauptteil aus unverschämt fordernden Despoten bestand, mit ausgezeichnete Höflichkeit und beinahe unterwürfig begegnet wurde. Wir fühlten uns zu manchen Zeiten durchs Ausland an die nazistische Diktatur rettungslos verraten und verkauft. Dabei war jedem Kenner der nationalsozialistischen Psyche sonnenklar, dass gerade die vom Ausland geübte Nachsicht bei diesen Leuten zu immer grösseren Forderungen ermuntern und den drohenden Konflikt unvermeidlich machen musste. Niederschmetternd wirkten auf Goerdeler und uns alle die Erlebnisse des Jahres 1938, besonders die dem Einmarsch in das Sudetenland vorangegangenen Ereignisse. Tief besorgt um die weitere Entwicklung äusserte Goerdeler damals, Chamberlain hätte niemals nachgeben dürfen. Die Freunde bei der deutschen Wehrmacht, allen voran der charaktervolle Generaloberst Beck, seien fest entschlossen gewesen, einem Befehl Hitlers zum Einmarsch in die Tschechoslowakei nicht zu folgen, vielmehr dem Regime den Garaus zu machen. Hitler habe in Godesberg und später in seiner Rede an die Sudeten-deutschen geblufft wie nie zuvor und nun mit dem Ausgang seines Hasardspiels recht behalten gegenüber der Generalität, die, politisch beraten durch Goerdeler, unter der Führung des Generaloberst Beck ihren schweren Bedenken wie in frü-

heren Fällen (Einmarsch ins Rheinland, nach Österreich usw.) so besonders in der tschechischen Frage den ernstesten Ausdruck gegenüber Hitler verliehen hatte. Hitler stand vor der Partei und dem ganzen Volk als unerhörter Zauberünstler gross da, der seinen Sieg auch darin auskostete, dass er die Generale feige Kerle nannte, die keinen Schneid hätten. Die verhängnisvolle Tragik jener Ereignisse wirkte sich dahin aus, dass sie die Stosskraft der deutschen Widerstandsbewegung auf lange Zeit schwächten. Die zur Mässigung redende Vernunft war ins Unrecht gesetzt. Goerdeler war nicht nur bei einem Teil der Generale, die sich politisch von ihm hatten leiten lassen, in Misskredit geraten, sondern auch bei dem charakterlich labilen Teil der bisher gewonnenen zivilen Anhängerschaft. Die Menschen beten ja allerhand Götter an, vor allem aber den Erfolg, und der hatte sich in eklatanter Weise zu Hitler bekannt.»

Im Weiteren berichtet Hans Walz vom Beginn, der Art und dem Ausmasse des Zusammenwirkens zwischen ihm, der Firma Bosch und Carl Goerdeler. Dem folgt in grossen Zügen der Ablauf der nationalsozialistischen Epoche, gesehen vom Gesichtspunkte eines deutschen Patrioten, freien Unternehmers, freiheitswilligen Bürgers. Die Darstellung erreicht den Rang eines grossen «document humain» im Gleichgewichte, in dem die Leidenschaft des männlichen Temperaments steht zur allseits abwägenden Gerechtigkeit eines an den sachgebundenen, kühlen wirtschaftlichen Vorgängen geschulten Verstandes.

«Dr. Goerdeler waren, seit er seinen Posten als Oberbürgermeister von Leipzig aufgegeben hatte, durch die Firma und Robert Bosch persönlich fortlaufende Zahlungen gemacht worden mit dem Zweck, ihm die Verstärkung seines Anhangs

zu ermöglichen, diesen über Wasser zu halten und darüber hinaus eine Zusammenfassung aller Oppositionsgruppen zu betreiben. Auch gaben wir ihm den Auftrag zu unserer Vertretung bei Berliner Behörden und Regierungsstellen, um ihm eine Tarnung für seine Reisen in Deutschland und für seine häufige Anwesenheit in Berlin zu bieten. Es wurde beschlossen, auch nach dem geschilderten Verlauf der Sudetenlandfrage mit unverminderter Energie unsere Gegenbewegung fortzuführen und alle geeigneten Persönlichkeiten mobil zu machen. Dies war nicht einfach, nachdem im Frühjahr 1939 England und Frankreich wider alles Erwarten auch die verhüllte Annexion der Tschechoslowakei geduldet hatten. Die Generale waren durch den neuerlichen Erfolg Hitlers vollends mundtot gemacht und lahmgelegt. Dem Generalobersten Beck, dem damaligen Generalstabschef der deutschen Wehrmacht, war im Zorn höchster Ungnade der Abschied gegeben worden, weil er, Tränen der Erregung in den Augen, Hitler flehentlich beschworen hatte, die Hand von der Tschechoslowakei zu lassen. Seinem klaren Geist erschien der Einmarsch Hitlers in die Tschechoslowakei als verderblicher Auftakt zum unvermeidlichen Weltkrieg, an dem er sich nicht mitschuldig machen wollte. Hitler ging so weit, in seiner niederträchtigen Rede vom Juli 1944 diesen hervorragenden, gewissenhaften Mann zu einem ‚Feigling‘ zu stempeln, zu einer ‚jammervollen, verächtlichen Figur, die weine, wenn es gelte, in den Krieg zu ziehen. Generaloberst Beck blieb der Widerstandsbewegung nach wie vor uneingeschränkt treu bis zum Ende, bereit, im gegebenen Augenblick den Oberbefehl zu übernehmen und dem Geschehen eine andere Wendung zu geben, sobald einige fähige Heeresführer mit einer genügenden Anzahl zuverlässiger Truppen zum Losschlagen bereit waren.

Der Krieg Hitlers war unvermeidlich geworden. Hitler hatte

sich alles leisten können in der sicheren Hoffnung, dass aus jeder noch so verwickelten Lage, die er schuf, durch das Entgegenkommender Alliierten ein Ausweg gebahnt werde. Wir hatten schlechterdings kein Verständnis für die Haltung der Regierungen von England und Frankreich; man wusste doch im Ausland besser Bescheid über die Schandtaten des Regimes als in Deutschland selbst, wo die Wahrheit nur zum Teil und nur in Form der Flüsterpropaganda sich zu verbreiten vermochte. Das Ausland hätte im Interesse des Weltfriedens handeln müssen. Die von der nationalsozialistischen Regierung begangenen Schändlichkeiten redeten doch wahrhaftig eine allzu fürchterliche Sprache, als dass man den Führern noch guten Glauben hätte zubilligen dürfen: man denke z.B. an die verbrecherische Komödie des Reichstagsbrands, an die Affäre Röhm vom 30. Juni 1934, die mit einem Schlag allen Deutschen die Grundlage eines ordentlichen Rechtslebens entzog, an die Kirchenunterdrückung, an die Überaufrüstung, an die politischen Einsperrungen, an den ganzen terroristischen Zwang der Partei, nicht zuletzt an die Judenverfolgung. Das deutsche Volk empfand damals ein deutliches Gefühl für die Grösse der Kriegsgefahr, in die es freventlich gestürzt und der es mit knapper Not entronnen war, es wandte seine ganze Dankbarkeit und Begeisterung für die Erhaltung des Friedens unter tiefem Aufatmen der Erleichterung dem englischen Minister Chamberlain zu, der seit dem Herbst 1938 in Deutschland eine das Ansehen Hitlers in den Schatten stellende allgemeine Verehrung genoss.

Englische und französische Mittelsmänner wurden aus unserem Kreis zur Weitergabe an die beiden Regierungen darauf aufmerksam gemacht, dass Hitler zu einem Krieg entschlossen sei, wenn ihm nicht, sowohl von England und Frankreich als auch von der übrigen Welt, der äusserste Widerstand angekündigt werde. Goerdeler erzählte mir zu jener Zeit, dass er

selber durch einen ausländischen Vertrauensmann den USA-Staatssekretär Cordell Hull habe bitten lassen, die Washingtoner Regierung möge der deutschen Regierung in geeigneter Form zu wissen geben, dass im Falle der Entwicklung eines bewaffneten Konflikts zu einem Weltkrieg die USA auf der Seite Englands und Frankreichs stünden. Goerdeler war auf Grund seiner Berliner politischen Informationen der festen Überzeugung, dass Hitler unter der Einwirkung einer solchen Erklärung niemals wagen würde, eine bewaffnete Auseinandersetzung heraufzubeschwören, auch wenn er England und Frankreich im Augenblick nicht für stark kriegsgerüstet betrachtete. Eine solche Erklärung der USA blieb jedoch aus. Nachdem es dann nicht gelungen war, den Ausbruch des Kriegs gegen Polen 1939 zu verhindern, mussten alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, ihn lokal zu beschränken und den entfachten Brand so schnell als möglich auszulöschen. Solange noch eine genügend grosse Wehrmachtsgarnison mit Waffen in Berlin stand, war immerhin die Möglichkeit vorhanden, den nationalsozialistischen Spuk eines Tages zum Verschwinden zu bringen, indem ein beherzter Militärkommandant die Krolloper umstellen und die darin versammelten Reichstagsgrößen der Partei samt ihren obersten Spitzen kurzerhand ausheben liess.

Unsere Bemühungen richteten sich zuvörderst darauf, durch einen Sturz des Regimes die Voraussetzungen für eine friedliche Verständigung mit Frankreich und England zu schaffen. Indessen hatte die Entschlusskraft der Generalität einen unheilvollen Bruch erlitten, so dass auf eine rasche Aktion nicht zu rechnen war. Überdies wurde bei den auf Mitwirkung abgetasteten militärischen Führern, besonders von General Reichenau, zum Teil das sachliche Argument verfochten, dass, solange der Feind vor der Tür stehe, ein alsbaldiges Loschlagen gegen das Regime und die damit verbundene Gefahr

eines Bürgerkriegs nicht wohl verantwortet werden könne. Durch Mittelsmänner wurde fortgesetzt Fühlung mit ausländischen Staatsmännern unterhalten, Sonderbotschaften gingen hin und her. Auf einer Reise nach Brüssel, die wir Dr. Goerdeler gegen den anfänglichen Widerspruch der Gestapo im Frühjahr 1940 ermöglichten, hatte dieser Gelegenheit, dort mit hervorragenden politischen Persönlichkeiten zu unterhandeln, nebenbei auch die starken Befestigungen zu sehen, die gegen einen deutschen Einmarsch in Belgien errichtet waren. Er erzählte von diesen beinahe unüberwindlich erscheinenden militärischen Hindernissen seinen Freunden bei der deutschen Wehrmacht, und diese warnten daraufhin, wie auch auf Grund ihrer eigenen Informationen, Hitler vor den nach menschlichem Ermessen bei einem Angriff drohenden grossen Menschenverlusten, um ihn, wenn möglich, überhaupt davon abzuhalten, dass er Belgien mit Krieg überzog. Als aber im Mai 1940 Belgien in wenigen Tagen überrannt worden war und die französische Militärmacht nach einem kurzen Feldzug zusammenbrach, sah sich die militärische und bürgerliche Widerstandsbewegung mit ihrer Argumentation erneut ins Unrecht gesetzt und zum Schweigen verdammt. Die urteilslose Masse des Volkes, deren Blick überdies durch eine auf höchsten Touren laufende Propaganda getrübt war, konnte sich zwar, trotz Beflaggungsbefehl, an den errungenen Siegen keineswegs begeistern, wie etwa 1914, wiegte sich aber, angesichts der vollzogenen und noch versprochenen sozialpolitischen Leistungen des Systems, in der trügerischen Hoffnung, dieses werde mit der Zeit ‚seine Hörner ablaufen‘ und sich fortschreitend versittlichen. Ein Teil der militärischen Opposition war infolge des bei der Mahnung zur Mässigung und Zurückhaltung wiederholt erlittenen Missgeschicks verprellt und scheute angesichts des fabelhaften Glücks, das über Hitlers Taten strahlte, das ‚künftige Urteil der Geschichten

Nur ein kleines Häuflein weniger Getreuer liess sich in seiner Überzeugung durch erfolgreiche Verbrechen des Regimes nicht beirren. Eine intensive Sammlung aller Kräfte ward betrieben, sowohl politisch als auch militärisch. Die Arbeit glich aber einem ebenso aufregenden wie aufreibenden Martyrium. Bis in die höchsten Kreise des politischen und militärischen Deutschlands hinein war die Monstrosität Hitlers und seines Anhangs nicht voll erkannt. In der Wirtschaft gab es nicht allzu viele Einsichtige, vor allem wenige, die mutig genug zu einer Opposition waren; die Arbeiterschaft liess sich, obwohl einzelne Gruppen klarblickender Unzufriedener sich in ihrer Mitte befanden, schon wegen der gegenseitigen Bespitzelung zu keiner durchgreifenden Abwehr organisieren. Im Übrigen begann die Saat des Misstrauens in die aus dem Ausland kommenden Mitteilungen, wonach die Alliierten bereit seien, sich mit einem anderen Deutschland auf einer Grundlage der Freiheit, des Anstands und des auf die christliche Lehre gegründeten Rechts zu verständigen, immer mehr Früchte zu tragen angesichts der interalliierten Ankündigung unterschiedslos schroffer Massnahmen gegen das deutsche Volk. Zwar hatten wir durch einen Mittelsmann in der Schweiz Verbindung mit dem Erzbischof von Chichester, der stets dafür einzutreten erklärte, dass ein Unterschied gemacht werden müsse zwischen *Parteiführung* und dem terrorisierten deutschen *Volk*. Der Wahrheit innerhalb Deutschlands Geltung zu verschaffen, hielt jedoch äusserst schwer, weil ausländische Rundfunkmeldungen und Pressestimmen immer wieder Rückschläge in der Volksstimmung verursachten. Auch kam in der Folge die alliierte Definition des Begriffs bedingungslose Übergabe' leider viel zu spät. Als eigenes propagandistisches Werkzeug stand uns in der Öffentlichkeit nur die ‚Deutsche Rundschau‘ zur Verfügung, eine Zeitschrift, die von Robert Bosch finanziell massgeblich unterstützt wurde

und dem Regime mit einer besonders auch im Ausland vielbewunderten Offenheit rücksichtslos die Wahrheit sagte. Nach den Misserfolgen Hitlers in Russland (Winter 1941/42) hatte sich eine Reihe weiterer Generale zur Widerstandsbe-
wegung geschlagen. Leider aber fehlte es immer noch an der Mitwirkung jüngerer aktiver Kräfte, die über zuverlässige, ihrem persönlichen Einfluss zugängliche Divisionen verfügten. Trotzdem wurden Teilaktionen erwogen, um sich Hitlers zu bemächtigen, etwa durch gewaltsame Besetzung des Führerhauptquartiers oder bei Besuchen Hitlers an der Front. Leicht war ein solches Beginnen schon deshalb nicht, weil Mangel an absolut einwandfreien Personen aus der unmittelbaren Umgebung Hitlers bestand, die rechtzeitig geeignete Gelegenheiten auskundschaften und bekanntgeben konnten.

Im Jahre 1941 konnten unsere Schweizer Freunde, die aus deutschen Truppenbewegungen im Norden der deutschschweizerischen Grenze auf einen drohenden Einbruch in ihr Land schliessen zu müssen glaubten, auf Grund unserer Informationen beruhigt werden, wogegen später (1942) Schweden gewarnt wurde. Hitler spielte nämlich eine Zeitlang mit dem Gedanken, unter Bruch der Neutralität Schwedens durch dessen Gebiet zu marschieren, um eine militärische Verbindung gegen Russland zu schaffen und die schwedischen Rohstoff-Schätze für die deutsche Kriegführung nutzbar zu machen, sie zugleich aber den Alliierten zu entziehen.

Ungeachtet aller Hemmnisse war es den übermenschlichen Anstrengungen Goerdelers mehrmals gelungen, eine Lage zu schaffen, der nach vernünftigem Ermessen Hitler hätte zum Opfer fallen müssen. Doch immer wieder trat wie durch ein tragisches Verhängnis irgendeine unvorhergesehene Hinderung ein, so als ob die Vorsehung eine vorzeitige Ausschaltung des Hitler-Regimes hätte vermeiden wollen, ehe dieses durch seine Nichtswürdigkeit sich vor aller Augen ad ab-

surdum geführt haben würde. Gelegentlich auch trat wie durch ein Wunder ein Ereignis nicht ein, das als Anstoss und als Parole zum Losschlagen gegen das Regime vorbereitet war. Es war, glaube ich, im Jahre 1943, als mehrere Generalfeldmarschälle wie Kluge und Witzleben, Generaloberst Hoepner, Halder und andere bereit waren, zu revoltieren und sich dem zu organisierenden Oberbefehl des Generalobersten Beck unterzuordnen, der auch die noch zögernden Generale durch seine Autorität zum Handeln mitreissen sollte. Alles war bis ins Einzelne abgestimmt. Da erkrankte plötzlich, sozusagen von heute auf morgen, Generaloberst Beck sehr schwer mit der Wirkung, dass er sich ungesäumt einem chirurgischen Eingriff auf Leben und Tod unterziehen musste und für mindestens ein halbes Jahr ausser Tätigkeit gesetzt war. Alle die unendliche Mühe, die unter grössten persönlichen Gefahren zur Vorbereitung dieser Aktion bis in die letzte Kleinigkeit, bis zum Wortlaut der einzelnen herauszugebenden Befehle aufgewendet worden war, verpuffte naturgemäss ohne jedes Ergebnis. Die Gefahr der Entdeckung verstärkte sich immer mehr. Goerdeler wurde nicht müde, trotz aller entmutigenden Fehlschläge unter Missachtung seines Lebens immer neue, von tiefem sittlichem Ernst diktierte Denkschriften mit einem Appell an Vernunft und Gewissen der einzelnen leitenden Generale zu richten. (Eine Denkschrift über die Unzulänglichkeit der kriegswirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie und über die wachsenden Schwierigkeiten der Ernährungslage habe ich zusammen mit Wentzel-Teutschenthal und anderen verantwortlich mitunterzeichnet). Feldmarschall Kluge hatte einmal, angefeuert durch Goerdelers Vorstellungen, den Entschluss gefasst, mit ein oder zwei Divisionen einen Handstreich gegen das nicht allzuweit von seinem Standort befindliche Hauptquartier Hitlers zu verüben. Da – bei den vorbereitenden Arbeiten stürzte er vom

Pferde, erlitt einen Schädelbruch und war für etwa drei Monate aktionsunfähig! Wie mir ferner Goerdeler erzählte, hatten ein oder zwei Ostfrontgenerale, in deren Feldquartier mit gewissen Zeitabständen Hitler zur Besprechung der Lage zu kommen pflegte, sich verschworen, ihn bei dessen nächsten Besuch gefangenzunehmen oder zu töten. Eigenartigerweise erschien von da ab Hitler, als ob er dämonisch beraten wäre, nicht mehr bei diesen Männern, sondern beschied sie von Stund an zu sich. Auch kapselte er sich in seinem Hauptquartier immer dichter ab, indem er sich zugleich mit allen erdenklichen Sicherheitsmassnahmen umgab. Es war ihm kaum mehr beizukommen.

Gelegentlich schreckten Generale von einem auch durch sie mühevoll bis ins Einzelne geplanten Handeln zurück, zum Beispiel als die alliierte Propaganda Absichten zur Vernichtung des deutschen Volkes hören liess, bei denen, wie bereits erwähnt, kein Unterschied gemacht zu werden schien zwischen nationalsozialistischer Führung und verführtem deutschem Volk. Solche Auslassungen der alliierten Propaganda mögen im Ausland nur vereinzelt aufgetreten und von keiner ernstlichen Bedeutung gewesen sein, sie wurden aber von der nationalsozialistischen Propaganda mit Gewandtheit aufgegriffen und böswillig verwertet. Eines der letzten Stichworte zum Handeln bestand in dem schon mehrere Monate zuvor besprochenen Abfall Badoglios von der faschistischen Regierung Italiens. Die Stimmung des deutschen Volkes schien reif für eine Aktion zum Sturz des nationalsozialistischen Regierungsystems. Die Blicke sowohl des deutschen Volkes wie auch der deutschen Marschälle richteten sich gespannt nach Italien, um zu beobachten, welche Behandlung nun wohl der bedingungslos unterworfenen Teil des italienischen Volkes durch die Alliierten erfahren würde. Nun konnten allerdings Volk und Generale in ihrer Mehrheit kein objektives Bild von den

tatsächlichen Vorgängen gewinnen, weil sie auf die offenbar übertriebenen und subjektiv verzerrten Angaben der nationalsozialistischen Berichterstattung angewiesen waren. Radioapparate, die zum Abhören von Auslandssendungen geeignet waren, besaßen zwar viele Deutsche, aber sie wagten bei der Gefahr ständiger Kontrolle nicht, Auslandsmeldungen regelmäßig zu hören. Jedes Dienstmädchen, jeder übelwollende oder schwatzhafte Untermieter, jede undisziplinierte Äusserung konnten zum Verräter werden. Auch waren dauernd ‚agents provocateurs‘ tätig. Viele Menschen sind wegen Abhörens fremder Sender zum Tode verurteilt worden oder verschwanden hinter den Stacheldrähten der KZ. Kurz, ein objektiv-ungetrübttes Bild über die tatsächliche Behandlung, wie sie den Italienern durch die Alliierten zuteil wurde, war für die Allgemeinheit kaum zu erhalten; was aber an Nachrichten von der deutschen Propaganda verbreitet wurde, z.B. dass Churchill geäußert habe, ‚man lasse die Italiener im eigenen Saft schmoren‘ schien der deutschen Bevölkerung eine Bestätigung für die Behauptung der Nationalsozialisten zu sein, dass dem Hunger und Elend preisgegeben sei, wer sich den Alliierten ausliefere. Wären damals Nachrichten eingelaufen dahingehend, dass die Alliierten mit der Grosszügigkeit eines generösen Siegers auftreten, so wäre die Stimmung der deutschen Bevölkerung endgültig umgeschlagen, anstatt sich unter den Übertreibungen der offiziellen Propaganda nochmals zu versteifen, und die Generale hätten nicht erneut geschwankt, sondern Hitler beseitigt. Für uns, die wir die letzteren durch Goerdeler zum Handeln zu bewegen versuchten und eine von Mund zu Mund aufklärende Tätigkeit ausübten, war die Lage verzweifelt, denn wir konnten quantitativ unmöglich aufkommen gegen das Treiben der einheimischen Propaganda. Die hohe Generalität konnte trotz mehrfacher Ansätze den Absprung zum Handeln nicht gewinnen.

Immer verzweifelter wurden von Anfang 1944 an die Versuche des Goerdeler-Kreises, eine Aktion auf die Beine zu bringen. Immer wieder wurde in Stuttgart oder Berlin verhandelt über die Einzelheiten des Staatsstreichs, seine ethische Rechtfertigung und Notwendigkeit, über das Zusammengehen mit den Militärs, die Möglichkeit einer Abschirmung gegen die SS, die Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften bzw. der Arbeiterschaft, die Verständigung mit den Alliierten usw. Erschwert wurde die Aktion auch dadurch, dass in Berlin allmählich die bewaffnete Garnison mehr und mehr abgezogen und durch SS-Truppen ersetzt wurde. Um dem unnützen Blutvergiessen auf beiden Seiten ein Ende zu bereiten, *musste* doch schliesslich etwas geschehen, zumal angesichts der deutschen, in der militärischen Führung begangenen Fehler selbst für den unverbesserlichsten Optimisten auf eine entscheidende Wendung zu unseren Gunsten nicht mehr zu rechnen war. Indes hielt paradoxerweise gerade die Aussichtslosigkeit der Lage einen Teil der Generale aus falschverstandenen Pflichtgefühl davon ab, in letzter Minute drastische Schritte zu wagen. Dr. Goerdeler wandte sich zuletzt an General Olbricht, der mit jüngeren, aktivistisch eingestellten Offiziersgruppen in Verbindung stand; ein von diesen durchgeführtes Attentat schlug am 20. Juli 1944, wie bekannt, fehl und endete damit, dass beste deutsche Männer am Galgen eines schimpflichen Todes starben oder im KZ seelische und körperliche Qualen zu erdulden hatten. Zwei Mitarbeiter von mir, Albrecht Fischer und Paul Hahn, wurden ergriffen. Fischer wurde vor den Volksgerichtshof gestellt. Wir anderen, die wir trotz Gestapo-Verhören wie durch göttliche Fügung zunächst nicht verhaftet wurden, schwebten dennoch in dauernder Todesgefahr. Wir hatten es für unsere Pflicht gehalten, das alles zu tun aus dem Gefühl der Verantwortung gegenüber dem deutschen Volk, in zorniger Scham über die durch

die Hitler-Diktatur der Menschenwürde angetane Schande und in grenzenloser Abscheu vor den nationalsozialistischen Verbrechen, die einen grossen Teil der Welt in unerhörte Leiden gestürzt hatten, finden uns aber eigenartig berührt, in ausländischen Presse- und Rundfunkverlautbarungen immer wieder hören zu müssen, das deutsche Volk habe nichts getan, um das Joch der Nationalsozialisten abzuschütteln.

Wäre der oft vorbereitete Putsch zu irgendeiner Zeit geglückt, so wäre Generaloberst Beck, ein ebenso feinkultivierter wie charaktvoller Mann, zunächst an die Spitze einer vorübergehenden Militärregierung getreten. Nach der nächstmöglichen Wahl hätte er das Amt des Reichspräsidenten übernehmen sollen, während Dr. Goerdeler der vorläufigen Militärregierung als politischer Berater zur Seite stehen sollte, um nach der Wahl in der neuen Regierung als Reichskanzler zu fungieren. In den einzelnen Gauen des Reichs wäre sinngemäss vorgegangen worden; den Generalkommandos der einzelnen Wehrkreise wären während des militärdiktatorischen Zwischenzustandes politische Vertrauensmänner beigegeben worden, die von vornherein ausgewählt waren und die nachher die Gauverwaltungen im Einvernehmen mit der Reichsregierung aufgestellt hätten. Ich habe Carl Goerdeler immer dahin zu beeinflussen getrachtet, dass in die späteren Reichs- und Länderregierungen keine Vertreter des Militärs (oder doch nur im geringsten Mindestmass) aufgenommen werden sollten, weil man sich nach früheren Erfahrungen von einer Generalspolitik nach innen und aussen nicht viel versprechen kann.

Es war an eine demokratische Verfassung des Reichs gedacht unter Heranziehung aller aufbauwilligen Volkskreise zur weitestgehenden Selbstverwaltung. Insbesondere war eine starke Beteiligung der Arbeiterschaft vorgesehen. Parteien sollten nur in beschränkter Anzahl zugelassen werden. Die

Frage blieb offen, ob das Volk an Stelle des zunächst bestimmten Reichspräsidenten später einen anderen Staatspräsidenten wählen oder sich für eine konstitutionelle Monarchie nach englischem Muster entschliessen würde. Goerdeler hatte mich zweimal für ein Reichsministeramt vorgesehen, zuerst als Reichswirtschaftsminister, einige Zeit danach als Reichsverkehrsminister, ein Anerbieten, das ich jedesmal entschieden ablehnte, da ich nach dem Willen Robert Boschs gehalten war, mich ausschliesslich der Führung seiner Firma zu widmen, ausserdem auch wenig Eignung zur Bekleidung eines Ministeramts in mir fühlte. Deshalb bestand ich darauf, dass in einer von Goerdeler niedergeschriebenen Ministerliste, auf der ich nach Angabe von Dr. Meynen (Widerstandsgruppe Popitz) verzeichnet war, mein Name gelöscht wurde – zu meinem Heil; denn hätte ich nach dem 20. Juli 1944 in einer solchen Reichsministerliste figuriert, so wäre mein Schicksal unausweichlich besiegelt gewesen. Ich hätte dann auch nicht durch persönliche Beziehungen den Mitkämpfer Albrecht Fischer vor der äussersten Todesgefahr bewahren können.

Ich habe bei Dr. Goerdeler befürwortet, dafür einzutreten, dass Hitler nicht getötet, sondern gefangengenommen werde. Erstens hegte ich aus religiösen Gründen die Überzeugung, dass man eine gute Sache nicht mit einem Verbrechen der Tötung beginnen könne, und zweitens versprach ich mir eine moralisch reinigende Wirkung auf das Rechtsbewusstsein im Gewissen des Volkes, wenn Hitler mit seiner Umgebung im öffentlichen Prozessverfahren von *deutscher* Seite abgeurteilt worden wäre. Über meine religiösen Grundsätze habe ich Carl Goerdeler in den Jahren 1942 und 1943 die eine und andere Denkschrift unterbreitet.»

Hans Walz schliesst den Bericht mit den für alle, die das Gut der Freiheit und des Rechtsstaates zu vertreten haben, bedenkenswerten Worten:

«So war ich von Anfang bis zum Ende aufs Engste und Aktivste an der Vorbereitung und Durchführung von Dr. Goerdelers Plan beteiligt. Die Schwierigkeiten dieser Kämpfe wird nur der gerecht ermessen können, der sich vergegenwärtigt, welch ein dichtes Netz geheimer Beobachtung und aufdringlicher Spitzelei über jeden Einzelnen und seine Umgebung jeden Augenblick gebreitet lag, wie aufwärts vom Blockleiter, Zellenleiter und Ortsgruppenleiter der Partei ein ganzes System aufgerichtet war, um jede Lebensregung, jedes unbedachte Wort zu überwachen.»

Albrecht Fischer begann seine Laufbahn als Beamter des Württembergischen Gewerbeaufsichtsamtes. Von 1919 bis 1934 war er Geschäftsführer der Vereinigung Württembergischer Arbeitgeberverbände. Seit 1934 stand er im Dienste des Hauses Bosch. Nach dem Zusammenbruch 1945 wurde er von der französischen Besatzungsmacht als «Landesdirektor für Arbeit» – praktisch als Arbeitsminister – eingesetzt. Nachdem die amerikanische Besatzungsmacht die Franzosen abgelöst und eine eigene Landesregierung eingesetzt hatte, übernahm Fischer bis zur Rückkehr von Hans Walz aus der Gefangenschaft den Vorsitz im Aufsichtsrat der Firma Bosch; nach der Rückkehr von Hans Walz blieb er Mitglied des Aufsichtsrates. In den ersten Nachkriegsjahren war er auch Mitglied des sozialpolitischen Ausschusses des Länderrates und des Reparationsausschusses im Wirtschaftsministerium sowie Mitglied und Vorsitzender des vorläufigen Ausschusses der Landesversicherungsanstalt. Von 1950 bis 1957 war Fischer Mitglied des Testamentvollstrecker-Kollegiums Robert Bosch. Von 1952 an war er stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrates der Firma Bosch. Er starb am 22. Januar 1965.

Über die hier folgende Niederschrift hat Theodor Heuss am 26. April 1961 an Albrecht Fischer geschrieben:

«Verehrter, lieber Baurat, mein langjähriger Mitarbeiter, Ministerialdirektor a. D. Hans Bott, hat mir kürzlich, durch Herrn Knoerzer veranlasst, die Niederschrift zugänglich gemacht, in der Sie Ihre Erfahrungen mit der Gestapo, dem Gericht usw. dargestellt haben. Ich habe diese Arbeit mit starker Anteilnahme gelesen und war vor allem durch ihre unpathetische Nüchternheit beeindruckt...»

Albrecht Fischer

Erlebnisse vom 20. Juli 1944
bis 8. April 1945

Man hat mir von mehreren Seiten nahegelegt, über die Vorgänge um Dr. Goerdeler und über meine persönlichen Erlebnisse einiges schriftlich festzuhalten.

Die erste Begegnung mit Dr. Goerdeler fand im Sommer 1936 statt. Dr. Goerdeler hatte Theodor Bäuerle, den er aus Verhandlungen über das Volkshochschulwesen kannte, gebeten, eine Unterredung mit Herren der Firma Bosch zu vermitteln. Die Herren Walz, Bäuerle und ich fuhren darauf nach Leipzig, wo Goerdeler damals noch Oberbürgermeister war. Nach einer Unterredung, die Goerdeler mit Hans Walz allein führte, assen wir mit Goerdeler gemeinsam im Ratskeller und sprachen uns über die damalige politische Lage aus. Das Anliegen, das Goerdeler Hans Walz unterbreitet hatte, ging dahin, durch Einwirkung prominenter Industrieller auf Generalfeldmarschall von Blomberg den Versuch zu machen, die Forcierung der Rüstung abzubremsen, da diese aussenpolitisch gefährliche Entschliessungen Hitlers befürchten lasse. Goerdeler meinte, dass es nicht ohne Wirkung bleiben könne, wenn ein so allgemein anerkannter Industrieller wie Robert Bosch auf die von der Beschleunigung der Rüstung zu erwartenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten hinweisen würde. Er hoffe doch, dass der Respekt vor Robert Bosch einen starken Eindruck machen werde.

Robert Bosch stimmte dieser Anregung zu und fuhr im September 1936 nach Berlin zu Herrn von Blomberg. Ich wurde als Begleiter mitgenommen, da ich Blomberg von seiner Tätigkeit in Stuttgart als Chef des Stabes der 5. Division her kannte. Die Aussprache mit Blomberg verlief völlig negativ (s. Heuss, Robert Bosch, Seite 670).

Bei der Firma hatte sich in den letzten Jahren in steigendem Masse das Bedürfnis gezeigt, in Berlin einen Beauftragten zu haben, der bei den zivilen Ministerien ein- und ausgehen und sich dabei Kenntnis verschaffen könnte über die Absichten dieser Regierungsstellen auf den verschiedenen die Wirtschaft berührenden Gebieten. Die Informationen, die ich in der Regel jeden Monat bei einigen, im Allgemeinen gut unterrichteten Herren einholte (Dr. Meynen und Dr. Reuter vom Volkswirt, Jaffe und Evenius von der Wirtschaftskorrespondenz, Dr. Erdmann von der Reichswirtschaftskammer, Dir. Waldhecker von der Reichsbank), erwiesen sich in steigendem Masse als ungenügend. Die Bemühungen, auf diesem Wege eine geeignete Persönlichkeit zu finden, hatten keinen Erfolg. Als nun Goerdeler im Jahr 1937 sein Amt als Oberbürgermeister niederlegte, warf Hans Walz die Frage auf, ob nicht Goerdeler, der bei allen Berliner Stellen Eingang hatte, sich bereit finden liesse, die erwähnte Aufgabe zu übernehmen. Bei meiner nächsten Reise nach Berlin verabredete ich mit Goerdeler ein Zusammentreffen und bot ihm den Auftrag von Walz an, für die Firma tätig zu werden. Goerdeler dankte für das Vertrauen, lehnte aber zunächst eine Entscheidung ab, da er sich noch nicht klar darüber sei, für welche Betätigung er sich entschliessen solle. Tatsächlich stand er damals in Unterhandlungen mit Krupp, die aber zu keinem Ergebnis führten. Er nahm dann nach einiger Zeit die Verhandlungen in Stuttgart mit Hans Walz wieder auf, und diese führten zu einem Vertrag.

Von da an kam Goerdeler in ziemlich regelmässigen Abständen, alle vier bis sechs Wochen, später alle acht bis vierzehn Tage nach Stuttgart, holte sich seine Aufträge und berichtete über die politische Lage, ihre vermutliche Entwicklung, über die Absichten der Regierung auf dem Gebiet der Wirtschaft und über ihm bekanntgewordene Internas der Nazi-Grössen. Dabei stellte sich immer mehr eine völlige Übereinstimmung der politischen Ansichten und Bedenken zwischen Goerdeler und Robert Bosch sowie den ins Vertrauen gezogenen Männern der Firma, insbesondere von Walz, Wild und Fellmeth, heraus. Zu den vertraulichen Besprechungen wurden oft auch Schlosstein, Theodor Bäuerle, Paul Hahn und ich zugezogen. Als Goerdeler nach dem ersten aussenpolitisch gefährlichen Griff auf Österreich und die Tschechoslowakei begann, eine Art Widerstandsgruppe zu organisieren, wurden die Besprechungen in grösserem Kreis eingestellt, da sie Aufsehen erregen konnten. Von da an verhandelte Goerdeler in der Regel zunächst mit Hans Walz, der den Mittelpunkt des Kreises bildete, sodann mit den übrigen Herren gruppenweise, so z.B. mit mir unter Beiziehung von Paul Hahn. Goerdeler trat in Stuttgart auch in den Verkehr mit Eugen Bolz und mit Ersing, später auch mit Dr. Strölin und Landesbischof Wurm, während ich die Verbindung mit den Gewerkschaften aufnahm in regelmässigen Besprechungen mit Jakob Weimer und Christian Härle. Weimer verständigte jeweils auch David Stetter als Vertreter der Sozialdemokraten.

Die weitere Entwicklung der Dinge ist heute so bekannt, dass sich weitere Ausführungen hierüber erübrigen. Die ständigen Bemühungen von Goerdeler, auf die Heerführer Einfluss zu bekommen, über die wir ständig unterrichtet wurden, schlugen ebenso fehl wie ein von mir schon im Anfangsstadium unternommener Versuch, im Januar 1939 dem damaligen Stabschef der Armee List in Wien und späteren Generaloberst

Ruoff eine ernste Warnung zu geben, das Militär möge sich nicht von Hitler für seine wahrscheinlich sehr gefährlichen Pläne missbrauchen lassen. Als Ruoff nach längerer Unterredung den Sinn meiner Ausführungen verstanden hatte, sagte er: «Ach, Sie suchen heute schon den York». Auf meine Bejahung meinte er, die Befürchtungen seien unbegründet, denn es könne und werde nichts geschehen, womit die Armee nicht einverstanden sei. Für so stark hielt er damals die Position der Generale.

Als im Jahr 1943 nach dem Fall von Stalingrad es wohl für jedermann klar sein musste, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war, verstärkte Goerdeler seine Bemühungen um die Generale. Gleichzeitig wurden auch Fragen der Vorbereitung für die Lage erörtert, die sich nach dem Zusammenbruch oder nach einem Sturz des Regimes ergeben würde. Goerdeler hoffte zunächst immer noch auf die Generale. Er versicherte gegen Ende 1943, dass der Umsturz unmittelbar bevorstehe. Aber es gelang ihm wieder nicht, die massgebenden Heerführer zum Handeln zu bewegen, so dass Hahn und ich ihm im Frühjahr 1944 rieten, die Sache aufzugeben und den endgültigen Zusammenbruch abzuwarten, zumal ja auch alle Fühlungnahme mit den Alliierten zu keinem Entgegenkommen von dieser Seite geführt hatte und andererseits die Gefahr eines Verrats seiner Bemühungen ständig wuchs infolge des immer mehr sich vergrößernden Personenkreises der Mitwisser. Er schien damals zunächst diesen Gedanken ernstlich zu erwägen. Bei seinem nächsten Besuch war er jedoch wieder ganz zuversichtlich, da inzwischen die sogenannte Obersten-Gruppe in Berlin unter Führung von Stauffenberg sich zum Handeln bereit erklärt hätte. Schon früher waren Fragen mit Hans Walz zu einer Neugliederung des Reichs für die von Goerdeler zunächst abgelehnte Aufgliederung Preussens in drei bis vier Länder, eine föderalistische Verfassung, Organi-

sation der Behörden, Aufbau des Parlaments auf der Vorstufe der Beteiligung in den Gemeindeorganen (eine Lieblingsidee von Goerdeler), verschiedene Aufrufe an das Volk usw. besprochen worden. Dann brachte Goerdeler auch Personalfragen zur Sprache. Als dies erstmals geschah, sagte Hans Walz spontan: «Stellen Sie mich dahin, wo es am gefährlichsten ist.» Die Sache wurde damals aber nicht weiter besprochen, sondern zunächst allgemeinen Überlegungen anheimgegeben. Später trug Goerdeler Hans Walz den Posten des Reichswirtschaftsministers an, den Walz jedoch sofort ablehnte¹.

Goerdeler äusserte selbst Zweifel, ob Hans Walz bei den sich ergebenden Verhältnissen nicht bei der Firma dringendst benötigt werde. Er glaube, dass die Interessen der Firma in diesem Fall den Vorrang haben müssten. Wir beide teilten

- ¹ Über die «Ministerlisten» von Goerdeler ist viel gespottet worden. Dabei wird aber meist übersehen, dass Goerdeler gegenüber der Generalität beweisen musste, dass im Falle des militärischen Umsturzes eine handlungsfähige und nach innen und aussen mit Autorität ausgestattete Regierung sofort antreten könne. Wenn auch, vor allem und erst recht nach dem Tode von Robert Bosch am 12. März 1942, innerhalb der Firma und dem Kreise Bosch Hans Walz hauptsächlich Gesprächspartner von Goerdeler war, kam es doch vor, dass Goerdeler über spezielle Punkte allein mit Albrecht Fischer, Oberpolizeidirektor Paul Hahn, Alfred Knoerzer und Theodor Bäuerle gesprochen hat. – Bei der hohen Verehrung, die Goerdeler für Robert Bosch und dessen wirtschaftliche, politische und soziale Überzeugungen und Taten hegte, war begreiflich, dass er sich bemühte, den einen oder anderen Mitverschworenen des Bosch-Kreises für ein direktes und repräsentatives Mitwirken an der geplanten Neuordnung Deutschlands zu gewinnen. Wie Hans Walz in seinen Aufzeichnungen berichtet, hat Goerdeler mehrfach anerkannt, wie sehr er sich «von den politischen, wirtschaftspolitischen, sozialpolitischen, kulturellen und geistigen Auffassungen» Robert Boschs und seines Kreises habe bilden lassen. Hans Walz bemerkt zu den Erinnerungen von Albrecht Fischer:
«Ich kann ausdrücklich bestätigen, was Albrecht Fischer in seinem Bericht (siehe Seite 125, Absatz 2) ausführt: Goerdeler fühlte sich im Laufe des Frühjahres 1944 auf das Schwerste bedrückt durch die im-

diese Überlegung und hielten es auch nicht für ratsam, die Firma durch ihren prominentesten Repräsentanten in diesem Umfang einzuschalten, schon im Hinblick auf die in Aussicht zu nehmende Schwere der Aufgabe, die sicher zu Schwierigkeiten mit weiten Kreisen führen müsse. Hahn war insbesondere scharf ablehnend, weil man auch den Fall ins Auge fassen müsse, dass die ganze Bewegung vorher hochgehe, und dann wäre nicht nur die Person Walz, sondern die ganze Firma auf das schwerste gefährdet. Er sprach damit eine Sorge aus, die uns im Lauf der Zeit immer mehr bedrückt hatte. Goerdeler war viel zu vertrauensselig, erörterte seine Ansichten des Öfteren auch gegenüber Personen, über deren Zuverlässigkeit er gar nicht sicher sein konnte, da er sie kaum näher kannte. Es waren uns schon von den verschiedensten Seiten Warnungen zugegangen, und es war bekannt ge-

mer handgreiflicher werdende Erkenntnis, dass von der Generalität kein Umsturzunternehmen mehr zu erwarten war. Und was die sogenannte Obersten-Gruppe betraf, so schwächte sich seine im Anfang recht zuversichtliche Stimmung bald zusehends ab. Er klagte darüber, dass die Männer der jüngeren Generation bei aller an sich sympathischen Aktionsbereitschaft über die anzustrebende Neugestaltung der deutschen Entwicklung eben doch in mancher Beziehung von anderen soziologischen und wirtschaftspolitischen Auffassungen ausgingen, als er sie für erspriesslich erachten könne. Wegen dieser und anderer sorgenvoller Gedanken konnte er nicht mehr recht froh werden. Gegen die Idee, jeglichen weiteren Widerstand von unserer Seite aufzugeben, sträubte sich sein von hoher Verantwortung fürs Ganze erfülltes Bewusstsein. Wenn nichts geschähe, so würde vom herrschenden Regime das deutsche Volk für aussichtsloses Weiterkämpfen unter unerhörten Opfern bis zum Weissbluten missbraucht. Ein halbwegs anständiges Gewissen lasse sich überhaupt nicht mehr beschwichtigen angesichts der ungeheuren Wirklichkeit, dass an der Front und in den bombardierten deutschen Städten tagtäglich mindestens zehntausend Männer, Frauen und Kinder sinnlos und unschuldig umkämen, ganz zu schweigen von dem namenlosen Unrecht, das durch die frevelhafte Fortsetzung des Krieges auch an Leib und Leben unserer Gegner verübt werde. – Auch ich wusste keinen überzeugenden Ausweg aus der Drangsal dieses fürchterlichen Dilemmas.»

worden, dass seine Korrespondenz und sein Verkehr überwacht werde.

Unsere Warnungen fruchteten aber wenig, und Hahn als alter, erfahrener Polizeimann konnte sich kaum denken, dass die Gestapo nicht eines Tages zugreifen würde. Hahn widmete sich deshalb besonders der Aufgabe, eine etwa erforderliche Flucht Goerdelers sicherzustellen. Goerdeler sollte sich über das Militär einen falschen Pass besorgen auf einen Namen, der mit G und Vorname C laute. Der Fluchtweg war genau festgelegt und mit örtlichen Vertrauensmännern verabredet. Er führte an eine bestimmte Stelle am Bodensee, von der aus ein Übertritt in die Schweiz vorbereitet war. Goerdeler hätte so von Stuttgart aus in zehn bis zwölf, von Berlin aus in 24 Stunden in Sicherheit sein können. Goerdeler hat aber den Fluchtweg nach Süden nicht benützt, vielleicht fürchtete er für seine Familie, wenn er in das Ausland fliehen würde. Aber fliehen musste er nach dem 20. Juli 1944 doch, und es ist nicht anzunehmen, dass der Familie mehr passiert wäre, als sie ohnehin zu leiden hatte.

Da Hans Walz auch die Übernahme einer ministeriellen Tätigkeit innerhalb des Landes Württemberg aus den oben erwähnten Gründen ablehnen musste, blieb die Wahl eines Vertrauensmannes für Württemberg, der nach den bisherigen Plänen an die Stelle des bisherigen Reichsstatthalters zu treten hatte, zunächst offen. Erst nach einigen Monaten kam Goerdeler darauf zurück und wünschte, dass ich mich für diesen Posten zur Verfügung stelle. Ich lehnte sofort ab und sagte ihm, dass man für diesen Posten möglichst eine in der ganzen Staatsverwaltung bekannte prominente Persönlichkeit gewinnen müsse, von der die ganze Beamtenschaft von vornherein annehmen dürfe, dass sie Gewähr dafür biete, dass nunmehr wieder Ruhe und Ordnung hergestellt und die Leute sofort ausgeschaltet werden, die nur als Nazis in die Ämter

gekommen waren und den ordentlichen Beamten das Leben sauer gemacht hatten. Goerdeler sah das ein und bat mich, ihm solche zu nennen oder ihn mit denselben zusammenzubringen. Mein Hinweis auf Bolz wurde abgelehnt, da dieser schon für ein anderes Amt vorgesehen sei.

Nach diesem fehlgeschlagenen Versuch trat Goerdeler längere Zeit nicht mehr an mich heran. Plötzlich schien er aber Eile zu haben und verlangte ziemlich dringend, dass ich mich für den Posten zur Verfügung stellen solle. Ich lehnte wieder ab; er wollte sich die Sache nochmals überlegen. Nach kurzer Zeit kam er wieder und erklärte, er finde keinen anderen. Schliesslich gab ich dann nach Rücksprache mit Hahn nach, der zwar immer noch abriet, aber meinte, man könne mit Goerdeler Sicherheitsmassnahmen verabreden, die bei vorzeitigem Bekanntwerden der Sache Schutz bieten würden. Ich habe dann mit Goerdeler eine Verabredung dahingehend getroffen, dass der zivile Sektor erst dann aufgerufen werden solle, wenn das Militär nach dem Sturz des Regimes die Lage völlig beherrsche. Die Namen der zivilen Vertrauensleute sollten dem Militär zunächst gar nicht bekanntgemacht werden, die Liste sollte erst übergeben werden, wenn diese Voraussetzung erfüllt war. Das wurde von Goerdeler zugesagt und später dahin ergänzt, dass für jeden Bezirk eines Generalkommandos ein zuverlässiger Offizier von Berlin abgeordnet werde, der allein den Namen kenne und von dieser Kenntnis erst dann Gebrauch machen dürfe, wenn er von Berlin dazu aufgefordert werde. Das hielt auch Hahn für eine ausreichende Sicherung. Leider hat sie doch versagt. Es hat sich später herausgestellt, dass Goerdeler entgegen dieser Abmachung dem Militär die Liste übergeben hat. Er tat dies anscheinend erst kurz vor dem 20. Juli 1944 auf Verlangen des Militärs.

Goerdeler hatte die Liste zunächst nur an Leuschner gegeben, der bestimmte gewerkschaftliche Kreise informieren

sollte. Dass dies tatsächlich geschah, ging daraus hervor, dass Weimer mir kurz darauf mitteilte, er sei gefragt worden, ob er mich kenne. Auch David Stetter hat mir später gesagt, er sei über diese Linie verständigt worden.

Die Folgen des Misslingens des Attentats vom 20. Juli 1944 sind bekannt. Ich kann mich auf das persönliche Erleben nach dem Attentat beschränken. Von dem Attentat hörte ich abends um 8 Uhr im Rundfunk. Ich nahm an, dass die oben geschilderten Sicherungen sich auswirken würden und somit für mich keine direkte Gefahr bestehe. Meine Frau reiste ab nach Ottendorf, wohin die Familie meiner Tochter verlagert war. Nachts 2 Uhr ertönte die Hausklingel. Ein Mann rief mich an, ob hier ein Herr Müller wohne. Auf Verneinung der Frage blieb es einige Minuten still, dann erneutes Klingeln, und nun der Ruf: «Hier geheime Staatspolizei, öffnen Sie!» Ich kam herunter und sah mich zwei Beamten gegenüber, die mit Pistolen in der Hand mich für verhaftet erklärten. Ich sagte, zunächst müsste ich mich ankleiden, es werde sich ja wohl um ein Missverständnis handeln. Nach dem Ankleiden sagte ich, dass ich mich noch mit Zigarren versehen wolle, die im Untergeschoss aufbewahrt seien. Diesen Gang nach unten wollte ich dazu benutzen, einen Brief loszuwerden, den mir Geheimrat Röhm geschickt hatte wegen der evtl. Unterbringung von Goerdeler auf einem bei Crailsheim gelegenen Bauernhof, und ich wollte nicht, dass die Adresse Röhm's bekannt werde. So liess ich beim Einstecken der Zigarren den Brief zu Boden gleiten, der Beamte, der mich ständig mit gezogener Pistole begleitete, nahm ihn sofort auf und erklärte, das sei Absicht gewesen. Ich erwiderte, er könne den Brief behalten, da er nur eine völlig harmlose Mitteilung enthalte. Später erhielt ich den Brief zurück und habe ihn sofort vernichtet, als man mich im Polizeipräsidium, wohin ich gebracht worden war, einige Zeit allein liess.

Dort hielt man mich für den Rest der Nacht und den ganzen folgenden Tag fest in irgendeinem Zimmer bzw. bei Alarm in einem Bunker des Untergeschosses. Eine förmliche Vernehmung fand nicht statt, nur die Bemerkung fiel, ich hätte wohl von der Sache im Hauptquartier gehört, man habe zu untersuchen, ob ich zu diesen Leuten gehöre. Den ganzen Tag gab es nichts zu essen, erst gegen Abend wurde ich in das Untersuchungsgefängnis in die Archivstrasse geführt, wo ich ein Stück Brot mit einem Stückchen Margarine darauf erhielt. Meine Zelle lag im 2. Stock, sie war für zwei Mann bestimmt. Mein Mitbewohner war ein Franzose aus der Normandie, von Beruf Landwirt, der als Kriegsgefangener in einem Stuttgarter Fuhrbetrieb beschäftigt wurde. Er hatte Schutt abzufahren gehabt und hatte beim Herausfahren des geladenen Wagens aus der Schuttgrube seine Pferde mit Zuruf und Peitsche angetrieben, weil er nach seiner Angabe sonst nicht herausgekommen wäre. Eine Frau, die dabei zusah, beschimpfte ihn als Tierquäler, er antwortete wohl entsprechend, worauf sie dem Wagen folgte und ihn bei dem Fuhrunternehmer verklagte. Darauf habe er ihr wegen ihrer Lüge eine Ohrfeige gegeben. Dies brachte ihm sechs Wochen Haft ein, die er in der Archivstrasse absass. Der Mann war sicher kein Tierquäler, er war ein richtiger Bauer und ein guter Charakter. Er fragte mich nach meinem Alter. Als ich antwortete, 67 Jahre, rief er: «ici on n'a pas de respect pour la vieillesse», und er duldete von da an nicht mehr, dass ich irgendwelche Arbeit tat wie Fegen der Zelle, Schrubben des Fussbodens usw. Er war sehr reinlich und half mir, die Zelle innerhalb weniger Tage wanzenfrei zu machen. Inzwischen war ein dritter Mann in unsere Zelle gebracht worden, für den eine Matratze auf den Fussboden gelegt wurde. Er war ein Belgier aus Lüttich, der wegen Urlaubsüberschreitung in Haft getan war. Er hatte als Kriegsgefangener Heimaturlaub

erhalten, diesen aber zu längerem Besuch bei Bekannten in Südfrankreich benützt und so den Urlaub um einige Wochen verlängert. Er war ein Schmutzfink, sehr bequem, beteiligte sich weder am Putzen noch am Bekämpfen der Wanzen. Er warsogerade das Gegenteil des fleissigen Normandie-Bauern, der jeden Morgen um sieben Uhr zur Arbeit in der Schokolade-Fabrik Bude abgeholt wurde und abends wiederkam, die Taschen gefüllt mit Rohschokolade und Biskuit-Keks, die er kameradschaftlich an uns verteilte.

Einige Tage nach meiner Einlieferung wurde ich an einem Vormittag wieder in das Polizeipräsidium verbracht, um vernommen zu werden. Man beschränkte sich auf Fragen nach meinem Verkehr mit Goerdeler, auf die ich harmlose Antworten geben konnte. Ferner legte man mir eine lange Liste mit Namen vor und fragte bei jedem Namen, ob ich den Mann kenne und ob ich mit ihm verkehrt hätte. Bei den meisten Namen konnte ich sagen, dass ich sie nur aus der Presse, aber nicht persönlich kenne. Es waren hauptsächlich Generale und Politiker. Bei Bolz sagte ich, ich würde ihn selbstverständlich kennen, da ich früher öfters dienstlich mit ihm zu tun gehabt hätte, dass aber darüber hinaus kein Verkehr gesellschaftlicher Art bestanden habe. In der Zelle mussten wir am Tage Ringe verfertigen, die aus Abfällen von Fensterleder hergestellt wurden.

Einen erheblichen Schock erlitt ich in der Nacht vom 10. auf 11. August. Am Vormittag war der Belgier plötzlich abgeholt worden, um nach Mannheim verlegt zu werden und dort zu arbeiten. Der Bauer aus der Normandie war wie gewöhnlich um sieben Uhr zur Arbeit gegangen, so dass ich allein war. Der Mann kam aber auch nicht mehr zurück, so dass ich auch abends allein blieb. Gleichzeitig ertönten aus dem Justizpalast wieder Geräusche herüber, die verrieten, dass dort Nacharbeit mit Fallbeil und ein reger Verkehr stattfand. Die

Sache war sehr unerfreulich, namentlich deshalb, weil es mir auffallen musste, dass meine Zelle nicht mehr belegt wurde, obwohl das Gefängnis dauernd überfüllt war. Da ich der Gestapo alles Mögliche zutraute, machte ich mich auf das Letzte gefasst und war entschlossen, allem zuvorzukommen, wenn sich sichere Anzeichen ergeben würden. Aber die Nacht ging vorüber, ohne dass etwas geschah, und am nächsten Morgen wurde die Zelle wieder voll belegt, leider mit sehr wenig angenehmen Gesellen, einem SS-Scharführer, einem direkt widerlichen Burschen mit einem auf Schönheit dresierten Haarschopf. Er markierte den Kriegsbeschädigten, angeblich einen Fuss durch Erfrierung versteift. Erging ausserhalb nie ohne Stock, aber in der Zelle ohne Stock. Ich stellte sofort Läuse bei ihm fest und zwang ihn, diese zu bekämpfen, da ich ihm Meldung in Aussicht stellte, die zu sofortiger Abscherung der von ihm sehr geschätzten Haarpracht geführt hätte. Er war ein Elsässer, sprach geläufig französisch und wäre wohl am liebsten jetzt zu den Franzosen übergelaufen, von denen er nur Gutes zu erzählen wusste. Der zweite war ein Halbidiot, der wegen Diebstahls von silbernen Löffeln aus einem Ruinengrundstück verhaftet worden war.

Die Woche mit diesen Leuten war der unangenehmste Teil meiner Stuttgarter Haftzeit, die am 18. August ihr Ende fand mit meiner Überführung nach Berlin. An diesem Tage wurde ich abends in das Sprechzimmer im Untergeschoss geholt, wo schon mein Schwiegersohn sass, der für den Transport zum Bahnhof einen Kraftwagen zur Verfügung stellte. Nachdem ich meine Habseligkeiten gepackt hatte, wurde ich in das Wachzimmer geführt, wo mir der Karlsruher Rechtsanwalt Reinhold Frank vorgestellt und zugleich gefragt wurde, ob wir uns kennen würden. Wahrheitsgemäss verneinten wir beide diese Frage. Zwei Gestapo-Beamte führten uns dann beide zu dem Wagen, Frank mit auf dem Rücken gefesselten

Händen, bei mir nahmen sie von der Fesselung Abstand. Am Bahnhof war der Nachtschnellzug nach Berlin noch nicht da, so dass wir in der Vorhalle vor der Sperre noch Aufenthalt hatten. Meine Tochter war erschienen, und mein Schwiegersohn brachte einige Gläser Bier für die Gestapo-Leute und für uns bei, die wir tranken, bis die Sperre geöffnet wurde. Beim Gang von der Sperre bis zu dem von der Gestapo bestellten Zugabteil konnte mir mein Schwiegersohn Mitteilung machen über die bisher unternommenen Schritte, da die Gestapo-Leute das Zugabteil erst suchen mussten. Ich erfuhr auch, dass eine Haussuchung anscheinend nichts ergeben habe, dass aber zur Beobachtung meiner nach Ottendorf verlagerten Familie ein Landjäger für einige Zeit dort abgestellt worden war.

Der ganze Zug war überfüllt, der Andrang sehr stark, unser Abteil blieb aber zunächst uns vorbehalten, da die Gestapo durch Vorzeigen ihrer Ausweise j eden Andrang abwies. Frank wurden nun die Fesseln abgenommen, aber es wurde jede Unterhaltung verboten, und so war es also ziemlich schweigsam bis Berlin, obwohl schliesslich auch in dieses Abteil noch andere Personen eingewiesen wurden, weil die Überfüllung des Zugs zu gross war.

Wir trafen am Sonntagvormittag im Anhalter Bahnhof ein und wurden zunächst das kurze Stück zur Prinz-Albrecht-Strasse geführt, wo die Gestapo-Leute sich melden mussten. Wir blieben dann mit einem Beamten auf der Strasse stehen, während der andere hineinging. Nach einer Viertelstunde kam er wieder mit dem Auftrag, uns in dem Untersuchungsgefängnis in Moabit abzuliefern. Wir fuhren dorthin und standen zunächst in einem Gefängnis, dessen Leitung sich absolut weigerte, uns aufzunehmen. Es sei dort nichts bekannt von einem Transport und sie hätten auch keinen Platz. Endlich wurde festgestellt, dass wir nach dem Gefängnis Lehrter

Strasse 3 beordert seien. Also ging es dorthin, und dort wurden wir auch erwartet. Nach den Aufnahmeformalitäten, Abgabe aller Wertsachen, Papiere, Geld usw. stellte man uns einige Zeit in den Korridor mit dem Gesicht zur Wand, bis feststand, welche Zellen zur Verfügung standen. Diese Zeit benützten die zwei Stuttgarter Gestapo-Beamten, sich zu verabschieden, indem sie dicht an uns herantraten und leise flüsterten: «Adieu, jetzt wird es Ernst. Sie müssen eben entsprechend aussagen, aber ja vorsichtig, vorsichtig.» Ich überlegte mir, ob ich fragen sollte, wie das gemeint sei, unterliess es aber, weil ich mir sagen musste, dass ja die Stuttgarter in der ganzen Sache nichts zu melden hatten. Jeder kam nun in eine Einzelzelle, ich in den obersten dritten Stock, Frank wurde schon am nächsten Tag nach Tegel verbracht, wo ich ihn später wieder traf.

Die Bewachungsverhältnisse waren sehr verschieden. In Stuttgart und in Tegel ordentliche Justizwachtmeister mit anständigem Format, in der Lehrterstrasse drei junge SS-Leute, Volksdeutsche aus dem Banat, teils ordentliche Kerls, teils richtige Flegel, letzten Endes alle korrupt, was die Verhältnisse etwas milderte, denn gegen Zigaretten und Zigarren wurde manche Erleichterung möglich. Der Bewohner meiner Nebenzelle, ein Oberst mit viel Zigarren, brachte es fertig, dass wir abends hin und wieder vor den Zellen stehen und ein Glas Wein trinken konnten, wobei der SS-Mann zusah und dessen Aufsichtsorgane am Ende des Zellengangs aufpassten, dass keine Störung kam, sie also quasi Schmiere standen. Auch gegenseitige Zellenbesuche wurden so ermöglicht. In den Gefängnissen war die Atmosphäre immerhin noch so, dass man sich nicht als völlig deklassiert ansehen musste. Das war im KZ ganz anders. Dort wurde man auf ein wirklich menschenunwürdiges Niveau heiabgedrückt, auf ein reines Vegetieren. Einer unserer Gruppe drückte das einmal so aus: «Wir

haben hier nur noch dafür zu sorgen, dass wir so viel zu fressen kriegen, dass wir nicht Hungers sterben. Alle andern Sorgen haben uns hier nicht zu kümmern.» In unserer Gruppe half aber doch über diese Lage etwas hinweg, dass wir in der freien Zeit, d.h. abends mit gebildeten Menschen eine Unterhaltung pflegen konnten, die uns das Milieu vergessen lassen konnte. Für psychologische Studien bot sich reichlich Gelegenheit, denn unter solchen Verhältnissen fallen bei entsprechenden Charakteren alle Hemmungen, und der Mensch entpuppt sich nach seinem wirklichen Gehalt. Man konnte sehr betäubliche Beispiele erleben, die bedenklich stimmen mussten, aber vielleicht erklären, warum es den «Grünen», d.h. den richtigen Verbrechernaturen, gelungen war, die besseren Posten als Stubenälteste einzunehmen. Der Verkehr mit den anderen war auch stets beherrscht von der Vorsicht gegen Spitzel, die wohl in allen Blocks vorhanden waren und sich merkwürdig freundlich mit Neuankömmlingen abgaben. Eigentümlich war, dass die älteren Leute sich leichter mit den Verhältnissen abfanden als die jüngeren. Da ich wohl der Älteste unserer Gruppe war, wurde ich hin und wieder gebeten, mir diesen oder jenen Jüngeren genauer anzusehen, der plötzlich anfing, in einer Ecke zu sitzen und untätig vor sich hinzustieren. Ich nahm dann den Jüngeren abends mit zu einem Gang ins Freie und machte ihm den Standpunkt klar. In der Regel bezweifelte der Junge, je wieder hier herauszukommen oder später irgendeine Chance für eine befriedigende Tätigkeit zu finden. Es gelang mir in der Regel, diese Leute wieder zur Vernunft zu bringen und insbesondere davon zu überzeugen, dass auf sie sogar sehr wichtige Aufgaben warteten, sobald der Spuk endgültig vorbei sei.

Die Leitung des Wachbetriebs, wie überhaupt des Gefängnisses, soweit es der Gestapo unterstand, hatte ein SS-Oberscharführer Knuth, der im Erdgeschoss einige Büroräume

hatte und von einigen Leuten in Zivil (Kriminalbeamten) unterstützt wurde, die insbesondere alle Transporte nach der Prinz-Albrecht-Strasse «zur Vernehmung» durchführten. Dies waren ältere Leute, die sich im Allgemeinen ordentlich benahmen, was sich auch in ihrer Art der Behandlung zeigte, die sie den Angehörigen von Häftlingen angedeihen liessen, die das Gefängnis aufsuchten, um Wäsche zu bringen oder abzuholen, oder Lebensmittel für die Häftlinge brachten. An zwei Tagen in der Woche (Donnerstag und Samstag) durften Angehörige oder Freunde der Häftlinge zu diesem Zweck ins Gefängnis kommen, allerdings ohne mit den Häftlingen sprechen zu dürfen. Mir brachte jeden Donnerstag mein Freund Galier, der von meiner Familie beauftragt wurde, ein Päckchen mit Lebensmitteln wie Butter, Zucker, Eier, Zwieback, mitunter auch etwas frische Wurst oder Schokolade; der Inhalt wurde von mir jeweils genau auf sieben Tage eingeteilt, so dass für jeden Tag ein kleiner Zusatz zu der sehr kümmerlichen Verpflegung bereitstand. Später kamen dazu auch noch Zigarren und Zigaretten, die in erster Linie das Bewachungspersonal zu anständiger Behandlung veranlassen, da diese Ware von ihnen sehr begehrt war. Von ärztlicher Versorgung konnte nicht geredet werden. Es gab wohl im Erdgeschoss eine sogenannte Sanitätszelle, und man konnte sich «zum Arzt» melden. Es kam aber nie ein Arzt, sondern nur eine Art Sanitätsfeldwebel, der die sich Meldenden mit einigen Spässen und evtl, mit einer Tablette Aspirin oder einem Pflaster abfertigte. Etwa im Dezember 1944 wurde dem einen Arzt, der als Häftling im Hause sass, gestattet, unter Bewachung in die Zellen zu gehen und einzelne Fälle zu behandeln. Er besuchte auch mich und verschrieb Medikamente, die aber dem Häftling nicht ausgehändigt wurden. Er musste sie, jedesmal wenn er sie einnehmen sollte, von der Wache anfordern und sie in deren Gegenwart einneh-

men. Die Kalfaktoren standen unter der Aufsicht von «Hans», einem SS-Scharführer, der zwar selbst Häftling war, aber sich tatsächlich völliger Freiheit erfreuen durfte, die so weit ging, dass er seine Zelle von innen verschliessbar machen durfte, da er öfters Damenbesuch erhielt. Unter den Kalfaktoren waren längere Zeit Dr. Elsas, der sich jedoch am Arm verletzte, was starke Eiterungen hervorrief, so dass er lange den Arm in der Binde trug, und der Sohn Goerdelers, Reinhard, der mir öfters meine Hemden gewaschen hat.

Die Vernehmungen erfolgten nicht in der Lehrter Strasse 3, sondern im Reichssicherheitshauptamt in der Prinz-Albrecht-Strasse. Man wurde gefesselt im Auto mit einem Kommissar hingefahren und dort der Stelle zugeführt, die den Fall zu behandeln hatte. Ich hatte das Glück, dass mein Fall einem jungen SS-Juristen namens Heyde überwiesen worden war, der anscheinend erst kurz zuvor zu diesem Dienst einberufen worden war und so auch noch nicht mit den Methoden der Kriminalräte Lange und John vertraut war. Sein Büro war noch nicht völlig eingerichtet. Es war ein grosser, kahler Raum, in dem nur ein Schreibtisch mit Stuhl, ein Schreibmaschinentisch mit Stuhl und ein Stuhl für den zu vernehmenden Häftling stand. Bei der ersten Vernehmung tat er zunächst die in Stuttgart entstandenen Protokolle kurz ab mit der Bemerkung, sie seien völlig ungenügend. Man werde der Sache schon auf den Grund kommen, es wehe hier ein anderer Wind, er erwarte erschöpfende, wahrheitsgemässe Antworten auf seine Fragen. Diese bezogen sich zunächst auf meinen Verkehr mit Goerdeler, den ich als rein geschäftsbedingt bezeichnete. Er wollte genau wissen, wo Goerdeler gewohnt habe, wer bei den geschäftlichen Besprechungen dabei gewesen sei, in welchen Häusern er verkehrt habe und schliesslich welche Äusserungen er ausserhalb der geschäftlichen Themen getan habe. Ich gab ihm ganz offen Auskunft, dass Goerdeler wohl von

einzelnen Herren der Firma, so auch von mir hin und wieder zu Tisch geladen worden sei, wie dies auch mit andern Geschäftsfreunden üblich sei, dass er aber stets im Hotel gewohnt habe, also auch nie bei mir. In allgemeinen Unterhaltungen sei er wohl sehr kritisch gegenüber der jeweils gegebenen politischen Lage gewesen, aber von Umsturzabsichten und dergleichen sei nie gesprochen worden, so sei auch mir von dem Plan eines Attentats auf den Führer nichts bekannt gewesen. Das glaubte er mir ohne Weiteres. Er sagte, man wisse, dass ich mit dem Attentat nichts zu tun gehabt habe. Aber ich hätte doch wohl erkennen müssen, dass sich Goerdeler mit Plänen trug, die auf einen Sturz des Regimes abzielten, und dann wäre es meine Pflicht gewesen, Anzeige zu erstatten oder mindestens den Verkehr mit diesem zweifelhaften Herrn abubrechen. Ich erwiderte, dass ich dazu keinen Anlass gehabt hätte, solange Goerdeler bei der Firma und deren leitenden Herren aus- und einging. Auch diese Erklärung billigte Heyde. Aber nun setzte er mit Fragen ein, die bei mir bald den Eindruck hervorriefen, dass es der Gestapo gar nicht so sehr auf eine Belastung meiner Person ankomme, als vielmehr darauf, einzelne leitende Herren der Firma fassen zu können. Er schwenkte schon bei der ersten Vernehmung von meiner Verbindung mit Goerdeler ab und wollte dringend wissen, mit wem Goerdeler bei der Firma in erster Linie zu tun gehabt habe, wer bei diesen Besprechungen zugegen gewesen sei und welche Gegenstände bei diesen Besprechungen behandelt worden seien. Ich führte alles auf geschäftliche Besprechungen zurück, die Goerdeler wohl bald mit diesem, bald mit jenem Herrn der Geschäftsführung zusammengeführt hätten. Wer dann sonst jeweils dabei gewesen sei, wisse ich nicht, ich selbst sei nur bei den Sachen, die mich angingen, zugezogen worden. Alle Antworten hielten ihn nicht davon ab, in dieser Richtung immer dringlicher zu werden, schliess-

lich konzentrierte er sich auf Hans Walz. Da ich mir eingehender überlegen wollte, wie ich mich zu diesen Fragen verhalten bzw. wie ich ihm antworten könne, ohne jemand zu belasten, markierte ich eine Übermüdung und bat ihn um Abbruch der Vernehmung, da ich mich nicht wohl fühle. Er entsprach diesem Wunsch.

Bei der nächsten Vernehmung – einige Tage später – änderte er plötzlich die bisher im Allgemeinen anständige Form der Befragung. Er fing an, mich anzuschreien, und wollte absolut wissen, was Goerdeler im Einzelnen an Kritik von sich gegeben habe und welche Pläne er mit mir besprochen habe. Als ich wiederum die Dinge als wirklich unwichtig hinzustellen versuchte, packte er ein Aktenstück, warf es auf den Tisch und fragte mich, wie es denn dann komme, dass Goerdeler sich bei seinen Vernehmungen eingehend mit mir befasst habe. Das Protokoll hierüber sei mindestens fünf bis sechs Seiten lang. Ich erwiderte, dass ich mir nicht vorstellen könne, was Goerdeler so vieles über mich hätte sagen können. Er sagte, nun, so wolle er mir einiges darlegen. Goerdeler hatte angegeben, er habe mir mitgeteilt, dass er mich in Berlin in Vorschlag gebracht habe für den Posten eines industriellen Beraters beim Stuttgarter Generalkommando. Das bestätigte ich sofort, denn ich erkannte, dass Goerdeler mir damit Gelegenheit bot, den Eintrag auf der Liste der Vertrauensmänner als eine Verwechslung darzustellen. Ich erklärte, dass Goerdeler mir damals gesagt habe, in Berlin habe man festgestellt, dass man mit der Aufstellung von landwirtschaftlichen Beratern bei den Generalkommandos gute Erfahrungen gemacht habe und dass man deshalb erwäge, jedem Generalkommando auch einen industriellen Berater beizugeben. Er habe dann gesagt, dass er für Stuttgart mich empfehlen könne. Ich fügte hinzu, dass man aber nie in dieser Sache an mich herangetreten sei, was ich durchaus erklärlich gefunden hätte,

da ich doch wohl hätte annehmen müssen, dass eine solche Sache in erster Linie im Benehmen mit der Industrie- und Handelskammer behandelt werden müsste. Es sei richtig, dass ich mich gegenüber Goerdeler bereit erklärt hätte, einen solchen Posten anzunehmen, wenn man es wünsche. Dies sei auch die einzige Zusage gewesen, die ich je gemacht hätte. Sollte er eine weitergehende Bestätigungszusage meinen, so müsse wohl eine Verwechslung vorliegen.

Nun wurde er direkt ruppig und schrie mich an, er lasse sich von mir nicht mehr länger an der Nase herumführen. Sie hätten Mittel, mich zum Reden zu bringen. Er könne und werde zum Beispiel meine Frau verhaften lassen, um mir zu zeigen, was ich auf das Spiel setze, wenn ich mich weiterhin weigere, präzise Antworten zu geben. Ich sagte ihm, dass ich ihn daran ja nicht hindern könne, aber er solle doch erst einmal präzise Fragen stellen, ich würde dann sehen, ob ich ihm befriedigend antworten könne. Darauf ging er zunächst wieder auf den alten Versuch zurück, Belastungen der leitenden Herrn der Firma aus mir herauszuholen. Für diesen Fall hatte ich mir aber inzwischen genau überlegt, wie ich ihn ad absurdum führen könne. Dass ich in dieser Richtung noch behandelt werden würde, war mir sehr deutlich geworden, als einige Tage zuvor mit dem Wärter ein Mann in die Zelle kam, der ein Gespräch anzuknüpfen versuchte. Da ich ihn für einen Spitzel hielt, gab ich nur ganz kurze belanglose Antworten. Er sah, dass ich nicht reagierte und sagte dann etwa, ich hätte doch nicht nötig, so zurückhaltend zu sein, er sei Journalist und bei der Presse wisse man doch sehr genau, dass einem Sitzredakteur nie viel passieren werde. Damit verschwand er mit dem Wärter.

Als Heyde jetzt wieder anfing, mich anzuschreien, ich werde ihm doch nicht weismachen wollen, dass Goerdeler gegenüber Hans Walz, mit dem er – wie man wisse – sehr viel und fast

freundschaftlich verkehrt habe, nicht auch politische Gespräche geführt und von seinen Plänen erzählt habe, beantwortete ich dieses Geschrei nur mit einem leichten Lächeln. Erwartungsgemäss ging er sofort hoch, sprang vom Stuhl auf und brüllte mich an, mein Benehmen sei eine Unverschämtheit, er werde dafür sorgen, dass mir das Lachen vergehe. Ich antwortete ganz ruhig: «Ich werde Ihnen mein Verhalten sofort erklären», worauf er sich wenigstens wieder setzte mit dem Ausruf: «Dann heraus mit der Sprache!» Ich sagte: «Sie sind doch selbst Mitglied der SS.» Als er bejahte, sagte ich: «Und Hans Walz führt in der SS den Ehrenrang eines Hauptsturmführers. Glauben Sie, dass bei dieser Sachlage Goerdeler es riskieren konnte, mit Walz über derartige politische Pläne zu sprechen?» Zunächst blieb er stumm, anscheinend hatte es ihm die Sprache verschlagen. Nach einer Weile sagte er: «Sie haben recht, das ist unmöglich.» Von da an hörten die Fragen nach den leitenden Herren von Bosch auf. Dagegen versteifte er sich immer mehr darauf, mich zum Reden zu bringen über den Inhalt meiner Gespräche mit Goerdeler. Aus dem, was sie ohnehin schon wüssten und was aus den Aussagen von Goerdeler selbst hervorgehe, müsste ich von der Einstellung Goerdelers zur Lage und von seinen Ideen für eine Änderung gewusst haben, und wenn ich nicht endlich darüber Auskunft gäbe, müsse er mit aller Schärfe gegen mich vorgehen. Er diktierte nun in meinem Beisein einen Haftbefehl gegen meine Frau und fragte, ob ich nun antworten wolle. Ich hielt ihm vor, dass ich ihn nicht daran hindern könne, so vorzugehen, dass aber der Haftbefehl auf sein Gewissen gehe, nicht auf meines. Ich hätte mich ja schon früher bereit erklärt, Fragen zu beantworten, soweit ich über diese Fragen tatsächlich etwas wisse. Ich hatte mir inzwischen gesagt, dass Goerdeler doch nicht mehr zu retten sei und dass ich deshalb so weit Antwort geben

könne, als ich mich selbst durch das Zugeben solcher Kenntnisse nicht zu schwer belasten würde. Ich gab dann zu, dass Goerdeler die Lage so beurteilt habe, dass mit dem Krieg unbedingt Schluss gemacht werden müsse und dass er geäußert habe, dass man das Militär dazu zwingen müsse, wenn die politische Führung das nicht wolle. Über die Art eines etwaigen Vorgehens des Militärs sagte ich nichts. Als er dann darauf drang, ich solle zugeben, welche Wege dafür in Betracht gezogen worden seien, erklärte ich, ich hätte danach nie gefragt, da ich diese Gedanken nie bis zum Ende durchgedacht hätte, weil ich sie nicht hätte ernst nehmen können. Er hielt anscheinend diese Aussage für so wichtig, dass er verschwand und sofort wieder kam mit dem sattsam bekannten Chef Müller, der sich lediglich diese Aussage nach dem Stenogramm wiederholen liess und dann wieder mit Heyde abging. Als er wieder zurückkam, erklärte er die Vernehmung für beendet.

Einige Tage später wurde ich wieder abgeholt. Es war ein Sonntag. Und nun verlief das Verhör etwa in folgender Weise: «Wir wissen jetzt genau, welche Rolle Ihnen zuge-dacht war. Wir haben inzwischen Goerdeler nochmals über Sie vernommen, und er hat ausgesagt, was er mit Ihnen vor-hatte. Damit ist auch erklärt, warum Sie auf der Liste stehen, die in der Bendlerstrasse gefunden wurde.» Ich erklärte dazu, es sei leicht, jemand, der nichts davon wisse, auf eine Liste zu setzen, und ich hätte mit Goerdeler nie irgendeine Abrede getroffen, die ihn hierzu berechtigt hätte, und ich könne mir das nur so erklären, dass er in Stuttgart nur wenige Bekannte gehabt hätte, so dass er schliesslich mich auf der Liste eingetragen hätte. Heyde sagte, so sei das nicht, Goerdeler habe in Stuttgart viele Bekannte gehabt, die er aber vielleicht nicht als geeignet angesehen habe. Ich bestritt nach wie vor jede derartige Abrede und sagte, es hätte doch dann immer noch

von mir abgehangen, ob ich im Ernstfall «ja» gesagt hätte, wenn Goerdeler damit gekommen wäre. Ich hätte mich auch nie aktiv politisch betätigt, und es könne mir in meinem Alter nicht entfernt einfallen, von diesem Grundsatz abzugehen. Nachdem er mir die Aussage von Goerdeler mitgeteilt habe, sei ich mir darüber klar, dass Goerdeler mich habe einsetzen wollen. Ich bestreite aber entschieden, jemals eine diesbezügliche Abrede mit Goerdeler getroffen zu haben.

Bezeichnend war, dass er auf meine Frage, ob ich nun mit baldiger Entlassung rechnen könne oder mich mit Wäsche für die kältere Jahreszeit versehen solle, mir antwortete, das werde wohl noch länger dauern, ich solle nur warme Unterkleidung kommen lassen. Von da an wurde ich nicht mehr zur Vernehmung geholt. Und als ich selbst über den Kommissar der Lehrter Strasse 3 den Wunsch nach einer weiteren Vernehmung äusserte, um einige Angaben etwas zu modifizieren, erhielt ich nach einigen Tagen den Bescheid, meine Akten seien abgeschlossen, ich würde nur dann nochmals vernommen werden, wenn ich mich vorher bereit erklären würde, über «andere» auszusagen. Darauf gab ich keine Antwort mehr, da ich wusste, dass dann lediglich wieder die alten Fragen nach den Herren von Bosch erneut auf tauchen würden.

In dieser Zeit besuchte eine Kommission das Gefängnis in der Lehrter Strasse und fragte alle Häftlinge nach dem Grund ihrer Inhaftierung, nach dem Namen des Referenten, der ihren Fall behandle. Ich nahm an, dass festgestellt werden sollte, ob Häftlinge da wären, die aus irgendeinem kleinen Anlass eingeliefert waren und besser entlassen würden, um Platz für wichtigere Häftlinge zu machen. Tatsächlich waren Häftlinge da, die schon ein ganzes Jahr sassen, ohne jemals vernommen worden zu sein. Dass man Platz schaffen wollte, zeigte sich, als plötzlich eine Anzahl Häftlinge, so auch ich, die Weisung

erhielten, sich rasch fertig zu machen für einen Abtransport. Wir wurden in eine grosse grüne Minna verladen, Ziel unbekannt. Nadi der Fahrt konnten wir feststellen, dass wir in der Strafanstalt Tegel gelandet waren. Diese Anstalt war wohl die am meisten ordnungsgemäss geführte Strafanstalt, wahrscheinlich eigentlich ein Zuchthaus, was schon die Aufnahme-Zeremonie bewies. Wir wurden in einen grösseren Erdgeschossraum geführt mit Ausldcide-Nischen in den Wänden mit dem Befehl, uns nackt auszuziehen. Jeweils sechs bis sieben Mann kamen dann nackt vor die Nischen. In meiner Serie befanden sich zum Beispiel Minister Popitz, der Gesandte von Schulenburg und Eugen Gerstenmaier. Ein Justizwachtmeister nahm von jedem die Personalien auf, auch Haar- und Augenfarbe, ob Brillenträger oder nicht sowie besondere Merkmale, schliesslich auch Grösse und Gewicht. Dann wurden alle behaarten Körperteile mit einer Lupe auf Läuse untersucht. Solche wurden nur bei einem Oberstleutnant aus Wien festgestellt. Dann wurde ein Nebenraum geöffnet, in dem sich Zellen mit Duschvorrichtungen befanden, mit Seife und Handtuch. Nach dem Bade wurde man in ein Obergeschoss dirigiert, wo die Kofferchen geprüft wurden, denen man je ein Stück Reservewäsche entnehmen durfte. Gleichzeitig wurde jedem eine Erkennungsmarke umgehängt, deren Nummer registriert wurde. Alsdann wurde man in die Zelle geführt. Dort konnte man seine paar Sachen im Spind zurechtlegen. Das Mobiliar war das übliche. Dann aber wurde eine Verfügung des Oberreichsanwalts mitgeteilt, nach der alle Häftlinge des 20. Juli bei Tag und Nacht ständig gefesselt sein müssten. Tatsächlich wurde das auch sofort durchgeführt, was den heftigen Unwillen des Justizwachtmeisters hervorrief, der für die Zellenreihe zuständig war, denn der Mann kam jetzt aus dem Laufen nicht mehr heraus, da bald in dieser, bald in jener Zelle das Semaphor betätigt wurde, wenn ein

Häftling etwa ein dringendes Bedürfnis hatte, das er mit gefesselten Händen nicht befriedigen konnte. Dieser Zustand dauerte etwa drei Tage, innerhalb derer die Gefängnisleitung vorstellig geworden war, denn es kam die Weisung, dass alle über 60 Jahre alten Häftlinge nicht mehr gefesselt werden müssten, mit einer Ausnahme, wie wir beim Spaziergang feststellen konnten: Popitz trug allein immer Fesseln.

Der Aufenthalt in Tegel nahm ein rasches Ende. Etwa am zehnten Tag nach der Ankunft erfolgte ein schwerer Luftangriff um die Mittagszeit auf die neben dem Gefängnis liegenden Borsig-Werke, dabei erhielt auch das Gefängnis einige Treffer. Etwa sechs Meter vor meiner Zelle ging im Hof ein schwerer Brocken nieder mit dem Erfolg, dass mir die ganze Einrichtung der Zelle, Fenster und Fensterrahmen, Spind und Hocker um die Ohren flogen, aber ohne mich in der Ecke, in die ich mich während des Angriffs gestellt hatte, zu treffen. Die Zellentüre war oben und unten einige Zentimeter eingebogen, so dass sie nur mit Mühe geöffnet werden konnte. Das Gebrüll und die Hilferufe der Häftlinge, die verletzt worden waren, hörte sich grauenhaft an. Kurz nach dem Angriff erschien der Direktor des Gefängnisses in meiner Zelle und sagte mir, dass wir wieder anderswohin verlegt werden müssten, da eine grosse Reihe von Zellen, so auch meine, unbenützt geworden sei. Nach einigen Stunden standen wir wieder vor unseren Zellen, bereit zum Abtransport, viele mit Verbänden, hauptsächlich am Kopf und an den Händen. Nach den üblichen Formalitäten wurden wir wieder verladen und in die Lehrter Strasse 3 zurückgebracht. Dort bezog ich wieder meine alte Zelle im dritten Stock des Gefängnisses.

Indes kam im Oktober 1944 die Zustellung eines förmlichen Haftbefehls, in dem gesagt war, es werde Haft verfügt, da ich in Verbindung mit anderen es unternommen hätte, die

Regierung zu stürzen mit dem Ziel, Verhandlungen mit dem Feind aufzunehmen über einen Friedensschluss (Hoch- und Landesverrat). Darauf wandte ich mich schriftlich an Stuttgart mit der Bitte, mir einen Verteidiger zu stellen. Dem Schreiben legte ich eine Abschrift des Haftbefehls bei, die ich aber wieder zurückerhielt, da die Zensur sie nicht durchliess als geheime Reichssache, die nicht weitergegeben werden dürfe. Zuerst dachte man in Stuttgart an Dr. Aufrecht bzw. an dessen Korrespondenzanwalt in Berlin. Es stellte sich aber heraus, dass die freie Wahl eines Verteidigers gar nicht mehr zugelassen war. Man hatte nur die Wahl zwischen etwa einem halben Dutzend für diese Fälle aufgestellter Officialverteidiger, die ihr Amt ohne Bezahlung als Ehrenamt auszuüben hatten, und diese Wahl musste zudem vom Gericht noch besonders genehmigt werden. Dies war wenig vertrauenerweckend. Meine Leute wurden aber von Konsul Bernhard aufmerksam gemacht auf einen Rechtsanwalt Dr. Kunz I in Berlin, und ich erhielt die Mitteilung, dass auch Dr. Kimnich dessen Wahl für richtig halte. Auch das Gericht stimmte dieser Wahl zu. Zunächst hörte ich nichts, bis sich Dr. Kunz bei mir meldete. Ich hatte den Eindruck bei dieser ersten Unterredung, dass er sich ernstlich bemühen werde und dass seine persönlichen Beziehungen zu Freisler sich günstig auswirken könnten. Allerdings stellte er mir zu Anfang die etwas verfängliche Frage, ob ich denn der Meinung sei, der Krieg sei verloren. Ich antwortete ihm, in dieser Frage hielte ich es mit dem Arzte, der am Krankenbett sagte: «Solange noch Leben ist, ist auch Hoffnung.» Die Antwort schien ihn zu befriedigen, und so konnte ich hoffen, dass sein Eifer sich nicht abschwächen werde. Meinerseits schnitt ich die Honorarfrage an, worauf er erwiderte, dass der Officialverteidiger keine Vergütung annehmen dürfe. Es sei eine Ehrensache der Anwaltskammer, diese Verteidiger zu stellen. Auf meine Be-

merkung, man müsse eben später darüber reden und ein paar gute Zivilprozesse für eine gute Firma werde er ja wohl auch nicht ablehnen, reagierte er sehr freundlich zustimmend.

Er orientierte sich zunächst über den Verlauf meiner Vernehmung, und ich erzählte ihm den Hergang in groben Zügen. Er meinte, die meisten Verhafteten hätten viel zu viel ausgesagt, sie hätten besser getan, einfach nichts zuzugeben, da es sehr schwer gewesen wäre, im Einzelnen den Schuldbeweis zu führen. Im Übrigen habe man im Volksgerichtshof selbst keine grosse Neigung mehr, den Kreis der Beschuldigten noch weiter zu ziehen und damit zu immer mehr Todesurteilen zu kommen. Er beschuldigte Goerdeler, immer mehr Namen zu nennen, um damit die Vollstreckung seines Urteils hinauszuschieben, mindestens bis die jeweils Genannten vernommen worden seien, wobei sich meistens deren Schuldlosigkeit herausstelle.

Kunz kam mehrmals zu mir. Er fragte mich auch über Paul Hahn, dessen Verteidigung er ebenfalls übernommen hatte, weil er aus dem Mann nicht recht klug werde. Ich half ihm dann auf das Verständnis, worauf er mir das nächste Mal sagte, er hoffe, Hahn rasch freizubekommen.

Es nahte die Weihnachtszeit, und immer noch war keine Rede von einer bevorstehenden Verhandlung. Der einzige, der wenige Tage vor dem Fest verhandelt wurde, war Minister Bolz, der mir am Tag nach seiner Verhandlung beim Spaziergang sagte, er sei zum Tode verurteilt worden. Wir waren einig darüber, dass er sofort ein Gnadengesuch einreichen solle, was man damals nicht für aussichtslos halten durfte, da in der Woche vorher manche im Gefängnis erzählten, dass schon einige Begnadigungen erfolgt seien. Bolz selbst hatte sich allerdings schon vor seiner Verhandlung mir gegenüber sehr pessimistisch dahin geäußert: «Sie werden sehen, sie werden sich nicht scheuen, uns die Köpfe abzuschlagen.» Jetzt schien

er aber doch wieder einige Hoffnung zu haben, dass nicht der schlimmste Fall eintreten werde.

Anfang Januar 1945 sagte mir Dr. Kunz, dass meine Verhandlung bevorstehe. Beim Verlassen der Sprechzelle traf er den Kommissar des Gefängnisses, der ihm sagte, dass die Anklageschrift gegen mich schon im Hause sei. Herr Kunz sagte, er könne sie ja mir geben, da er selbst sie schon kenne. Der Kommissar machte darauf aufmerksam, dass von der Übergabe der Anklageschrift an der Angeklagte ständig gefesselt sein müsse. Ich bat darauf, mir die Anklageschrift erst am Vorabend der Verhandlung auszuhändigen, deren Termin noch gar nicht feststand. Über die Hauptpunkte der Anklage war ich ja von Dr. Kunz schon unterrichtet. Am 11. Januar wurde mir gegen Abend die Schrift übergeben, prompt erschien ein SS-Mann zwecks Anlegung der Fesseln. Ich sagte ihm, er solle erst kommen, wenn ich zu Bett gegangen sei, worauf er um 21 Uhr wieder erschien. Ich sagte ihm, ich erwarte, dass er im Fall eines Luftangriffs kommen werde, um mir die Fesseln abzunehmen. Er lehnte das ab mit der Begründung, dabei könne ja unter Umständen ihm etwas passieren. Ich sagte darauf nur, ich hätte eben angenommen, dass er Soldat sei, worauf er mit rotem Kopf verschwand.

Am 12. Januar war meine Verhandlung vor dem Volksgerichtshof unter Vorsitz von Freisler. In derselben Verhandlung sollten noch die Fälle Reinhold Frank, Karlsruhe, Ernst Röchling und Gotthard von Falkenhausen behandelt werden. Die Anklageschrift enthielt alle vier Fälle und die vier Angeklagten wurden zusammen vorgeführt, jeder flankiert von zwei Gendarmen. Über die Verhandlung hat Gotthard von Falkenhausen in der New Yorker Staatszeitung einen Bericht veröffentlicht, der über meinen Fall folgendes sagt: «Sein (Franks) Mitangeklagter Fischer, Ingenieur bei Bosch in Stuttgart, stand unter ähnlicher Anklage. Er hatte

allerdings Goerdeler nur einige Male beruflich gesprochen und behauptete, seine Bereitschaft zur Mitarbeit habe sich nur auf einen Posten in der Kriegswirtschaft bezogen, und er habe der pessimistischen Lagebeurteilung Goerdelers mehrfach energisch widersprochen. Er gab sich harmlos und völlig unpolitisch, missverstand – vielleicht absichtlich – die verhänglichen Zwischenfragen, schweifte ab, liess sich durch heftiges Anfahren nicht aus der Ruhe bringen, so dass das Endergebnis der Vernehmung recht mager blieb. Trotzdem musste jeder den Eindruck haben, dass die beiden Angeklagten ungefähr gleich belastet waren, und ich war sehr überrascht, dass der Anklagevertreter in einem recht nichtssagen- den Plädoyer für Frank die Todesstrafe, für Fischer Freisprechung forderte. Die Plädoyers der beiden Officialverteidiger, insbesondere das für Frank, waren so schlecht und oberflächlich, wie man es sich selbst in einem Bagatellprozess nicht hätte gefallen lassen.»

Anzufügen habe ich diesem Bericht nur, dass Freisler zu Beginn der Vernehmung von Frank ausführte, was wir etwa bei den Vernehmungen durch die Gestapo angegeben hätten, sei völlig belanglos. Das Urteil werde sich lediglich auf eine Wertung der Antworten stützen, die wir bei dieser Verhandlung gäben, und es werde davon abhängen, ob das Gericht von dem einzelnen Angeklagten den Eindruck gewinne, einen Verbrecher vor sich zu haben oder einen anständigen Menschen. Diese Einleitung hinderte ihn aber nicht daran, mehrfach den Versuch zu machen, durch Anbrüllen den Angeklagten zu verwirren und ihn gerade mit den Fragen heftig anzugehen, die in den Vernehmungsprotokollen der Gestapo schon behandelt waren. Bei mir strich er den Protokollsatz an: «Ich bin mir klar, dass Goerdeler mich einsetzen wollte, aber ich habe nie eine diesbezügliche Vereinbarung mit ihm getroffen». Er fragte mich: «Wann sind Sie sich darüber klar

geworden?» Ich antwortete sofort: «Erst zurzeit meiner Vernehmung, nachdem mir die Aussage Goerdelers vorgelesen worden war.» Er meinte dann sehr gnädig: «Das habe ich mir gedacht.» Wahrscheinlich wollte er damit zu erkennen geben, dass er eine früher getroffene Abrede mit Goerdeler nicht annehme. Und dies war ohne Zweifel der Angelpunkt, der zu dem Freispruch führte, der mit dem Vertreter des Oberreichsanwalts wohl abgesprochen war, denn dieser ging in seiner Anklagerede ebenfalls davon aus, dass bei mir keine Abrede und damit keine Teilnahme an der Verschwörung vorliege, weshalb er selbst Freispruch beantrage. Darauf stellte auch mein Verteidiger sein Plädoyer auf diesen Punkt ab, was mich veranlasste, als Angeklagter auf das letzte Wort zu verzichten, was Freisler mit der Bemerkung quittierte: «Sie wollen eben freigesprochen werden», was ich bejahte. Nach Verkündung des Urteils wurde die Sitzung unterbrochen, und ich konnte in der Pause Herrn Dr. Kunz für seine Bemühungen danken, wozu er bemerkte: «Nun, Sie sehen doch, dass gut vorgearbeitet wurde.» Den Erfolg schrieb er also nicht seinem Plädoyer, sondern seiner Vorarbeit zu².

² Albrecht Fischer wusste damals nicht, dass an dieser «Vorarbeit» Hans Walz vom Hause Bosch massgeblich beteiligt war. Dieser war, als er gehört hatte, dass für Baurat Fischer die Verhandlung vor dem Volksgerichtshof auf Anfang 1945 zu erwarten sei, gegen Ende 1944 nach Berlin zu Rechtsanwalt Kunz I gefahren, um ihm seine Hilfe für Albrecht Fischer anzubieten. Dem Officialverteidiger schien der Ausgang des Verfahrens gegen Albrecht Fischer deshalb noch zweifelhaft, weil Fischer bei einer früheren Vernehmung eine Aussage gemacht habe, die man für ihn sowohl günstig als auch ungünstig auslegen könne. Messe das Gericht der günstigen Deutung, die Baurat Fischer geltend mache, Glauben bei, so sei er gerettet, im andern Fall sei er verloren. Auf die Frage an Hans Walz, mit welchen gewichtigen Parteiverbindungen er aufwarten könne, nannte dieser eine Anzahl, die Rechtsanwalt Kunz aber alle als wertlos bezeichnete. Erst als der Name Gottlob Berger fiel, meinte der Officialverteidiger, der könne zweifellos helfen. Er brauche gar nicht selbst zu Freisler zu gehen, es

Hierauf wurden Frank und ich abgeführt, ersterer wieder gefesselt, ich ohne Fesseln. Frank kam wieder nach Tegel, ich in die Lehrter Strasse 3, wo ich wieder Hosenträger, Krawatte etc. abgeben musste. Als mir der Kommissar sehr freundlich gratulierte, bat ich ihn, mir doch meine Uhr zu geben, da ich das Leben ohne Zeitkenntnis sehr bedrückend empfände. Er gab sie mir tatsächlich auch, wohl aus Respekt vor dem Freispruch. Am nächsten Morgen traf ich beim Spaziergang Bolz und erzählte ihm von dem Freispruch. Er fragte nur: «Wie haben Sie denn das gemacht?» Ich sagte ihm, ich hätte den Eindruck, dass es wohl in erster Linie Glückssache sei, ob man bei Freislergut oder schlecht abschneide, je nachdem er gerade aufgelegt sei. Vielleicht habe er doch das Bedürfnis, hin und wieder im Interesse des Ansehens des Reichs Milde walten zu lassen. Mein Anwalt habe mir schon vor der Verhandlung gesagt, dass das Gericht selbst allmählich der ständigen Todesurteile müde sei. Bolz sprach dann davon, dass er ein Gnadengesuch eingereicht habe. Wenige Tage später erschien er nicht mehr beim Spaziergang, und wir erfuhren, dass alle zum Tode Verurteilten in einen andern Flügel des Gefängnisses

genüge, wenn er nur jemanden aus seinem Büro zu Freister schicke mit dem Bemerken, Baurat Fischer sei bei der SS gut empfohlen. Damit sei bei Freister die Glaubwürdigkeit Albrecht Fischers besiegelt und infolgedessen ein Freispruch gesichert. Walz begab sich daraufhin sofort zu Berger. Dieser habe denn auch dem dringend ausgesprochenen Wunsch von Hans Walz nachgegeben und sich für Albrecht Fischer bei Freister verwendet. Wie aus dem Bericht Baurat Fischers weiter unten hervorgeht, hat Gottlob Berger auf neuerliche Bemühungen von Hans Walz auch bewirkt, dass Albrecht Fischer noch rechtzeitig aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen entlassen wurde. Das war Rettung gewissermassen in letzter Minute, denn Walz hatte von einem Befehl erfahren, wonach beim etwaigen Herannahen des Feindes alle diejenigen Insassen der Konzentrationslager zu töten seien, die in irgendeiner Beziehung zum 20. Juli gestanden hätten, auch wenn sie sich durch einen Freispruch als unschuldig erwiesen hätten.

verlegt worden seien. Da sie alle ständig gefesselt waren, beanspruchten sie die Wärter sehr stark, deshalb die Zusammenziehung in einem Flügel mit verstärktem Wachpersonal.

Wir rechneten nun mit baldiger Entlassung. Nach Ansicht des Anwalts sollten die erforderlichen Formalitäten höchstens zwei Wochen in Anspruch nehmen. Aber die Zeit verging, und nichts geschah. Mein Freund Galier bemühte sich mehrmals bei der Gestapo, die ihm aber erklärte, der Freispruch sei Juristenkram, sie behielten sich ihre Entscheidung vor. Galier sagte mir das bei einem Besuch, den der Kommissar so einrichtete, dass wir uns in seinem Büro ohne Aufsicht eine Stunde lang unterhalten konnten, denn im Gefängnis war man der Ansicht, dass ich selbstverständlich freigelassen werde.

Eines Tages erschien aber ein Kalfaktor bei mir, ich sollte mich sofort fertig machen, ich würde in einer halben Stunde abgeführt werden. Ich sagte: «Zur Entlassung.» Er antwortete: «Sie sind wohl freigesprochen, aber Sie müssen noch viel lernen, aber nicht hier, sondern an einem andern Platz.» In der kurzen Zeit konnte ich nicht alles richtig packen, den Rest warf ich in meinen Überzieher, dessen Inhalt ich dann unten in dem Korridor, als man wieder warten musste, in einen Karton packte. In dem Korridor standen schon etwa sechzehn Leute, alle mit Gepäck, und es war bekannt, dass wir in ein KZ verbracht würden. Zufällig überquerte gerade mein Anwalt den Korridor. Ich hielt ihn an und sagte ihm, was hier beabsichtigt sei. Ich bat ihn, sofort nach Stuttgart zu schreiben, damit man Schritte tun könne, mich dort herauszuholen. Ich sagte ihm, er möge auf die Möglichkeit hinweisen, den Obergruppenführer Berger hierfür in Anspruch zu nehmen.

Wir wurden, etwa achtzehn Mann, in einen Gefängniswagen verfrachtet, der nach dem KZ Sachsenhausen rollte.

Unsere Truppe bestand aus Leuten verschiedener Herkunft. Gemeinsam war uns, dass alle vorher in der Lehrterstrasse 3 gesessen hatten. Unter den Miteingelieferten befand sich eine Gruppe von Herren aus Königsberg, die lediglich deshalb inhaftiert waren, weil sie in Königsberg mit Goerdeler verkehrt hatten. Dabei war auch ein Arzt, Dr. Riebes, der bald als Häftlingsarzt in das Revier verlegt wurde, uns aber täglich aufsuchte und viel half, dann ein Rechtsanwalt Korsch, der rasch verfiel und schon nach wenigen Wochen im Revier verstarb, und Caille, der in Königsberg eine grosse chemische Reinigungsanstalt besass. Ferner waren da v. Wilkowski, der Schwager von Krupp, Dr. Rudolf Pechei von der Deutschen Rundschau, der Verleger Wasmuth, ein Herr v. Ritgen, zuletzt Botschaftsattaché in Bukarest, ein Dr. Janssen von der Presseabteilung des Auswärtigen Amts, ferner ein v. Breidbach und ein v. Kaulbars, dieser ein Deutschrusse, dessen Vorfahren russische Generale gewesen sind. Endlich noch Dr. Reuter vom Deutschen Volkswirt. Von der katholischen Aktion war da Brink, von den Gewerkschaften Franz Göhr aus Nürnberg, von der SPD Lüdemann, zuletzt Oberpräsident in Schlesien, ferner ein Herr Burau, ein Arzt Dr. Schmidt und ein Richard Grossmann, der als Spitzel der Gestapo angesehen wurde. In der ersten Zeit war noch ein italienischer General da, der bald wieder verschwand, dem aber niemand nachtrauerte, weil er der grösste Egoist und Vielfrass war, der von den erheblichen Vorräten, die er mitgebracht hatte, nie etwas abgab, ferner Direktor Dr. Sperl von der Normalzeit GmbH, der rasch frei wurde, und ein junger Mann namens Pertsch, der nach wenigen Tagen abgeführt wurde in Einzelhaft.

Die Belegungsverhältnisse in Block 13 waren sehr schlimm, da er ständig überfüllt war. Es hätte in unserer Abteilung vielleicht für 150 Mann Platz gehabt, meist waren aber fast dop-

pelt so viel da, besonders wenn des Nachts ein neuer Transport ankam, der noch hereingeworfen wurde, ohne Rücksicht darauf, ob schon alles belegt war. So mussten oft zwei Mann auf einer Pritsche liegen, wobei dann keiner genügend Platz hatte.

Nach etwa acht Tagen hatte jeder seinen festen Platz, auf den eben evtl, noch einer hereingenommen werden musste, wenn Überbelegung eintrat. Man sollte sich bei Nacht ausziehen, was aber niemand tat. Man legte Rock und Schuhe ab, die man sorgfältig unter das kleine Kopfkissen schob, denn alles, was etwa unten an der Pritsche aufgelegt wurde, war am nächsten Morgen nicht mehr da. Man schlief also in voller Kleidung und im Mantel, sofern man einen hatte.

Der Tagesablauf war folgender: Morgens 4.30 Uhr ertönte eine Glocke, die im ganzen Lager zu hören war, zum Wecken. Man stand auf und musste den Schlafsaal verlassen mit völlig entblösstem Oberkörper. Die Kleidungsstücke liess man nicht zurück, man schleppte sie unter dem Arm mit. Im Waschraum wusch man sich ab und ging mit den Kleidern zurück in den Aufenthaltsraum. Dort zog man sich vollends an. Dann kam die Morgenbrühe – in der Regel Mohrrüben – evtl, auch eine schwer definierbare Kaffeebrühe, zu der man ein Stück Brot ass, sofern man solches sich aufgespart hatte. Dann Antreten zum Appell, der für Block 13 im Hof des Blödes, für das übrige Lager auf dem grossen halbrunden Platz zwischen dem Tor und den Blöcken stattfand. Von dort musste um 6 Uhr alles an den Arbeitsstellen sein, wir von Block 13 an den Arbeitstischen im Aufenthaltsraum, wo uns eine eigenartige Arbeit erwartete. Ein Unternehmer hatte offenbar mit der Lagerverwaltung einen Vertrag gemacht über die Auswertung der Kabelabsdmitte, die als Abfallstreifen wohl in erster Linie bei der elektrischen Ausrüstung von Flugzeugen anfallen. Die Absdmitte schwankten in der Länge

etwa zwischen 40 und 70 cm, und wir mussten nun aus diesen Streifen die Kupferteile herausziehen und von der Umwicklung die Textilfasern in besondere Behälter legen. Die Kupferdrähte legte man sich um den Hals, damit keiner verschwinden konnte, und wenn der entstehende Strang dicht genug war, nahm man ihn ab und drehte ihn zu einem Zopf zusammen. Nach der Zahl der Zöpfe wurde die Arbeit bewertet von einem Aufseher, der anscheinend im Dienst des Unternehmers stand, dem die Abfälle gehörten. Der Mann jammerte ständig, denn es war klar, dass niemand sich bei dieser Arbeit anstrengte, zumal es mittags kein Essen gab und die nächste Mahlzeit von der Lagerverwaltung erst abends 18 Uhr gereicht wurde. Um den Arbeitseifer anzuregen, brachte nun dieser Mann fast jeden Tag um die Mittagszeit einen Kessel bei, aus dem eine Neuauflage der Morgenbrühe geschöpft wurde – aber immer mit dem Vorbehalt: nur wenn gut gearbeitet wurde. Die Abendmahlzeit war wieder eine Art Eintopfbrühe. Entweder waren die Kartoffeln schon in die Brühe hineingeschnitten oder man erhielt die Pellkartoffeln für sich, musste sie schälen und in den Schlag hineinschneiden oder mit der Hand essen. Vor dieser Mahlzeit wurde das Brot verteilt. Jeder erhielt ca. 350 g Brot und ein- bis zweimal wöchentlich darauf etwa 20 g Margarine oder einen Löffel Marmelade. Wer vernünftig war, teilte sich das Brot ein, so dass er morgens noch etwas hatte, vielleicht sogar noch mittags, aber bei jungen Leuten konnte man auch beobachten, dass sie das ganze Brot sofort heiss hungrig verschlangen. In dem Eingangsbereich wechselten die Insassen ständig. Es waren wohl ziemlich Deutsche, aber oft mehr Polen, hauptsächlich polnische Juden da, die in der Regel rasch wieder verschwanden. Ein russischer Oberst wurde als Besonderheit vorgezeigt.

Im täglichen Leben gab es oft sehr hässliche Szenen. So fast immer, wenn der Aufenthaltsraum zwecks Reinigung ge-

räumt werden sollte. Da es recht lang dauerte, bis alle Insassen durch die einzige Türe ins Freie kamen, liess der Stubenälteste durch seine «Hilfskräfte» mit Gummischläuchen «dreinschlagen». Er hagelte dann Hiebe zunächst auf die am weitesten von der Tür Entfernten, die nichts dafür konnten, dass die Türe verstopft war. Einmal hatte ich selbst ein sehr unangenehmes Zusammentreffen mit «Alfred», dem Stubenältesten der Abteilung B des Blocks 13. Ich musste nachts 2 Uhr auf den Abort, stellte fest, dass kein Licht da war und sagte das der Nachtwache. Diese drehte an verschiedenen Schaltern, bis im Abort wieder Licht war, worauf ich mich setzte. Da kam Alfred herein und schrie, ich hätte ihm das Licht in seinem Büro abgedreht. Ich sagte ihm den Sachverhalt, was ihn aber nicht abhielt, weiter zu schreien über «vornehme Bagage», der man es zeigen müsse, und schliesslich mir einen Schlag in das Gesicht zu versetzen. Ich war auf dem Sprung aufzustehen und den Kerl zu verprügeln, was mir nicht schwer gefallen wäre, da der Kerl nur einen Arm hatte. Ich besann mich aber rechtzeitig und liess ihn in Ruhe, zumal er sich beeilte zu verschwinden. Am nächsten Morgen trug ich den andern die Sache vor, ob etwas zu machen wäre. Die Meinung der in KZ-Angelegenheiten Erfahrenen ging dahin, dass es ganz verfehlt gewesen wäre, den Mann zu schlagen. Das hätte mir lediglich «Bunker» eingebracht und jede Entlassungschance vernichtet. Eine Beschwerde wurde als aussichtslos verworfen, mit andern Worten, man stellte fest, dass ein Häftling im KZ völlig wehr- und rechtlos ist.

An einem Nachmittag kam einmal ein neuer Trupp Polen an, etwa zwanzig Leute, von denen einer sofort ausgesondert und dem Blockältesten vorgeführt wurde. Er sollte ein Brot gestohlen haben. Strafe: zwanzig Schläge vor versammeltem Volk. Im Aufenthaltsraum wurde eine kurze Bank aufgestellt, auf die der Mann knien musste, Hände vorn an der Bank.

Dann kam der Blockälteste selbst und führte mit einer Art geflochtener Bändigerpeitsche wuchtige Schläge gegen das Gesäss des Mannes, der vom fünften Streich an jämmerlich schrie. Nach zehn Schlägen hörte der Schläger auf. Der Mann musste aber noch eine halbe Stunde lang auf der Bank kniend verbleiben.

Zweifellos war das Leben im Eingangsblock das härteste im KZ. Besser wurde es, wenn man ein Arbeitskommando erhielt. Dies wurde in der Regel gegeben nach drei bis vier Wochen Aufenthalt in Block 13. Wir hatten den Vorteil, dass einige schon länger da waren und ein Kommando hatten, ohne aus dem Block 13 verlegt worden zu sein, so z.B. von Ritzen, der auf der Schreibstube tätig war und nun über den dortigen Lagerältesten für uns günstige Einteilungen bewirken konnte. Nach etwa drei Wochen erhielten wir alle ein Kommando: Wilmowsky und ich zur Schreibstube, Pechei zur Bücherei, andere zur Poststelle, einige auch in die Küche.

Gleichzeitig erfolgte die Verlegung in das offene Lager, und zwar alle nach Block 34, in dem Dr. Reuter schon lag. Dort waren die Verhältnisse besser. Es herrschte mehr Ordnung, jeder hatte seinen festen Schlafplatz, es gab keine Überfüllung, die Insassen wechselten kaum. Der Stubenälteste war kein «Grüner», sondern ein politischer Häftling, ein Tscheche, der sich sehr anständig benahm und jedem half, so gut er konnte. Der Mann hatte in Prag ein gutgehendes Geschäft gehabt, eigenen Wagen, eigene Jagd usw. Er hatte viel Zulauf von andern im Lager sitzenden Tschechen, die ihn augenscheinlich sehr respektierten.

Im Übrigen wurde im Lager so ziemlich mit allem gehandelt, in erster Linie mit Lebensmitteln, die wohl alle aus dem Küchenbetrieb gestohlen waren, soweit sie nicht aus Sendungen an Häftlinge stammten. Auch gelang es wohl manchen auswärts tätigen Arbeitskommandos, hin und wieder einiges

hereinzubringen. Für manche Sachen gab es feste Taxen, so z.B. für ein halbes Pfund Butter zwanzig Zigaretten. Die Devisen waren Tabakwaren, sonst Naturaltausch. Eine sehr grosse Rolle spielte das Norwegerlager, das einige Blöcke umfasste. Die Norweger wurden regelmässig durch das schwedische Rote Kreuz versorgt mit Fett, Käse, Keks und Grahambrot, sowie Hartwurst usw. Sie waren sehr anständig und gebefreudig, uns brachten sie oft ohne jede Gegenleistung von ihren guten Sachen. Die Leute sahen durchweg gut genährt aus und entstammten den verschiedensten Berufen, so z.B. ein Redakteur aus Oslo und verschiedene Studenten. Als das Norweger-Lager aufgehoben wurde, weil über Schweden ein Austausch der Häftlinge gegen gefangene bzw. internierte Deutsche vereinbart wurde, herrschte tiefe Betrübnis im Lager. Die Norweger hatten ihre Blocks viel besser eingerichtet, anscheinend hatten sie mehr Platz, wovon ich mich überzeugen konnte, als ich einmal von der Schreibstube den Auftrag hatte, von einigen Norwegern festzustellen, in welchem Block sie lagen.

Durch die Verlegung in Blöde 3 4 infolge der Kommandierung zur Schreibstube änderte sich der Tageslauf. Man musste jeden Morgen etwa um 5.30 Uhr zum Appellplatz marschieren, wo jeder Blockälteste Meldung zu machen hatte über die Zahl seiner Insassen. Es war ein fast gespenstischer Anblick, j jeden Morgen im Halbdunkel die Kolonnen dunkler Gestalten anmarschieren und sich aufstellen zu sehen. Dann nahm der Lagerkommandant oder sein Stellvertreter die Meldung entgegen, kommandierte «Mützen ab» und verlas irgendeinen Wisch, dann wieder «Mützen auf». Klappte die Mützensache nicht so ganz exakt militärisch, so wiederholte er das Kommando im Eiltempo etwa drei- bis viermal hintereinander. Es standen dann in der Regel etwa 22'000 Menschen bei dem Appell da. Wir konnten in der Schreibstube feststellen, dass im

Lager eingetragen waren etwa 35'000 Menschen, davon waren 12'000 bis 13'000 auf sogenannten Aussenkommandos ständig abwesend. Sie waren an Fabriken oder für Bauarbeiten abgegeben und hatten anscheinend erhebliche Verluste, vielleicht durch Luftangriffe. Jedenfalls betrug nach den Feststellungen der Schreibstube der monatliche Abgang durch Tod etwa 3'000 Mann. Wieviele davon abgingen durch Verlegung in ein sogenanntes Vernichtungslager, konnten wir nicht feststellen. In der Schreibstube wurde eine grosse Kartothek geführt über alle Häftlinge (nach dem Alphabet geordnet). Es kam oft vor, dass Postkarten an Häftlinge kamen ohne Angabe des Blocks. Dann wurde die Karte der Schreibstube gezeigt zwecks Feststellung des Blocks des Empfängers. Oft stellte sich heraus, dass der Mann gar nicht mehr da war und seine Karte den Vermerk trug «auf Transport». Dieser Ausdruck war der Terminus technicus für Abtransport zum Vernichtungslager. Ging ein solcher Transport ab, so erhielt die Schreibstube die Namen und musste auf den Karten den Vermerk eintragen «auf Transport». Bei Verlegung in ein anderes Lager wurde dort der Name des Lagers eingetragen.

Ausser den Kommandos, die ständig auswärts waren, wurde täglich ein sogenanntes «Bombenkommando» zusammengestellt, das nach Berlin geschickt wurde zu Aufräumarbeiten. Dieses Kommando kam abends zurück. Nach schweren Luftangriffen auf Berlin blieb es auch zwei bis drei Tage weg, die Leute wurden dann nachts in Berlin untergebracht. Zu diesem Kommando – in der Regel 300 bis 400 Mann – drängten sich viele Häftlinge, obwohl gerade dieses Kommando oft Verluste durch Trümmereinsturz oder mangelhaften Schutz bei Luftangriffen hatte. Der Andrang war so stark, dass eines Tages ein Befehl hohe Strafen ankündigte für Leute, die sich in das Kommando einreihen, ohne dafür bestimmt zu sein.

Der Andrang war deshalb so stark, weil das Kommando Gelegenheit bot, aus dem Lager herauszukommen, wenn auch nur für kurze Tage. Ausserdem durften die Leute damit rechnen, dass die Besitzer der Grundstücke, auf denen sie arbeiteten, ihnen einige zusätzliche Lebensmittel und vor allem Tabakwaren zukommen liessen, um sie zu tüchtiger Arbeit anzuregen. Ferner durften sie Nahrungsmittel, die sie in verschlossenen Wohnungen fanden, aufessen an Ort und Stelle, sie durften sie aber bei Todesstrafe nicht in das Lager mitnehmen. Ältere Lagerinsassen behaupteten, dass früher hin und wieder ein Ertappter dieserhalb vor versammeltem Lager aufgehängt worden sei.

Inzwischen hatte die Firma, insbesondere Hans Walz, von Stuttgart aus alle Hebel in Bewegung gesetzt, um auf Grund des doch vorliegenden Freispruchs meine Entlassung zu erreichen. Vor allem hatte man sich an Obergruppenführer Berger gewandt, zu dem in den ersten Nazi-Jahren gute Beziehungen entstanden waren, die im Grunde in erster Linie auf gemeinsamer Gegnerschaft gegen den Gauleiter Murr beruhten. Diesem war die Haltung von Robert Bosch und seiner Firma gegenüber dem Nazi-Regime von Anfang an ein Dorn im Auge. Bei Berger ging die Abneigung auf persönliche Erlebnisse mit Murr zurück. Tatsächlich gelang es Berger, von der Gestapo meine Freilassung zu erwirken, die am 3. April 1945 abends erfolgte. Ich wurde abends gegen 8 Uhr im Block aufgerufen, und es wurde mir gesagt, dass ich entlassen werden solle. Berger hatte zwei Leute geschickt, die mich im Auto abholen sollten und sehr ungehalten waren darüber, dass die Gestapo dies nicht schon nachmittags mitgeteilt hatte. So war die Entlassung gar nicht vorbereitet, und die beiden mussten warten, bis alle Formalitäten abgewickelt waren: Abmeldung beim Lagerältesten in der Schreibstube, Abgabe der Kleider und Neueinkleidung in der Kleiderkammer, Über-

gabe des Spinds in Block 34 und schliesslich Mobilisierung der Kasse, damit ich wenigstens das Geld wieder erhielt, das mir abgenommen worden war. Das dauerte bis 22 Uhr, und so konnten wir endlich etwa um 22.30 Uhr abfahren.

Meine erste Frage an die beiden Leute war, wohin sie mich bringen wollten. Auf die Antwort, zu Obergruppenführer Berger, war ich beruhigt, denn zunächst hatte ich Zweifel, ob es sich tatsächlich um eine Freilassung handle. Als wir durch die Vororte Berlins fuhren, ertönten die Sirenen, und wir suchten zunächst Unterschlupf in einem Bunker, der zufällig derjenige der tschechoslowakischen Gesandtschaft war. Nach der Entwarnung zeigte man uns dort auch den Weg zu dem Bergerschen Hauptquartier, da der Fahrer sich völlig verfahren hatte. Dort kamen wir etwa um Mitternacht an und mussten zunächst auf der Wache etwa eine halbe Stunde warten, bis wir zu Berger gerufen wurden. Da inzwischen wieder Luftalarm war, wurden wir in die Stollen geführt und in einen kleinen unterirdischen Raum, den kurz darauf Berger mit einigen Adjutanten passierte. Auch Berger musste sich bei dieser ersten Begegnung noch «tarnen» mit Rücksicht auf seine Begleitung. Er redete mich an: «So, Baurat, da bist Du ja. Ihr Schwaben habt eben immer besondere Dickköpfe und dann macht ihr hin und wieder eine Dummheit.» Ich antwortete ihm, er als Schwabe müsse das ja gut wissen. Er sagte noch: «Wenn der alte Bosch Dich nicht so geschätzt hätte, so hätte ich auch nichts für Dich tun können. Also auf später!»

Nach der Entwarnung führte man uns in das Haus in ein gutes Zimmer, wo sofort jedem eine Platte mit gutem Aufschnitt hingestellt wurde, ebenso guter Kaffee und ein Glas Cognac. Die beiden Begleiter strahlten förmlich, als Berger jedem noch ein Päckchen Zigaretten gab, und zogen befriedigt ab. Das war so um 2 Uhr nachts. Ich wurde nach oben geführt, wo im Dachstock ein Raum mit vier Betten war,

wovon eines mir zugewiesen wurde. In die andern drei Betten kamen später einige SS-Leute. Am andern Morgen wurde mir unten ein Frühstück serviert, und Berger kam, um mit mir die Frage meines Abtransports zu besprechen. Er wollte mich mit zwei Kurieren nach Stuttgart schicken und übergab mich zunächst einem seiner Adjutanten, der das Weitere veranlassen sollte. Dieser war sehr nett und sprach sehr offen über die Lage, er sagte aber, dass die Kuriere erst am nächsten Tag, vielleicht auch erst in zwei Tagen eintreffen würden. Ich dankte ihm und Berger für die Fürsorge, meinte aber, dass ich auch allein reisen könne, nur hätte ich keine Papiere, so dass ich schwerlich unbehelligt durch die Zugkontrolle kommen würde. Der Mann hatte Verständnis für den Wunsch, rasch wegzukommen. Er liess mich noch in der Kantine zu Mittag essen und brachte mir dann einen Militärfahrschein nach Stuttgart und eine von Berger unterschriebene Erklärung, dass ich in besonderem Auftrag reise und dass meine Papiere schon vorausgeschickt seien.

So konnte ich nachmittags wegfahren zum Leiter des Bosch-Verkaufshauses in Berlin, von wo ich meine Schwägerin anrief und zum Anhalter Bahnhof bestellte, da ich den Nachtschnellzug nach Stuttgart benützen wollte. Dies misslang aber, denn der Zug über Erfurt fiel aus, und der nach München war so voll, dass es mir nicht gelang, hineinzukommen. So beschloss ich, bei meiner Schwägerin in Kohlhasenbrück zu übernachten und am nächsten Abend nach München zu fahren. Nachmittags besuchte ich meinen Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Kunz I, der sich sehr freute, dass ich ihn noch aufsuchte. Abends gelang es mir, einen Platz in dem Zug zu bekommen. Die Fahrt ging über Leipzig, Regensburg, Ingolstadt nach München. Sie dauerte bis Ingolstadt von abends 9 Uhr bis etwa 1 Uhr in der nächsten Nacht, denn der Zug benutzte Nebenstrecken und hielt bei Luftalarm oft sehr lange.

In Ingolstadt stieg ich aus, denn ich hatte gehört, dass der Zug in München-Ost etwa um 2.30 Uhr nachts ankomme und dass der Zug nach Stuttgart von Pasing abgehe. Man hätte also mitten in der Nacht quer durch ganz München gehen müssen, um den Anschluss zu erreichen. Von Ingolstadt gehe aber in einigen Stunden ein Zug nach Augsburg, der dort den Stuttgarter Zug erreiche. Es ging dann auch so, nur fuhr der Stuttgarter Zug zunächst nur bis Ulm, da ein Weiterfahren bei Tag wegen der Jabos nicht möglich war. So musste also in Ulm alles aussteigen, der Zug fahre erst abends weiter. Es war gerade Mittagszeit und ich ging mit meinem Gepäck in die Stadt, um in einer Wirtschaft zu essen. Der Anblick der Stadt, die ich gut kannte, da ich zwei Jahre lang dort das Gymnasium besucht hatte, war geradezu erschütternd. Vom Bahnhof bis zum Münster alles in Trümmern. Ich ging weiter zur Frauenstrasse, überall dasselbe. Endlich entdeckte ich in einer Nebenstrasse eine Gaststätte, in der ich ein bescheidenes Essen bekam.

Nachdem ich mir überlegt hatte, wie ich weiterkäme, beschloss ich, den Versuch zu machen, per Anhalter nach Stuttgart zu fahren. Ich ging deshalb weiter bis zu der Stelle, an der die Strasse nach Stuttgart und die nach Aalen beginnen. Dort stand schon eine ziemliche Anzahl von Leuten, die ebenso auf Wagen warteten, die sie mitnehmen konnten. Es wurden auch alle Wagen angehalten und sie mussten Leute aufnehmen, soweit sie Platz hatten. Es fand eine Art geordneter Verteilung statt, bei der nach einigem Warten wohl jeder an die Reihe kam. Als ein von zwei SS-Leuten gesteuerter Lastwagen mit Ziel Stuttgart kam, konnte ich ihn mit etwa vier Leuten besteigen und hoffte nur, bald in Stuttgart zu sein. Man kam auch ohne Schwierigkeiten bis in das Filstal, musste nur einmal wegen Jabos herunter in das freie Feld. Aber von Geislingen an wiederholte sich das in kurzen

Zwischenräumen, und in Eislingen erklärten die beiden SS-Leute, dass sie Halt machen und erst abends weiterfahren würden, da sie Befehl hätten, den Wagen heil nach Stuttgart zu bringen. Das war natürlich eine Ausrede. Sie hatten kurz zuvor zwei Weiblichkeiten auf den Wagen genommen und zu sich ins Führerhaus gesetzt; man sah deutlich, dass sie den Nachmittag mit diesen verbringen wollten.

In Eislingen veranlasste ich die Polizei, jeden Wagen anzuhalten, um evtl, weiterzukommen. Erfolg hatte ich damit insofern, als mich ein mit Kartons hoch bepackter Wagen etwa eine halbe Stunde später mitnahm, hoch über der Ladung sitzend. Da der Wagen aber nicht nach der Stadtmitte fahren wollte, setzte er mich in Hedelfingen ab, von wo ich zum Bahnhof Obertürkheim ging, da die Vorortbahn noch in Betrieb war. Ich hatte schon die Fahrkarte und stand auf dem Bahnsteig, als ein Jabo-Angriff erfolgte, bei dem die elektrische Oberleitung abgeschossen und damit der Betrieb lahmgelegt wurde. Also wieder heraus und vor dem Bahnhof in eine schon fahrende Strassenbahn hinein, die mich auch gegen Abend nach Stuttgart brachte. Am Bahnhof erkundigte ich mich nach den Zügen in Richtung Gaildorf und Hall. Man sagte mir, dass abends um 9 Uhr ein Zug abgehe, aber nur bis Murrhardt. Ich entschloss mich, ihn zu nehmen und in Murrhardt zu sehen, wie ich weiterkomme. Zuerst machte ich den Versuch, über den Bahntelegraph in Murrhardt einen Wagen zu bestellen, das wurde aber abgelehnt. So setzte ich mich in den schon bereitstehenden Zug und ass von den Vorräten (Hartwurst und Brot), die ich von Berlin mitgebracht hatte. Der Zug kam etwa um Mitternacht in Murrhardt an. Am Bahnhof stellte ich fest, dass ein Warteraum hoch mit Strohschütten belegt war, dass man also notfalls dort schlafen konnte.

Zunächst stellte ich mich mit anderen Wartenden an der Murr-

brücke auf, um vorüberkommende Fahrzeuge anzuhalten. Es kamen auch zahlreiche Wehrmachtsfahrzeuge, aber alle mit Order Gschwend-Gmünd. Endlich kam ein Lastwagen mit Ziel Gaildorf, der ein halbes Dutzend Leute und auch mich mitnahm. Der Fahrer – ein norddeutscher Soldat – hatte keine Ahnung vom Weg und wir im Wagen konnten wegen der Plane, die sich über uns wölbte, nicht sehen, wohin er fuhr. Als Gaildorf ewig nicht kam, veranlassten wir ihn zum Halten und stellten fest, dass der Fahrer fehlgefahren war; er hatte sich den vor ihm fahrenden Wagen angeschlossen, und wir standen deshalb kurz vor Gschwend. Man setzte nun einen Ortskundigen neben den Fahrer, und so kamen wir wieder vom Berg herunter und etwa um 3 Uhr morgens nach Gaildorf. Dort blieb der Wagen stehen, und wir sollten nun warten, ob am Morgen sich eine Gelegenheit zum Weiterkommen bieten würde. Ein junger Mann, der nach Hall wollte, und ich entschlossen uns, jetzt einfach zu Fuss weiterzupilgern. Wir setzten uns in Marsch und waren etwa einen Kilometer aus Gaildorf heraus, als hinter uns ein Lastwagen auftauchte, den wir zum Halten veranlassten. Er wollte nach Ottendorf und liess uns aufsteigen. So kamen wir rasch weiter. Als er durch Ottendorf durchfuhr, liess ich ihn halten und stieg ab. Er hatte Befehl, in der Mitte Ottendorfs den Wagen abzustellen. Ich dirigierte ihn noch dorthin (Platz vor der Kirche) und ging dann auf das Siedlungshäuschen zu, in das meine Familie verlagert war. Dort klopfte ich morgens um 4 Uhr an die Haustüre, und wir feierten im Morgengrauen das Wiedersehen meiner Rückkehr aus der Unterwelt.

Otto Kopp

Theodor Bäuerle und der Bosch-Kreis

Die wiederentdeckte Goerdeler-Rede

Bei meinen Nachforschungen über den inneren Widerstand gegen das Nazi-Regime und die Beteiligung des Bosch-Kreises an der Goerdeler-Bewegung kam ich nicht nur ins Gespräch mit Hans Walz und standen mir nicht nur dessen Niederschrift sowie die von Albrecht Fischer zur Verfügung, ich konnte auch Verbindung aufnehmen mit Marianne Weber, der langjährigen Sekretärin und Mitarbeiterin von Theodor Bäuerle, der sich insbesondere auf den Gebieten der Volksbildung und der Begabtenförderung über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus einen Namen gemacht hat.

Der von Robert Bosch unter Beteiligung des damaligen Württembergischen Kultusministeriums am Mai 1918 gegründete Verein zur Förderung der Volksbildung e. V., Stuttgart, hat sich während seiner achtzehnjährigen Tätigkeit unter der hervorragenden Leitung des Direktors Theodor Bäuerle weit über die Grenzen Deutschlands hinweg als vorbildlich bekanntgemacht.

Hans Walz, wie Robert Bosch in langen Jahren mit Theodor Bäuerle eng verbunden, berichtet darüber:

«Im Dritten Reich musste die in freiheitlichem Geist ausgeübte Volksbildungsarbeit des Vereins natürlich das Missfallen der parteiamtlichen Würdenträger erregen. So kam es, dass

Theodor Bäuerle sich fortwährenden Ränken und Anfeindungen ausgesetzt sah, auch nachdem der Vereinsvorsitzende Robert Bosch im Juni 1936 unter politischer Pression den Verein aufgelöst hatte und dessen Tätigkeit durch die NS-Partei gewaltsam übernommen worden war.

Nach Beendigung seiner dem Verein zur Förderung der Volksbildung gewidmeten Arbeit beschäftigte sich Theodor Bäuerle in enger Verbindung mit Robert Bosch hauptsächlich auf dem Gebiet der Begabtenförderung, bis er 1945 Ministerialdirektor im Kultusministerium in Nord-Württemberg-Baden und 1947 Kultusminister wurde.

Es war im Sommer 1942, als Theodor Bäuerle von der Gestapo verhaftet wurde, weil er einen aus politischen Gründen verfolgten jungen Mann protegiert hatte, der vor Jahren Teilnehmer an einer von Theodor Bäuerle geleiteten volksbildnerischen Tagung gewesen war. Da nun aber bekanntlich Theodor Bäuerle zum engsten Kreis der um den Mittelpunkt Robert Bosch gescharten Goerdeler-Freunde gehörte, so mussten, ehe die von Seiten der Gestapo mit Bestimmtheit in Zeitkürze zu erwartende Haussuchung stattfand, aus den Geschäfts- und Wohnräumen Bäuerles schleunigst alle Schriftstücke entfernt werden, die auf die Aktion Goerdeler Bezug hatten oder sonst hätten verdächtig erscheinen können.»

In aller Eile kämmtten Hans Walz und Willy Schlossstein in der Wohnung Bäuerles die dort befindlichen Akten durch und nahmen alle irgendwie verdächtigen Schriftstücke weg, während Fräulein Marianne Weber, die menschlich wie politisch unzweifelhaft zuverlässige Sekretärin Theodor Bäuerles, gebeten worden war, gleichzeitig im Büro dasselbe zu tun. Das Aufräumungsgeschäft wurde so perfekt vollzogen, dass die Gestapo bei ihrer später erfolgten Haussuchung keinerlei Belastungsmaterial vorfand und Theodor Bäuerle nach etwa vierzehn Tagen freigelassen werden musste.

Marianne Weber berichtet dazu:

«Heute noch lässt mich die Erinnerung deutlich spüren, wie mir damals, an einem Tag im Juni 1942, zumute war, als ich zu Hause, wo ich mich wegen einer Erkrankung aufhielt, erfuhr, dass Theodor Bäuerle von der Gestapo verhaftet worden sei. Herr Walz liess mir sagen, ich möchte unverzüglich kommen, um noch aus dem Haus Hölderlinstrasse 54 herauszu retten, was möglich sei, ehe die zu erwartende Hausdurchsuchung der Gestapo beginne. Kaum war ich in meinem Büro, rief schon meine Schwester von zu Hause an, um mich zu fragen, wann ich wieder daheim sein könne.

Ich merkte sofort, dass ein Beamter der Gestapo neben ihr stand und jedes weitere Wort unmöglich machte. Rasch gab ich eine Zeit an, und dann wurde fieberhaft sortiert und in den bereitstehenden Wagen von Hans Walz eingeladen. Herr Walz hatte noch eine Bitte ausgesprochen: alle Akten zu beseitigen, die das Sonderkonto ‚Forschungs- und Studienhilfe‘ betrafen. Daraus wurden in erster Linie Theologiestudenten gefördert, die von den Nazis aus jeder staatlichen Unterstützung ausgeschlossen waren. Robert Bosch, obwohl ausserhalb jeder kirchlichen Bindung stehend, hatte sofort Mittel für die Benachteiligten zur Verfügung gestellt und Theodor Bäuerle zur Verteilung anvertraut. Auch diese Akten wurden weggeräumt.

Herr Walz selbst führte mich dann in seinem Wagen zurück nach Cannstatt und setzte mich in der Nähe unseres Hauses ab. Der Gestapo-Beamte war weggegangen, hatte aber sein Wiederkommen auf den Abend angekündigt. Er kam um 19 Uhr in unsere Wohnung und verhörte mich eineinhalb Stunden lang. Natürlich meldete er, dass ich vom Krankbett weg in die Hölderlinstrasse gefahren sei. Die Folge war, dass anderntags die Türen im Büro versiegelt wurden, ehe die erste Hausdurchsuchung begann. Zwei Tage darauf kam

morgens ein Anruf, ich möchte sofort kommen, mein Schreibtisch und mein Schrank seien verschlossen und könnten nicht durchsucht werden. Als ich in der Hölderlinstrasse ankam, befand sich keiner der Gestapo-Beamten im Erdgeschoss. Es blieb mir, da die Türen wieder aufschliessbar waren, die kurze Zeit, aus meinem Schreibtisch die Akten eines Studenten, der Halbjude war, herauszunehmen und in der Bibliothek neben meinem Arbeitsraum hinter ein Regal zu schieben. Dann meldete ich mich im 1. Stock, der Wohnung Theodor Bäuerles. Sofort ging einer der Beamten mit in mein Zimmer, ich schloss Schreibtisch und Schrank auf, und die Durchsuchung begann ... Bemerkenswertes wurde nicht gefunden. Inzwischen aber kam ein Gestapo-Mann triumphierend mit Pan-Europa-Akten unter dem Arm aus der Wohnung herunter. Er glaubte, damit *den* Fang getan zu haben. Theodor Bäuerle war durch lange Jahre mit Coudenhove-Kalergi und der Idee von Pan-Europa verbunden und hatte zum Vorstand der Landesgruppe Württemberg gehört. Diese Tatsache und die gefundenen Akten waren zwar, wie sich später herausstellte, nicht belastend, aber die Gestapo-Beamten gaben sich mit diesem Fund zufrieden und verliessen das Haus.»

Unter den Schriftstücken, die Marianne Weber später ebenfalls in Sicherheit gebracht hat, befand sich auch der nachstehend abgedruckte Entwurf zu einer Rundfunkrede, die Goerdeler bei Übernahme der Reichsregierung zu halten gedachte. Goerdeler, der, wenn er nach Stuttgart kam, öfters auch im Haus Bäuerle zu Besuch war, hatte Marianne Weber hin und wieder um die Gefälligkeit gebeten, die eine oder andere Schreibearbeit für ihn auszuführen; aus solchem Anlass hat Marianne Weber für Goerdeler auch eine Anzahl Abschriften des Textes zu der «vorgesehenen Rundfunkrede bei Übernahme der Reichsregierung» angefertigt. Auf die Abschrift dieses Goerdelerschen Dokuments, das Marianne

Weber seinerzeit vor dem Zugriff der Gestapo in ihre Wohnung gerettet hatte, stiess sie, als ich sie anlässlich meiner Nachforschungen für das vorliegende Buch um weitere Unterlagen gebeten hatte. Die Rede findet sich weder unter den Dokumenten des Buches «Beck und Goerdeler, Gemeinschaftsdokumente für den Frieden» von Wilhelm Ritter von Schramm noch unter denen des Buches von Gerhard Ritter «Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung», doch verweist Ritter auf sie (a. a. O., S. 504, Anm. 32). Eine durch Ritter erfolgte Publikation im Juni 1946 in der Zeitschrift «Die Gegenwart» ist, da die Zeitschrift schon lange nicht mehr erscheint, heute der Allgemeinheit nicht mehr zugänglich. Neben der in dieser Rede aufleuchtenden ethischen Grundhaltung sind besonders eindrucksvoll darin die politische Ausgewogenheit und die Erkenntnis der Zukunftsaufgaben wie der Entwicklungshilfe, ebenso die vorbildliche Bereitschaft zur inneren Versöhnung.

Hans Walz bemerkt zu der Rede Goerdelers noch:

«Das Schriftstück stellt einen Entwurf dar, der an Hand der von Marianne Weber hergestellten Abschriften mit geeigneten Persönlichkeiten der Goerdeler-Bewegung diskutiert und danach seine endgültige Gestalt durch die eine und andere Änderung oder Berichtigung erfahren sollte. Einige in dem Entwurf enthaltenen Programmpunkte sind auf den Einfluss einzelner Gruppen von Goerdeler-Anhängern zurückzuführen; so war unter anderem die allerdings stark verklausulierte These, wonach unter bestimmten Voraussetzungen einzelne Betriebe oder Produktionsgebiete, wie z.B. die der Bodenschätze und der Grundstoffe, in das Eigentum des Volkes zu überführen seien, an Goerdeler von einem Teil seiner Freunde aus der sozialistischen Arbeiterbewegung herangetragen worden. Der Bosch-Kreis hatte gegen diese Sozialisierung Widerspruch angemeldet.

Übrigens hatte Goerdeler selbst sich auf Grund vielfach geführter Diskussionen mit dem Bosch-Kreis von früheren politischen Konzeptionen nach und nach vollständig freigemacht, um schliesslich zum überzeugten Anhänger eines Staatsaufbaues nach parlamentarisch-demokratischen Grundsätzen zu werden, denen sich auch die Männer des Bosch-Kreises unverbrüchlich verpflichtet wussten. Der in dem Redeentwurf vorgesehene Fünfzigerrat (Seite 179/180) sollte gemäss den Vorstellungen Goerdelers lediglich als Provisorium dienen für die erste Übergangszeit nach geglücktem Umsturz. Selbstverständlich wollte Goerdeler diesen ‚Rat‘ später durch ein frei vom Volk gewähltes Parlament ersetzt wissen. Einer anderen Lösung hätten ausser dem Bosch-Kreis auch die der Goerdeler-Bewegung angeschlossenen Sozialdemokraten niemals zugestimmt. Nachdem für den Plan einer kommenden politischen Neuordnung die demokratische Grundlinie festgelegt war, kam es entscheidend darauf an, den Bann der Diktatur zu brechen; nach Erreichung dieses Hauptziels würde sich über alle Modalitäten künftiger Lösungen verständig reden lassen.

Zu einer endgültigen Redaktion des Wortlauts für die erste öffentliche Proklamation einer Regierung Goerdeler ist es in den folgenden tumultuarisch erschütterten Zeiten nicht mehr gekommen.»

Der nachstehend wiedergegebene Redeentwurf spricht für sich selbst und bedarf keines weiteren Kommentars:

Wir lehnen aus Überlegung und mit vollkommener Deutlichkeit ab, ein bis ins Einzelne gehendes Programm dem deutschen Volke vorzulegen oder gar irgendwelche Verheissungen zu machen. Es ist nicht die Zeit, sich Illusionen hinzugeben, sondern *die bittere Wahrheit* zu sagen und an jeden Einzelnen die äussersten Forderungen zu stellen. Wir beschränken

uns darauf, dem deutschen Volke klarzulegen, welche Ziele wir verfolgen, Ziele, von denen wir überzeugt sind, dass sie nicht nur mit dem *Wohle des Ganzen* eins, sondern auch für das Glück jedes einzelnen Deutschen unerlässlich sind, auf die wir uns daher alle vereinigen können. Mögen sich später Meinungsverschiedenheiten ergeben: wir alle wollen sie nicht scheuen. Ohne geistigen Kampf keinen Fortschritt! Aber jetzt handelt es sich nicht um Einzelfragen der Verfassung oder der Sozialpolitik, auch nicht um grundsätzliche Auseinandersetzungen über kommunistische, sozialistische oder individuelle, staatsgeplante oder freie Wirtschaft. Jetzt handelt es sich darum, die *nackte Existenz* zu erhalten, den *Bestand des Reiches* zu retten und die verlorengegangene *Verbindung mit dem Denken und Fühlen der Aussenwelt* wiederzufinden.

Die entscheidende Aufgabe, von deren Erfüllung alles andere abhängt, ist die *Wiedergewinnung der sittlichen Grundlage* für das Wirken des Staates nach innen und aussen. *Gleiches Recht* für alle, unbeirrbare Gerechtigkeit ohne Rücksicht auf die Person, vollkommene *Sicherung der Freiheit des Geistes*, der *Freiheit des Gewissens*; absoluter Schutz gegen Willkür, gegen Terror und jede Art der Vergewaltigung; Anerkennung der Interessen und der Rechte anderer; Bereitwilligkeit zu *versöhnlichem Ausgleich*, Wiederherstellung des Anstandes in allen Handlungen des Staates und im Verhalten der Menschen und ihrer Gemeinschaft untereinander. Diese einfachsten, aber verlorengegangenen Grundlagen gilt es, wiederzugewinnen. Das sollte uns nicht schwerfallen; war doch unser Volk einst rechtschaffen und hatte hohe Ideale; waren doch seine Rechtspflege und die Sauberkeit seiner Verwaltung in der ganzen Welt geachtet, wenn auch in den Augen vieler Deutschen selbst nicht vollkommen genug.

Um diese Achtung und fast um die eigene Selbstachtung hat uns eine ebenso *gewissenlose wie wissensarme und leichtfer-*

tige Diktatur gebracht; die Gerechtigkeit verlangt, dass wir vielen Nationalsozialisten zugestehen, dass sie sich von lauderen Motiven haben leiten lassen. Unerbittlich muss das Schwert der Gerechtigkeit diejenigen treffen, die das Zerrbild eines Staatswesens aus unserem Vaterlande gemacht haben, die Recht und Anstand vom Thron verstießen, Korruption duldeten und forderten, die sich schamlos bereicherten, während das Volk Not litt, blutete und seine Söhne zum Opfer brachte; die durch grauenvolle Verbrechen gegen Leib und Leben, gegen Ehre und Glauben Menschen, die Gottes Antlitz ebenso tragen wie wir, gequält, verstümmelt, vernichtet haben; die die Staatsgewalt missbrauchten und sich, sowie ihren erbärmlichen Klüngel schonend, fast drei Millionen deutscher Männer in den blutigen Kämpfen dieses unseligen Krieges opfer-ten, die Gesundheit weiterer Millionen zerstörten, Millionen von Wohnungen, Tausende von Arbeitsstätten, unwiederherstellbare Kulturwerte in Trümmer gehen liessen, um ihrer eigenen krankhaften Machtgier zu frönen, die die Idee der allgemeinen Wehrpflicht ihrer sittlichen Grundlage beraubten. Zur Wiederherstellung von Recht, Gerechtigkeit und Anstand, zur Wiedergewinnung jener Sicherheit, die nur gewonnen werden kann, wenn jeder weiss, dass er für sein Tun und Lassen verantwortlich ist, ist daher auch die Verantwortlichkeit aller derjenigen zu prüfen, die an führenden Stellen Befehle widerspruchslos entgegengenommen und ausgeführt haben, von denen sie wussten, dass sie gegen Recht, Gewissen oder Sachkunde verstießen. Verantwortlich werden auch diejenigen gemacht, die sich im Ausland irgendeines Verstosses gegen das Völkerrecht, gegen Ehre und Pflicht eines anständigen Menschen haben zuschulden kommen lassen. Wo immer wir feststellen, dass nationalsozialistische Irrlehren die Interessen des Vaterlandes geschädigt, das Wohl der Menschen hintangesetzt haben, wollen wir mit der Macht der Wahr-

heit eingreifen. Dabei wollen wir der Tatsache Rechnung tragen, dass manche aus edlen Motiven, viele aus Unerfahrenheit oder Unwissenheit sich von diesen Irrlehren haben verführen lassen. Sie, soweit sie guten Willens sind, in das Gemeinschaftswerk der Neugestaltung der Zukunft wieder einzureihen, gebieten Gerechtigkeit und Vernunft; aber wir wollen uns nicht nachsagen lassen, dass wir mit unserem guten Namen ungestraft haben Schindluder treiben lassen. *Wir wollen das, was zur Herstellung von Achtung und Selbstachtung erforderlich ist, selbst tun* und nicht daran denken, es dem Willen anderer zu überlassen.

Nur wenn wir wieder ein *Rechtsstaat* werden, in dem jeder Bürger in Ruhe schlafen kann, weil er sich und die Seinen gegen Unrecht geschützt weiss, in dem jeder Fremde sich sicher aufhalten kann, weil niemand seiner Ehre und seinem berechtigten Selbstbewusstsein zu nahe tritt, nur dann können wir mit der Aussenwelt wieder in Verbindung treten. In der Wiederherstellung geordneter politischer und wirtschaftlicher Beziehungen zu anderen Völkern liegt die zweite, für alles Weitere entscheidende Aufgabe. Auch diese Beziehungen können gesund und dauerhaft nur gestaltet werden, wenn wir *sittliche Grundsätze* als einzige feste Grundlage auch für diese Ordnung anerkennen und einhalten. Wir sind keine Utopisten. Wir bilden uns ebenso wenig wie die Regierungen anderer Völker ein, dass es möglich sein könnte, die Neigung zum Kampf aus dem Wesen des Menschen auszuschalten. Aber wenn der Mensch überhaupt Anspruch darauf erheben will, von Gott zu höheren Aufgaben berufen zu sein, dann muss es gelingen, dieses Ringen aus dem Gebiet der gegenseitigen physischen Vernichtung auf die Ebene des Wettbewerbs um beste Leistungen zu führen. Für den berechtigten Drang der jungen Menschen nach Abenteuer und Kampf bleibt noch genug Raum, wenn wir unser Sinnen und Trach-

ten auf die Meisterung der Naturkräfte, auf die Erforschung der Geheimnisse der Welt und auf die Förderung des Wohles der Menschheit richten.

In vieljährigem Ringen haben die Völker sich gegenseitig gezeigt, dass Tapferkeit, Opferbereitschaft und Heldentum Eigenschaften sind, die alle Völker und Stämme der Erde besitzen. Die Fähigkeit, Unmögliches zu vollbringen und Leiden zu ertragen, ist allen Völkern eigen. Jede echte soldatische Leistung ehrt auch den Gegner. Die Kämpfer zu Lande, zu Wasser und in der Luft haben bei allen Völkern ebenbürtige Leistungen vollbracht.

Alle Völker der Erde sehnen sich darnach, wieder friedlicher Arbeit nachzugehen. Alle Völker der Erde haben nur den einen Wunsch, die Schäden des Krieges zu heilen und ihre Fähigkeiten und Leistungen in Ruhe, Frieden und Sicherheit zu entwickeln. Um dies Ziel zu erreichen, gilt es, nüchtern und doch mit heiligem Feuer die Beziehungen der Völker untereinander wieder auf *gegenseitige Achtung vor den Eigenarten und Interessen* zu gründen. Es gilt ein Neues hinzuzufügen, wenigstens für uns, die wir uns zu den Grundsätzen christlicher Lebenshaltung bekennen. Es gilt auch den Gedanken der *gegenseitigen Hilfsbereitschaft* selbst zwischen entferntesten Völkern als eine sittliche Verpflichtung anzuerkennen und in die Tat umzusetzen. Mit solcher Gesinnung erfüllt, sollte unsere Vernunft stark genug sein, uns zu lehren, dass keine, auch nicht die aller kleinste menschliche Gemeinschaft in Frieden Zusammenleben kann, wenn sich nicht alle einem für alle gültigen Recht unterwerfen und ihren Handlungen den einfachen Verzicht zugrunde legen, das den anderen zuzufügen, was man selbst nicht zu erleiden wünscht. Nur ein auf dieser Grundlage neugeordnetes Völkerrecht wird die Gewähr der Dauerhaftigkeit in sich tragen.

Deshalb lehnen wir ab, uns nach diesen furchtbaren andert-halb Jahrzehnten und nach diesem grauenhaften und unseli-gen Kriege als ein Volk zweiter Ordnung behandeln zu lassen. Denn es ist nicht gerecht, *dem deutschen Volke* die Verantwortung für das aufzubürden, was sich ereignet hat. Das deutsche Volk hat zahllose Männer der Freiheit gestellt, die im Stillen unbeachtet grauenhafte Qualen erduldet haben oder eines furchtbaren Todes gestorben sind, weil sie die Gesetze der Menschlichkeit nicht mit Füßen treten lassen wollten. Zahllose deutsche Soldaten sind gefallen in einem grausamen, für sie unlösbaren Konflikt zwischen äusserer Pflicht und klarer Erkenntnis. Wir erwarten nicht aus Trotz, nicht aus Überheblichkeit, nicht aus verstiegener Ehr- und Geltungssucht, nicht aus Machtstreben, sondern um der An-erkennung und Wiedergewinnung der entscheidenden sitt-lichen Grundlage willen, dass man in eine unparteiliche Wür-digung der Ereignisse und der Politik im 20. Jahrhundert eintritt. Dabei wird sich auf deutscher Seite erweisen, dass es nicht ein Dolchstoss, sondern die Erkenntnis der bevor-stehenden militärischen Niederlage war, die die deutsche Regierung Ende 1918 dazu zwang, die Niederlegung der Waffen einzuleiten. Auch andere den Völkern dienende Fest-stellungen werden sich bei einer Nachprüfung ergeben, die sich vom Willen zur Wahrheit leiten lässt. Welches Verhäng-nis für die Zukunft der Völker wäre es, wenn man sich jetzt, wo sich vielleicht eine in der Geschichte einzigartige Gelegen-heit bietet, zu einer echten Versöhnung zu kommen, von der Leidenschaft übermannen liesse!

Dem Vermächtnis der Besten folgen wir, wenn wir uns mühen, den guten Ruf unseres Vaterlandes wieder herzustellen. Wir hoffen, dass alle Völker ihren kostbaren Opfern einen höheren Sinn geben, indem sie nun von der Vorstel-lung ablassen, als könne durch Vergeltung irgend etwas er-

reicht werden, was ihnen in der Zukunft irgendwie nützlich sein könne. Wir halten es für nötig, dass die *europäischen Völker* sich zu einer wirtschaftlichen *Gemeinschaft* und zu einem politischen *Bunde des ewigen Friedens* zusammenschliessen. Wir sind erfüllt von der Vorstellung, dass es notwendig und nützlich ist, die wirtschaftliche, soziale und kulturelle *Zusammenarbeit aller Völker in der Welt* auf allen Wegen, die Erfolg versprechen, zu fordern, und sind bereit, jeder Organisation unsere Kraft zur Verfügung zu stellen, die diesem Ziele der Befriedung und des friedlichen Ausgleichs von Interessengegensätzen dient. Das Ziel ist erreichbar, wenn jener einfache Grundsatz befolgt wird, dass keiner dem anderen etwas zuschiebt, was selbst erleiden zu wollen er ablehnt. Die nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebensgrundlagen jedes Volkes können bei Anwendung dieses Grundsatzes gesichert werden. Wir sind überzeugt, dass eine solche Organisation einer Macht bedarf, um zu wirken. Wir sind bereit, an der sehr schwierigen Frage der Errichtung einer solchen Macht, die von jedem Beteiligten die Entäusserung von Souveränitätsrechten verlangt und nur bei einem Beitrag aller bestehen kann, mitzuwirken. Wir müssen damit rechnen, dass die Verwirklichung dieses hohen Zieles nur schrittweise geschehen kann und dass bis dahin jedes Volk in international geordneten Grenzen die Möglichkeit erhalten muss, die Wohltat der Ordnung nach innen und aussen zu verteidigen.

Um einen solchen, die Lebensmöglichkeiten auf allen Gebieten menschlicher Betätigung sichernden, also wahrhaften und dauerhaften Frieden ausgleichender Gerechtigkeit zustande zu bringen, müssen alle bereit sein, genügend Zeit und viel Geduld aufzubringen. Dass das deutsche Volk den guten Willen dazu hat, davon wollen wir tatsächlich Beweise geben. Die *Souveränität und die Selbständigkeit* der Nationen, deren

Bestand Hitler angegriffen und vernichtet hat, werden sofort wiederhergestellt werden, die Regierungsgewalten ihren eigenen Regierungen wieder anvertraut werden. Die besetzten Gebiete werden so schnell geräumt werden, wie es mit der Notwendigkeit von Ordnung und Sicherheit vereinbar ist. Wir haben endlich Weisung gegeben, die kriegerischen Handlungen gegen die Zivilbevölkerung, ob sie nun aus der Luft oder auf dem Wasser geführt werden, sofort einzustellen, weil wir diese Art der Kriegführung als mit den Geboten der Menschlichkeit und mit den wahren Interessen der Völker für unvereinbar halten. An unserem guten Willen, auf dieser Grundlage zu einer sofortigen *Waffenruhe* zu kommen, die jedes weitere Opfer für alle beteiligten Völker überflüssig macht, soll es nicht fehlen.

Die in Deutschland befindlichen *Fremdarbeiter* werden sofort in jeder Beziehung dem deutschen Arbeiter gleichgestellt. Unser Volk muss beweisen, dass es die Ausnutzung und Ausbeutung anderer Völker, die die Hitlerdiktatur betrieben hat, verabscheut und bereit ist, *verletztes Ehrgefühl zu heilen und verletzte Rechte wieder herzustellen*. Den Fremdarbeitern wird grundsätzlich freigestellt, in ihre Heimat zurückzukehren, doch muss dies, nicht zuletzt in ihrem eigenen Interesse, in voller Ordnung und nach entsprechender Verständigung mit ihren Heimatstaaten geschehen.

Während dieser Wiederordnung unserer aussenpolitischen Beziehungen müssen *im Innern* alle Massnahmen ergriffen werden, um den *Rechtsstaat auf eine verfassungsmässige Grundlage* zu stellen. Sie kann nur eine vorläufige sein, weil unseren Frontsoldaten, deren Leistungen und Leiden wir ehren, eine besondere Stimme bei der Gestaltung der verfassungsmässigen Grundlagen eingeräumt werden muss. Aber wir wollen diese nach den Erfahrungen der Vergangenheit und den bitteren Lehren der Gegenwart so einrichten, dass

wir sie mit gutem Gewissen auch den heimkehrenden Kriegern zur Annahme empfehlen können. Ein *Staatsoberhaupt* muss in neutraler Souveränität dafür sorgen, dass ständig eine handlungsfähige Regierung für den Ausgleich der Spannungen im Innern und für eine würdige Wahrnehmung der Interessen nach aussen sorgt. Von den politischen Geschäften des Tages und von der Verantwortung für die einzelnen Massnahmen der Regierung ist das Oberhaupt des Staates deshalb freizuhalten. Eine *handlungsfähige, verantwortungsfreudige* Regierung ist von ihm zu bestellen, die feste Schranken gegen jeden Versuch der Willkür im Gesetz und in der verantwortungsbewussten Teilnahme des Volkes an allen öffentlichen Einrichtungen finden muss. Diese Vertretung des Volkes, an deren Stelle vorläufig ein Rat von fünfzig Mitgliedern aus allen Schichten des Volkes berufen wird, hat sich auf die besten, in der Geschichte erwiesenen Fähigkeiten des deutschen Volkes aufzubauen, wie sie in dem hervorragenden Stand seiner Selbstverwaltung durch Jahrhunderte zum Ausdruck gekommen ist.

Deshalb sind auch alle öffentlichen Aufgaben auf die wiederherzustellende *Selbstverwaltung von Ländern, Kreisen und Gemeinden* zu übertragen; der Reichsgewalt gebühren nur diejenigen Aufgaben, ohne deren einheitliche Betreuung das Reich nicht zusammengehalten werden könnte. Die Reinigung der Verwaltung von allen unlauteren und unfähigen Kräften, ihre Verkleinerung auf den denkbar geringsten Stand, ihre Erfüllung mit dem Geist der Zucht und der Einfachheit ist eine weitere sofort in Angriff zu nehmende Arbeit.

Mit ihrer Hilfe und gestützt auf *Gerichte*, die von ungeeigneten und entarteten Kräften ebenso gereinigt werden wie jeder andere Stand, und in denen *Männer aus allen Schichten des Volkes die* Sicherheit und Unparteilichkeit der Recht-

sprechung verbürgen, werden wir an die nächste grosse Aufgabe gehen: den *Wiederaufbau* aus den von Hitler geschaffenen Trümmern. Es war feige und erbärmlich, dem deutschen Volke vorzulügen, dass dieser Aufbau in wenigen Jahren und schöner denn je erfolgen könne. Vernichtet sind die Ergebnisse des Fleisses von Generationen, vernichtet sind Kulturwerte, die überhaupt nicht wiederherstellbar sind, weil sich die Zeugen der geschichtlichen Entwicklung eines Volkes, wenn sie einmal verschwunden sind, nicht wieder ins Leben rufen lassen. Es gilt, der wertvollsten Zelle des Volkes, der Familie, wieder den Schutz des eigenen Heims zu schaffen. Es gilt, die Stätten der Arbeit und der Erziehung wieder einzurichten. Dabei wollen wir in den Vordergrund stellen: die Wohnungen, und in den Hintergrund: die Ausgestaltung der öffentlichen Einrichtungen. Es kommt nicht auf die Pracht eines öffentlichen Gebäudes an, sondern auf den Geist der Zucht und Hilfsbereitschaft sowie auf den Fleiss, der in ihm waltet. Es ist sinnlos, dass Millionen von Deutschen in äusserster Not leben, während in öffentlichen und privaten Verwaltungseinrichtungen äusserste Verfeinerung und Luxus herrschen. Der Wiederaufbau wird lange dauern, er wird um so kürzer und vollkommener sein, je hingebungsvoller sich jeder, und sei es auch zu der einfachsten Arbeit, in und ausserhalb seines Berufes, zur Verfügung stellt. In Wahrheit müssen wir aus den Trümmern möglichst da, wo sie liegen, wieder aufbauen, weil allein ihr Transport Jahre in Anspruch nehmen würde. Dabei werden selbstverständlich Sanierungsmöglichkeiten, die im Interesse der Volksgesundheit ausgenutzt werden müssen, nicht versäumt werden. Der Wiederaufbau wird alle, die von Schaden verschont geblieben sind, zu härtesten Opfern zwingen. Untragbar gewordene Besitzverhältnisse werden nicht auf Kosten der Gesundheit wiederhergestellt. Dem gesunden Garten- und Sied-

lungsbedürfnis des deutschen Volkes wird gegebenenfalls zu-
lasten ungesund grossen Grundbesitzes Rechnung getragen
werden. Bei dem Wiederaufbau wollen wir den Gedanken
der Selbstverwaltung und der Selbsthilfe durch Familie, Be-
rufsvorstand und Gemeinde in den Vordergrund stellen, da-
mit die Gesamtheit des Volkes von ungerechten Ansprüchen
und von Mammutverwaltungen verschont bleibt. Keinen
überflüssigen Pfennig in den Büros, jeden entbehrlichen Pfennig
in Wohnungen, Arbeitsstätten und Erziehungseinrich-
tungen. An *Arbeitsmöglichkeiten* wird es nicht fehlen. Für
viele Jahre sind sie vorhanden. Das Entscheidende ist, dass
jeder sein Bestes auch wirklich leistet und sich bewusst ist, dass
immer mehr geleistet werden muss, je mehr von Generatio-
nen ersparte Werte zerstört sind.

Auch auf dem Gebiete der *Ernährung und Bekleidung* gilt es,
durch die einfachsten Massnahmen, durch Förderung des
Fleisses und der Leistung, durch Steigerung des Verantwor-
tungsbewusstseins und der Arbeitsfreudigkeit mit den ver-
schiedensten Hilfsmitteln zunächst einmal die Deckung des
primitivsten Lebensbedarfs sicherzustellen. Wenn keiner
mehr hungert und keiner mehr zu frieren braucht, dann erst
geht es an die Erarbeitung der höheren Werte des Lebens: an
Wohlbehagen und an Wohlstand für alle, die schaffen. Bis
dahin muss sich jeder der gebotenen Zurückhaltung befleis-
sigen und sich in das grosse *Gemeinschaftswerk einordnen*.

Die *Wirtschafts- und Sozialpolitik* muss von dem Willen be-
herrscht sein, die Leistungen zu steigern, die Verteilung der
Arbeitsergebnisse gerecht nach Leistung zu bewirken und
die von Natur oder durch Unglück Schwachen durch gemein-
schaftliche Hilfe gegen Not zu sichern. Den Frontsoldaten
und den Opfern des Krieges gebührt die Hilfsbereitschaft des
ganzen Volkes; vornehmlich diejenigen werden herange-
zogen werden, die vom Dienst an der Front befreit waren.

Wir sind uns vollkommen bewusst, dass die höchste menschliche Leistung, zu der die Fähigkeit in den einzelnen Menschen sehr verschieden vorhanden ist, nur erzielt werden kann, wenn der Einzelne fühlt, dass er *seines eigenen Glückes Schmied* ist, und dass sein Schicksal in erster Linie von seinem Willen, von seinem Können und von seinem Tun und Lassen abhängt. Aber wir wissen auch, dass dies Ringen um die beste Leistung, dass der Wettbewerb der Gefahr der Entartung durch skrupellose Menschen, durch hemmungslose Machtgier, durch rabulistische Vereinbarungen ausgesetzt ist. Wir werden mit allen Mitteln der beruflichen Ehrengerichtbarkeit, der Gesetzgebung und geordneter Staatsgewalt zu verhindern wissen, dass charakterlose Lumpen die ihnen anvertraute Betriebsführung ferner missbrauchen, um dem eigenen Nutzen zu dienen, dabei aber das Wohl des Volkes und seine Ehre vor die Hunde gehen lassen. Die Verantwortlichkeiten der Kapitalbesitzer und der Betriebsführer werden klar geordnet werden. *Wir sind entschlossen, jeder Form des Kapitalismus jede Möglichkeit zu nehmen, zu Monopolen, zu politischen oder zu sonstigen betriebsfremden Zwecken missbraucht zu werden.*

Den Schaffenden wird ein höchstes Mass von *Verantwortungsfreudigkeit und Arbeitsfreude* dadurch ermöglicht werden, dass sie den mit der Ordnung, dem Verantwortungsbeusstsein und der Initiative auch nur irgend zu vereinbarenden *Einfluss auf Leitung und Funktion* des Betriebes erhalten. In allen Betrieben ist es notwendig, der Belegschaft vollkommen Einblick in den laufenden Stand und die Entwicklungsmöglichkeiten des Unternehmens zu geben, ihre Meinung zu hören und ihren Rat und ihre Erfahrung zu berücksichtigen. Auf dem einen Gebiet mag es genügen, in die Leitung des Betriebes von der Deutschen Gewerkschaft vorgeschlagene Betriebsangehörige zu berufen. Auf allen Gebieten

sollen die Schaffenden Gelegenheit erhalten, selbst Eigentümer oder Miteigentümer von Unternehmungen zu werden, um dann allerdings auch die Verantwortung für die Erhaltung und den Stand des Unternehmens in der gleichen Weise mit zu tragen, wie es sonst ein ordentlicher Eigentümer muss. Es soll ihnen auch die Möglichkeit eröffnet sein, durch Bildung von Genossenschaften sich in den Besitz von Produktionsmitteln und Betrieben zu setzen. Wenn wir dafür nur die soziale Gerechtigkeit, die hingebende Arbeitsfreudigkeit und die grosse Leistung eintauschen, dann wollen wir jeden anderen Gesichtspunkt diesem Ziele unterordnen. Denn wir wollen nicht um des Grundsatzes der Zwangswirtschaft oder der Planwirtschaft willen die Produktion drosseln, Mangel erzeugen und Mangel verteilen, sondern wir wollen volles Genügen sich entwickeln lassen und den Zugang zu ihm jedem, der guten Willens ist, eröffnen. Soweit es zur Sicherstellung des Wohles des Volkes zweckmässig oder notwendig ist, einzelne Betriebe oder Produktionsgebiete wie z.B. die der *Bodenschätze und der Grundstoffe in das Eigentum des Volkes* zu überführen, wird diese Überführung so erfolgen, dass Bürokratismus vermieden und Leistungsstreben und Wettbewerb erhalten werden.

Vor dem Ersten Weltkrieg haben deutsche Regierungen die Arbeiterbewegung bekämpft. Zwischen den beiden Weltkriegen haben politische und gewerkschaftliche Vertreter der Arbeiter in hohem Verantwortungsbewusstsein ihr Bestes gegeben, um das Vaterland von den äussersten Folgen des Zusammenbruchs zu bewahren; aber der Klassenkampf ging weiter. Jetzt gilt es, auch ihn zu beenden und dem deutschen Arbeiter den vollen Beweis vollkommener Gleichberechtigung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu geben. Das kann nur durch einen Akt grössten Vertrauens geschehen. Deshalb begrüssen wir lebhaft, dass aus dem Willen der legi-

timen, von Hitler total zertretenen deutschen Arbeiterbewegung die Bildung einer alle schaffenden Deutschen in sich vereinigenden deutschen Gewerkschaft in Angriff genommen wird. Ihr obliegt auch die Betreuung der Interessen der Schaffenden in den einzelnen Betrieben in geordnetem Zusammenwirken mit der Belegschaft, der Kampf gegen Arbeitslosigkeit in Zusammenarbeit mit dem Reich und dem Kapital; ihr wird die Selbstverwaltung aller Einrichtungen der Sozialpolitik übertragen. Der Reichsregierung verbleibt nur die für alle Selbstverwaltungen vorgesehene notwendige Oberaufsicht. Die Sicherung höchster Leistungsfähigkeit, der Tausch bester Leistungen untereinander, ist nur möglich, wenn der Tauschmittler, die *Währung*, stabil gehalten wird. Dazu ist die *Ordnung des öffentlichen Haushalts* ebenso unerlässlich, wie der Haushalt des Einzelnen nur bestehen kann, wenn er nicht mehr ausgibt, als er einnimmt. Dabei werden wir uns durch nichts, auch durch keine sonst in der Welt verbreiteten unklaren Vorstellungen beirren lassen. Wir haben *eine* Inflation bis zur Neige ausgekostet. Das Hitler-Regime hat uns erneut in Schulden gestürzt, die mit 400 Milliarden bisher in der deutschen Finanzgeschichte unerhört sind, und zu denen noch die Summer der im Krieg zerstörten Werte tritt. Wir sind trotzdem und gerade deshalb als vielleicht am härtesten Betroffene auch am härtesten entschlossen, dem deutschen Volke das neue Opfer einer auch den kleinsten Sparer tödlich treffenden Inflation zu ersparen. Dazu ist der Ausgleich der öffentlichen Haushalte unerlässlich. Dieser Ausgleich hat mit Arbeitslosigkeit nicht das mindeste zu tun. Arbeitslosigkeit kommt, wenn wir zu gegenseitigen Opfern bereit sind, bei der Fülle der vor uns liegenden Arbeiten überhaupt nicht in Betracht. Es handelt sich lediglich darum, der Irrlehre nicht weiter zu folgen, als ob es möglich sei, durch staatliche Einrichtungen einen bestimmten Lebensstand zu garantieren. Er

kann nur durch Leistung erarbeitet werden, und dazu müssen wir alle bereit sein.

Damit haben wir das Wesentliche, was zunächst zu tun ist, dargelegt. Es ist wahrhaftig genug. Gehen wir entschlossen und arbeitsbereit an diese Aufgaben heran, so haben wir *Freiheit, Wohlstand und Glück* vor uns. Um sie zu bekräftigen, bedürfen wir gewaltiger Anstrengungen, die nur von Menschen geleistet werden können, die *seelisch befriedet* sind, denen eine Hoffnung leuchtet und die sich in den Wechselstürmen des Schicksals *die Stärke seelischer Haltung* erkämpft haben. Solche Haltung wird gewonnen aus unserer Verantwortung für die Zukunft unserer Kinder, aus dem Zusammenhalt der Familie, aus dem Bewusstsein, dass unsere Geschichte gute Kräfte und edle Ideale unseres Volkes offenbart hat, und nicht zuletzt aus überzeugter Religiosität. Die Kulturentwicklung aller europäischen Völker ist ohne die gestaltenden Kräfte christlichen Glaubens nicht denkbar. Den von Hitler verfolgten christlichen Kirchen gebührt die volle Freiheit der Betätigung auf den verschiedenen Gebieten des Lebens im Sinne ihres göttlichen Stifters. Das Recht der Selbstverwaltung wird keiner Religionsgemeinschaft vorenthalten werden. Wichtig aber ist, dass die Völker untereinander christlich handeln und in Achtung aller religiösen Bekenntnisse und aller Rassen friedlich miteinander leben. Alle diesem Grundsatz entgegenstehenden Ausnahmegesetze werden daher aufgehoben, eine gerechte Neuordnung wird in die Wege geleitet werden.

Wir fordern alle Deutschen auf, ohne Rücksicht auf frühere politische Bekenntnisse mitzuarbeiten. Es ist nicht Zeit zu parteipolitischem Kampf. Es ist höchste Zeit, zusammenzustehen, um durch Anstand und Wahrhaftigkeit Bestand und Zukunft zu retten, Frieden und Glück zu erarbeiten, Recht und Freiheit zu aewinnen.

Wilhelm Keil wurde am 24. Juli 1870 in Helsa in Hessen geboren. Seine zweibändigen Memoiren «Erlebnisse eines Sozialdemokraten» (Stuttgart 1948) sind durch die Fülle des dargebotenen geschichtlichen Materials ebenso wie durch die kultivierte Darstellung eine gewinnreiche zeitgeschichtliche und politische Lektüre. Keil gehörte zu den führenden sozialdemokratischen Politikern und Parlamentariern der Weimarer Zeit. Seine realpolitische Vernunft und sein Verantwortungsbewusstsein erwarben ihm über seine Partei hinaus Ansehen und Autorität. Er war Herausgeber und Chefredakteur der «Schwäbischen Tagwacht», als solcher politischer und publizistischer Lehrmeister von Kurt Schumacher. Dem Reichstag gehörte Keil bis 1932 an. Von 1899 bis 1933 war er auch Mitglied des württembergischen Landtags, den er von 1920 bis 1921 präsidierte. Von 1921 bis 1923 war er Landesminister. Den Landtag des nach 1945 geschaffenen Landes Württemberg präsidierte er wieder von 1945 bis 1952. Der im 96. Lebensjahre Stehende ist heute noch schriftstellerisch tätig und tritt gelegentlich auch publizistisch hervor. Er lebt in Ludwigsburg.

Wilhelm Keil

Anmerkungen zu den «Erlebnissen eines Sozialdemokraten»

Es wäre ein grosses Missverständnis, würde man eine einzelne Volksgruppe für die nazistische Gewaltherrschaft verantwortlich machen, etwa schlechtweg die Kreise der Industrie. Als Hitler auftauchte, ahnte man von einer Gewaltherrschaft im Volke noch nichts. Aber es gab schon die Schicht, die der jungen deutschen Demokratie bittere Feindschaft geschworen hatte. Diese Schicht: entwurzelte Offiziere, wohlhabenden Bürger- und Adelskreisen entstammend, konnte ihre staatliche Entmachtung nicht ertragen und begann gegen die demokratische Republik und ihre Führer einen infernalischen Kampf, der bis zur Ermordung der Repräsentanten der Republik führte.

Die deutschnationale Presse, die nicht einfach als das Sprachrohr der Industrie und Wirtschaft bezeichnet werden darf, half diesen Hass schüren. Dies war der Boden, aus dem der Nazismus erwuchs. Die wachsende Volksnot wurde nicht den wirklich Schuldigen, den Bankrotteuren von einst, sondern den nunmehrigen Konkursverwaltern zur Last gelegt. Das hungernde Volk, vor allem die steigende Masse der Arbeitslosen, liess sich verführen. Die Inflation riss den Mittelstand mit in die Flut hinein, und die Angst vor dem russischen Bolschewismus tat ein übriges. Hinzu kam die sinnwidrige Reparationspolitik der Entente. Als dann auf diesem zehn Jahre

lang gedüngten Nährboden der Nazismus zur Macht kam und den Staat an sich riss, gab es nicht wenige ängstliche Gemüter, die sich ihm unterwarfen und bei ihm Anschluss fanden. Und so leisteten sie ihre Beiträge, freiwillige und erpresste in erheblichem Ausmasse, auch Banken und Versicherungen und wirtschaftliche Unternehmungen jeder Art – hier vermutlich mehr die kleineren und mittleren als die ganz grossen, denen es leichter fiel, eine gewisse Distanz zu halten.

Vielfach trug man das Hakenkreuz mit innerem Widerstreben, aber man trug es als einen Versicherungsbeitrag. Dass die wohlhabende Oberschicht die rauhen Kämpferbanden missachtete, steht ausser Zweifel, aber vielen von ihnen hatte Hitler, der geniale Verführer, weissgemacht, er werde sie von denen befreien, die sie enteignen wollten. Auch hier liessen sich viele nicht davon genieren, dass die politische Moral vor die Hunde gegangen war. Zwar hatte gerade die Oberschicht zu wesentlichem Teile noch Hindenburg gewählt; nachdem der «Alte» sich aber hatte überspielen und politisch umbringen lassen, fehlte der letzte Halt.

Bei der Reichspräsidentenwahl von 1932 bildete sich zugunsten von Hindenburg quer durch alle Schichten und Gruppen eine demokratische Front, die noch einmal den Sieg errang. Beim Blättern in meinen «Erinnerungen eines Sozialdemokraten» finde ich (S. 437):

«In einem andern Aufsatz der Schwäbischen Tagwacht' wandte ich mich auch gegen die Kommunisten, die mit einer aussichtslosen Kandidatur und einer demagogischen Agitationspolitik den Feinden der Demokratie die Macht auszuliefern im Begriff seien. ‚Es ist ja so bequem' – sagte ich – ‚und ruft keinen Widerspruch beim Hörer hervor, loszudonnern: Ich habe abgelehnt ..., ich habe die Regierung zu stürzen versucht, aber die verdammten Sozialdemokraten!

Nieder mit ihnen! Der Hörer stimmt ein: Jawohl, das ist der rechte Mann, der hat Mut, so sollten sie alle sein! Würde aber dieser Hörer einmal einige Wochen die praktischen Auswirkungen der Politik dieses mutigen Mannes zu spüren bekommen, würde er sich bald fragen: Wäre das nicht von uns fernzuhalten gewesen?’

Auch der Redensart, der Faschismus sei ja schon da, trat ich entgegen und fragte, ob etwa der deutsche Staatsbürger und Arbeiter keine Rechte mehr zu verlieren habe. Man solle nach Italien blicken, wo es keine Organisations-, keine Versammlungs-, keine Pressefreiheit mehr gebe. Sei dieser Faschismus etwa bei uns schon da? Müsse nicht die letzte Kraft eingesetzt werden, ihn fernzuhalten?

In den Versammlungen begegnete ich mit diesen Argumenten keinen Schwierigkeiten. Neben den Zuhörern aus der Arbeiterschaft fanden sich auch Anhänger bürgerlicher Parteien ein, die neugierig waren zu hören, wie ein Sozialdemokrat für die Wahl Hindenburgs sprechen werde. Herrschte auch nicht die Begeisterung bei unseren Wählern wie sonst in den Wahlkämpfen, so tat der Appell an die Vernunft doch seine Wirkung. Sie verstanden die Zwangslage, in die uns die Feinde der Republik von rechts und von links versetzt hatten.

Die zahlreichen Wahlgänge hatten unsere Kassen geleert. Wir appellierten daher an die Opferbereitschaft unserer Freunde in gehobener Stellung und erhielten auch namhafte Beiträge von demokratischen Industriellen zur Bekämpfung der Kandidatur Hitlers.»

Ich war im Kampf gegen die Nazis und die Deutschnationalen zu der Erkenntnis gekommen, dass unsere agitatorische Taktik falsch war. Wir erlaubten den Gegnern, sich trotz der grossen militärischen Niederlage wieder als die alleinigen Retter des Vaterlandes aufzuspielen, wir selbst aber, die wir

1918 das Reich in Wirklichkeit vor dem Untergange gerettet hatten, liessen uns geduldig entwaffnen. Ich lehnte jeden neuen Rüstungswettkampf ab, aber ich verlangte nun auch die versprochene Abrüstung der Franzosen. Wir wollten nicht mehr einseitig als die schlappen Pazifisten erscheinen, die bei den aufgewühlten Volksmassen als kraftlos galten. Das war die Tendenz meiner Rede vor der Fraktion, der letzten, die ich als ihr Mitglied gehalten habe. Darüber finde ich in meinen «Erlebnissen»:

«Man spricht in der Partei viel davon' – so führte ich aus – ,wie wir wohl die Staatsgewalt in die Hand bekommen können. Bedenkt man auch, dass wir dazu eine Anhängerschaft von wenigstens sechzig Prozent der Bevölkerung brauchen? Heute stehen einundzwanzig Prozent der Bevölkerung hinter uns. Wir sind seit 1919 nicht vorwärtsgekommen, sondern zurückgegangen. Wollen wir ein wirklicher Machtfaktor werden, dürfen wir uns nicht einkapseln, nicht abschliessen von den Volksschichten, die wir als die bürgerlichem bezeichnen, dürfen keine Chinesische Mauer um uns aufrichten. Vor allem dürfen wir uns nicht im Gegensatz befinden zu dem gesunden nationalen Bewusstsein dieser Volkskreise und keine verknöcherte antimilitaristische Haltung einnehmen. Wir hassen gewiss alle den Krieg. Wir wissen aber auch, wie wir als Entwaffnete und Besiegte behandelt worden sind. In den Stimmungen der jungen aktiven Generation findet die Reaktion gegen diese Misshandlung ihren Ausdruck. Als Partei werden wir abgelehnt, weil diese Stimmungen bei uns nicht das erwartete starke Echo finden. Haben wir nicht seit 1918 eine andere Stellung im Staat bezogen? Ergibt sich daraus nicht notwendig eine andere Stellung auch zur Wehrfrage? Wir denken nicht daran, mit den extremen Nationalisten in Wettbewerb zu treten, wir dürfen aber den Kontakt mit dem gesunden Sinn der Massen nicht verlieren»

Von führenden Fraktionskollegen war ein Memorandum des Aussenministers Neurath und ein Aufsatz des Wehrministers Schleicher im ‚Heimatdienst‘ angefochten worden. Dazu sagte ich unter anderem:

„Auf die Forderung, dass die Rüstungsgleichheit endlich durch internationale Abrüstung herzustellen sei, wollen wir nicht verzichten, wir müssen uns aber klar sein, dass wir auf diesem Wege nicht zum Ziele kommen. Beschränken wir uns auf diese Forderung, so erwecken wir im Volke den Eindruck, als wollten wir die Verwirklichung der Gleichberechtigung auf den Sankt Nimmerleinstag verschieben. Wenn wir (wie es beabsichtigt war) eine Erklärung veröffentlichen, so muss sie beginnen mit der scharf formulierten Feststellung, dass die Gegner die im Versailler Vertrag versprochene Abrüstung bis zu dieser Stunde verweigert haben. Weiter muss ausgesprochen werden, dass der Zustand der Ungleichheit und der Bevormundung des entwaffneten Deutschlands durch hochgerüstete Staaten mit der Souveränität Deutschlands unvereinbar und nicht weiter zu ertragen ist. Die Schlussfolgerung darf nicht darin bestehen, dass wir an eine grosse Aufrüstung herangehen. Wenn aber die bevorstehende Abrüstungskonferenz an diesem Zustand nichts zu ändern vermag, dann allerdings muss Deutschland sich selbst das Recht nehmen, seine Wehrmacht nach seinen Bedürfnissen zu gestalten. Was dann zu geschehen hat, ist eine rein innerdeutsche Angelegenheit. Schon die deutsche Finanz- und Wirtschaftslage wird uns eine uferlose Aufrüstung verbieten. Aber Deutschland muss das Recht haben, von den für Wehrzwecke aufgewendeten Mitteln einen zweckmässigeren Gebrauch zu machen, als es bei der uns heute vorgeschriebenen Wehrorganisation möglich ist. Die Wehrorganisation muss auf demokratischer Grundlage beruhen, die es ausschliesst, dass sie zu einem Werkzeug einseitig-

ger Kasten-, Klassen- und Parteiziele wird. Nicht um einen Wettlauf mit den Nationalsozialisten handelt es sich, sondern um ein klares Bekenntnis zu den Rechten einer in jeder Richtung selbständigen Nation. Vom französischen Generalstab können wir uns unsere Politik nicht dauernd vorschreiben lassen. Tatsächlich haben wir Sozialdemokraten seit je nationale Politik getrieben. Seit 1918 waren wir es, die das Reich zusammengehalten haben. Aber wir haben uns gescheut, die nationale Sprache zu sprechen, die unser Volk versteht. Wir waren Retter des geeinten Reiches, unseren innerpolitischen Gegnern aber haben wir gestattet, mit nationalen Phrasen das Volk zu gewinnen und uns als antinational anzuschwärzen. Dadurch sind wir in die Stagnation geraten und eine Funktionärspartei geblieben. Bekennen wir uns mit dem Wort zu unseren Taten! Setzen wir uns ein für die uneingeschränkte Souveränität der deutschen Nation, auch auf dem Gebiete der Wehrpolitik.'

Soweit der Gedankengang meiner Rede, die eine kleine Sensation hervorrief. Von einem während meiner Ausführungen wachsenden Teil der Fraktion wurde sie mit lautem Beifall und am Schluss mit dem sonst nicht üblichen Händeklatschen aufgenommen, von einem andern Teil wurde sie sofort mit dem Stigma ‚nationalistisch‘ versehen. Einige Kollegen beglückwünschten mich aufatmend und meinten, endlich sei einmal gesagt worden, was viele schon lange empfänden. Die Fraktionsführung nahm zu den aufgeworfenen Fragen keine Stellung.»

Für taktisch falsch hielt ich auch die zu dogmatische Haltung, die sich unter dem Rufe «Wir gehen nicht zu Papen» gebildet hatte. Ich schlug die Taktik vor, gegenüber der Regierung Papen zu lavieren, sie einige Zeit zu dulden und dann Neuwahlen ausschreiben zu lassen. Darüber schrieb ich in meinen «Erinnerungen»:

«Schon in den ersten Tagen nach dieser Wahl (vom 6. November 1932, die den Nationalsozialisten einen Verlust von 2 Millionen Stimmen gebracht hatte) hatte ich den Eindruck, dass das Ergebnis falsch gedeutet wurde. An dieser Auffassung habe ich festhalten müssen bis in die Gegenwart. Wenn die Nationalsozialisten auf die Tatsache hinwiesen, dass Papen nur über wenige Dutzend Stimmen im neuen Reichstage verfüge, so entsprach das ihrem Bedürfnis, den eigenen grossen Verlust zu bagatellisieren. Von der Presse und der Parteiführung des Zentrums und der Sozialdemokratie aber war es nach meiner Betrachtung der Dinge falsch, sich diese Deutung zu eigen zu machen und damit das entscheidende Merkmal des Wahlausgangs ganz zu übersehen. Steht das Schicksal eines ganzen Volkes auf dem Spiel, dann dürfen die politischen Entscheidungen nicht von der Beurteilung der moralischen Qualitäten einzelner Menschen abhängig gemacht werden, sondern die verantwortungsbewusste politische Klugheit muss sich die gegebenen Tatsachen zunutze machen. Die entscheidende Tatsache bestand in dieser Phase des Kampfes gegen das Nazitum darin, dass der Nimbus der Unbesiegbarkeit Hitlers zerstört war. Der grosse Stimmen- und Mandatsverlust der Nationalsozialisten war ein Ereignis von allergrösster Bedeutung. Sie hatten sich schon als die Beherrscher Deutschlands betrachtet und mussten nun ein solches Absinken erleben! Andererseits hatten die Deutschnationalen und die Splitterparteien der Mitte, die sich hinter Papen stellten, trotz schwächerer Wahlbeteiligung fast anderthalb Millionen Stimmen gewonnen. Das war ein unbestreitbarer Erfolg des Kampfes der Regierung Papen gegen Hitler. Hätte es den Parteien der Weimarer Koalition Abbruch getan, wenn sie diese Tatsache im Kampfe gegen Hitler auszuwerten versucht hätten? Gab es einen Unterschied zwischen der politischen Moral Papens und Hitlers, der Anlass geben

konnte, die nackten Tatsachen zuungunsten des einen und zugunsten des andern umzudeuten? Ich vermochte keinen zu finden» (S. 467).

«Gerade war ich wieder zu Hause angelangt, als ich in der Parteipresse eine Berliner Meldung mit der Balkenüberschrift ‚Wir gehen nicht zu Papern zu lesen bekam. Papen hatte die Führer der Fraktionen, auch die meiner Fraktion, zur Fühlungnahme zu sich eingeladen. Der Vorstand der sozialdemokratischen Fraktion hatte die Einladung zu ignorieren beschlossen, und die Fraktion hatte mit grosser Mehrheit zugestimmt. Das klang sehr kampflustig, schien mir aber um so weniger politisch klug zu sein, als damit jede Verbindung nicht nur mit der Reichskanzlei, sondern auch mit dem Reichspräsidenten abgebrochen war. Bei der gegebenen Situation war eine solche Verbindung nach meiner Ansicht besonders erwünscht. Natürlich konnte kein irgendwie geartetes Paktieren mit Papen in Frage kommen. Aber man wusste, dass Papen an seinem Amte klebte. Daraus ergab sich zwangsläufig die Fortsetzung seines Kampfes gegen Hitler. Er trug sich mit dem Gedanken einer nochmaligen Auflösung des Reichstages und erhoffte eine nochmalige Reduzierung der nationalsozialistischen Stimmen um einige Millionen. Es wurde berichtet, dass Hindenburg bereit sei, Papen die Ermächtigung zur nochmaligen Auflösung zu erteilen, aber keinem andern Kanzler, insbesondere nicht Schleicher, der als Kanzlerkandidat aufauchte. Diesen Plan hatte Hitler zu fürchten, nicht aber die demokratischen Parteien» (S. 473). «Niemand kann mit Bestimmtheit sagen, ob der Lauf der Dinge ein wesentlich anderer gewesen wäre, wenn im November die Linie eingehalten worden wäre, die mir die richtige schien. Möglich konnte es immerhin sein. Eine zweite Wahl-niederlage Hitlers hätte den Zerfall seiner Partei zur Folge haben können. Es gibt mehr als ein Beispiel in der Ge-

schichte, dass eine rasch aufgestiegene politische Bewegung noch rascher wieder in sich zusammengebrochen ist. Warum hätte das beim Nazismus, wenn man ihm den staatlichen Machtapparat vorenthielt, nicht der Fall sein sollen? Auf jeden Fall handelte es sich um die Abwendung einer ungeheuren Gefahr, wie sie noch nie einem grossen Volke gedroht hatte. Da glaubte ich, dass auch die letzte Möglichkeit nicht unversucht bleiben dürfe. Eine solche letzte Möglichkeit schien mir das vorläufige Verbleiben Papens im Kanzleramt zu sein. Nach einigen Monaten würde er ausgespielt und Hitler seinen Nimbus endgültig verloren haben» (S. 473).

Es ist nicht so gekommen. Hitler kam an die Macht. Und da stellte sich für jeden politischen Menschen bald die Frage seines Verhältnisses zur Widerstandsbewegung. Im Kampf gegen die heranströmende Naziflut hatte ich stets verkündet: Kommt der Nazismus zur Macht, so gibt es keine Möglichkeit, uns *aus eigener Kraft* aus dem Zuchthaus wieder zu befreien. Dieses Zuchthaus wird nicht vergleichbar sein mit dem einstigen Sozialistengesetz. Das blieb nach der Machterschleichung meine Überzeugung. Von allen geheimen Untergrundbewegungen konnte ich mir keinen Erfolg versprechen. Wer nicht emigrieren und nicht aus dem Leben scheiden wollte, musste unter der Zwangsherrschaft zu leben versuchen und, auf ein Wunder hoffend, auf das grosse Ende warten. So ist es ja auch gekommen.

Meine Haltung war: keine unnützen Märtyrer schaffen! Ich habe zwar von dieser geplanten Aktion gegen Hitler im Vertrauen erfahren, wusste auch, wie konspiriert wurde, eine persönliche Beteiligung wurde mir nicht angesonnen. Ich war ja nun auch 74!

Ich verhielt mich im Rahmen des Gesetzes, schrieb viele Briefe an Verwandte, Freunde und auch an Naziämter (z.B. einen Brief an Göring zugunsten von Dr. Schumacher). Es

gab keinen Brief von mir mit «Heil Hitler», und ich habe nie den Arm zum Gruss gestreckt. Kam ich mit Behörden in Verkehr, so lautete mein Gruss wie stets «Grüss Gott». Ich wurde darob attackiert, ich blieb die Antwort nicht schuldig. Man haussuchte bei mir, einmal vier Mann hoch, man stellte mich unter Polizeiaufsicht, man kontrollierte meine Post. Das grosse Manuskript, in dem ich meine Erinnerungen niederschrieb, lag offen auf meinem Schreibtisch; ich habe es gerettet. Den kleinen Parteikonventikeln der SPD, der Kommunisten und der Katholiken habe ich, soweit ich davon erfuhr, stets meine Achtung erwiesen, konnte aber nie auf Erfolge hoffen, sondern nur stets die vielen Opfer verehren und bedauern. Ein ganz enger Freundeskreis stimmte mit mir überein. Trotzdem wurden auch aus diesem Kreis einige grundlos lange Zeit eingesperrt. Von dem KZ-Lager auf dem Heuberg schrien meine kommunistischen «Freunde»: Bringt uns den Keil herauf! Sie brachten mich nicht. Vielleicht weil man den Staub fürchtete, den meine Festnahme (ich war, als der Terror begann, bereits 63 Jahre alt) aufgewirbelt hätte; aber viel ältere wurden noch geknebelt. Ich ertrug mein Schicksal, verschont zu bleiben, mit Gelassenheit, konnte nur von wiederbefreiten Freunden erfahren, was sie erlebt hatten.

Als 1944 die grosse, mutige Tat geschah, war ich zunächst wie aus den Wolken gefallen, aber es folgte sogleich auch das Höllenspiel der Verfolgung. Das Ergebnis schien meine Haltung zu bestätigen: der kühnste Versuch war gescheitert. Und nun begann die Vernichtung der vielen engen persönlichen Freunde, zu denen ich lange Jahre in Verehrung emporgeschaut hatte. Von ihnen sah ich keinen mehr. Mit hoher verehrender Bewunderung denke ich zurück an alle, die sich selbst geopfert haben. Das Inferno nahm seinen Lauf bis zu dem Ende, das ich befürchtet hatte, als ich vorausgesagt hatte,

dass wir uns aus eigener Kraft aus dem Zuchthaus nicht wieder würden befreien können. – Es ist kein nationalistisches Bekenntnis, sondern eine sachlich gerechtfertigte Darstellung der geschichtlichen Wahrheit, wenn ich in meinen «Erlebnissen» schrieb: «Kaum je einmal in der Menschheitsgeschichte ist eine Nation von einem Gewalthaber dermassen gepeinigt worden wie die deutsche durch Hitler.»

Ministerialdirektor a. D. Dr. Elmar Michel wurde am 16. Juni 1897 in Waiblingen (Württemberg) geboren. Nach Absolvierung des humanistischen Karlsgymnasiums in Stuttgart studierte er in Tübingen und Berlin Rechts- und Staatswissenschaften. Nachdem er 1921 in Tübingen zum Doktor der Rechte promoviert hatte, legte er 1923 das zweite juristische Staatsexamen ab. Den Spuren seines Vaters folgend, schlug Michel die Beamtenlaufbahn ein, war zunächst fast zwei Jahre im Württembergischen Verwaltungsdienst tätig und wurde dann im April 1925 in das Reichswirtschaftsministerium nach Berlin berufen, dem er bis zum Zusammenbruch, zuletzt als Ministerialdirektor, angehört hat.

Mitte Juli 1940 wurde Michel durch Verfügung des Oberkommandos der Wehrmacht aus dem Reichswirtschaftsministerium zur Leitung der Wirtschaftsabteilung im Stab des Militärbefehlshabers in Frankreich abgeordnet. Als Militärverwaltungschef wurde ihm im Herbst 1942 ausserdem auch die Leitung des Verwaltungsstabs des Militärbefehlshabers (Militärverwaltung) übertragen.

Nach dem Zusammenbruch fiel auch Michel mehr als zwei Jahre unter den von den Amerikanern über alle höheren Ministerialbeamten verhängten automatischen Arrest. Hernach kam er ausserdem noch in französische Gefangenschaft. Nach Rückkehr aus der Gefangenschaft kam Michel wieder als Ministerialdirektor und Abteilungsleiter in das Bundeswirtschaftsministerium nach Bonn. Dort schied er Anfang 1956 aus, um den ihm übertragenen Vorsitz im Vorstand der Salamander AG zu übernehmen. Daneben arbeitet Michel auch heute noch in zahlreichen Ehrenämtern an öffentlichen Aufgaben mit. Er ist Ehrenmitglied des Instituts der Wirtschaftsprüfer.

Otto Kopp

Aus den Dokumenten von Elmar Michel – Cäsar von Hofacker und der 20. Juli 1944 in Paris

Dr. Elmar Michel, Generaldirektor eines grossen Industrieunternehmens bei Stuttgart, 1897 geboren, erhebt nicht den Anspruch, ein «Widerstandskämpfer» zu sein. Er hat sich – mit Ausnahme seiner Beteiligung am 20. Juli 1944 in Paris – nicht wie sein über 80jähriger Vorgänger Dr. Alex Haffner schon vor dem Kriege mit Konspirationen befasst, die auf den Sturz Adolf Hitlers zielten. Für dieses Buch wurde er zunächst um seine Erinnerungen an Cäsar von Hofacker gebeten. Im Verlaufe der Gespräche hat er auf ausdrückliche Bitte hin Aufzeichnungen und Dokumente zur Verfügung gestellt, die Stationen auf dem Lebensweg eines leitenden deutschen Beamten des wirtschaftspolitischen Ressorts aufzeigen, der «nichts mehr und nichts weiter» getan hat als das ihm mögliche Gute. Diejenigen, die zuerst als Besiegte seine Verhandlungspartner waren, haben später als Sieger dem Besiegten offiziell, in grosser Zahl, persönlich und spontan das Zeugnis «ausgleichender und loyaler Haltung» ausgestellt, das dann durch das «non coupable» des freisprechenden Urteils des Militär-Tribunals von Paris die gerichtliche Bestätigung gefunden hat.

Aus den Dokumenten und Aufzeichnungen Michels lassen sich drei Komplexe sondern, die stichwortartig charakterisiert werden können:

1. Rettung, mindestens in der Vermögenssubstanz, der Grossbetriebe des Einzelhandels, darunter auch jüdischer Warenhäuser.
2. Fairness gegenüber dem besetzten Frankreich.
3. Cäsar von Hofacker und der 20. Juli in Paris.

1. Rettung, mindestens in der Vermögenssubstanz, der Grossbetriebe des Einzelhandels, darunter auch jüdischer Warenhäuser

Elmar Michel war bei Hitlers Machtübernahme Regierungsrat im Reichswirtschaftsministerium. Als Referatsleiter waren ihm die Belange des Einzel- und Grosshandels zugewiesen. Der Anbruch des Dritten Reiches – Michel war damals nicht Parteigenosse – konfrontierte ihn vor allem mit Ziffer 16 des Parteiprogrammes der NSDAP, das die Schliessung, beziehungsweise Kommunalisierung der Grossbetriebe des Handels, insbesondere der Warenhäuser und auch der Massenfiliabetriebe forderte.

Der Nazismus hatte hier der seit Jahren offenkundigen Angst des gewerblichen Mittelstandes vor der immer mächtigeren Konkurrenz der Grossbetriebe im Handel, insbesondere der Warenhäuser, Rechnung getragen. Schon die frühere Wirtschaftspartei hatte unter dem Kabinett Brüning die Warenhaussteuer durchgesetzt, die den Grossbetrieben mit mehr als einer Million Reichsmark Umsatz eine zusätzliche Umsatzsteuer auferlegte. Die NSDAP ging, wie gesagt, nun wesentlich weiter.

Nach der Machtübernahme brachen an vielen Stellen wilde Eingriffe und Ausschreitungen aus. Zum Teil wurde die Schliessung der Filialen der Grossbetriebe des Einzelhan-

dels erzwungen. Eine eigene Parteiformation, der Kampf-
bund des gewerblichen Mittelstandes – später NS-Hago ge-
nannt entwickelte systematisch diese Aktionen, die von
SA-Einheiten unter Führung oder mindestens Deckung der
oberen Parteidienststellen, Kreisleiter und Gauleiter durch-
geführt wurden. Die einzelnen untergeordneten staatlichen
Verwaltungsdienststellen erwiesen sich diesen Ausschreitun-
gen und illegalen Aktionen gegenüber bald als zu schwach.
So gelangten die Beschwerden an das Reichswirtschaftsmini-
sterium; dringende Bitten, die unzulässigen Eingriffe abzu-
stellen, die Ordnung wieder zu sichern, wurden ausgespro-
chen.

Der zuständige und zur Hilfe bereite Beamte musste auf
schmalem Wege operieren. Er stand gegen das Parteipro-
gramm und die obersten Parteidienststellen. Ohnehin wurde
das Reichswirtschaftsministerium, in dem damals nur wenige
Parteimitglieder arbeiteten, scheinbar angesehen. Auch verkör-
perte es gewissermassen die traditionellen Interessen, Werte
und Ordnungsvorstellungen, von denen die «nationale Re-
volution» die Deutschen befreien wollte. Da sehr oft jüdische
Interessen auf dem Spiele standen, mussten in jedem einzel-
nen Falle erst recht die Möglichkeiten sehr sorgfältig abge-
wogen werden: Kaschierungen und bestimmte Formulierun-
gen, auch allgemeine Deklarationen bei öffentlichen Gelegen-
heiten, um die «völkische» Glaubwürdigkeit zu beweisen,
waren nicht immer zu vermeiden. Oft blieb zunächst nur die
Strategie der Verzögerung.

In gewissen Fällen kamen der Appell an die Vernunft und
entsprechend formulierte Verfügungen zum
Ziele. «Ut aliquid fieri videatur» – war es jedoch oft nötig,
im Verordnungswege gewisse Beschränkungen für die Wa-
renhäuser und Grossbetriebe anzuordnen, die im Verhältnis
zu den proklamierten Parteipostulaten harmlos waren, aber

bei den von fachmännischem Einblick unbelasteten Parteidienststellen nicht den notwendigen Eindruck verfehlten. So wurde ein Verbot der von den Warenhäusern unterhaltenen handwerklichen Nebenbetriebe wie Friseursalons, Kürschnereien, Uhrmacherabteilungen usw. ausgesprochen, wobei Michel jedoch durchsetzen konnte, dass das Reichswirtschaftsministerium befugt war, Ausnahmen zu bewilligen, und, was entscheidend war, diese Nebenbetriebe konnten an selbständige Handwerker verpachtet werden. In vielen Fällen ergab sich dadurch lediglich eine formalrechtliche Umstellung, indem die bisherigen Abteilungsleiter Pächter wurden. Die angeordneten Einschränkungen oder sogar Schliessungen der Erfrischungsräume in den Warenhäusern konnten durch ständig hinausgeschobene Besichtigungen, die die Sachbearbeiter «natürlich» jeweils vor dem endgültigen Entscheid Vornahmen, auf wenige Ausnahmefälle beschränkt werden.

Die Aktionen und die Propaganda der NS-Hago liefen trotzdem weiter. Alle möglichen Parteidienststellen, unter anderem auch der nationalsozialistische Beamtenbund, untersagten ihren Mitgliedern den Einkauf in Warenhäusern. Die Umsatzrückgänge wurden spürbar und insbesondere bei dem jüdischen Warenhauskonzern Hermann Tietz unangenehm, der, wie auch der Karstadtkonzern, schon 1931 in gewisse finanzielle Schwierigkeiten geraten war. Die von den Banken, und zwar bei Hermann Tietz von der Dresdner Bank und im Falle Karstadt von der Deutschen Bank, geführten Sanierungsverhandlungen waren gerade bei Hermann Tietz ausserordentlich schwierig. Als Sachbearbeiter des Reichswirtschaftsministeriums wurde Michel laufend unterrichtet. Im Augenblick der Machtergreifung durch die NSDAP waren die Verhandlungen im vollen Gange und noch offen. Trotzdem wurden in beiden Fällen im Jahre 1933 die Sanie-

rungen durchgeführt, indem die beiden Banken einen grossen Teil der Verpflichtungen übernahmen, sich also in ihrem Verhalten ausschliesslich von geschäftlichen und sachlichen Überlegungen und nicht von politischen Strömungen und politischer Propaganda leiten liessen. Aus ebensolchen rein sachlichen Gründen wurde bei Tietz von den Banken allerdings die Forderung gestellt, dass die bisherige Leitung, die die entscheidende Verantwortung für die Verschuldung trug, aus der Geschäftsführung ausscheide.

Der Übergang erheblicher finanzieller Beteiligungen und Lasten auf die Banken spielte jetzt dem Reichswirtschaftsministerium ein Argument zu, dem sich selbst fanatische Nazis nicht leicht entziehen konnten: Die erheblichen Umsatzrückgänge, die die Aktionen des NS-Hago allmählich doch erreichten, trafen nun eben nicht mehr nur das «Warenhausjudentum», sondern die Banken und damit letztlich und entscheidend die öffentliche Hand und unzählige Aktienbesitzer und Sparer. Mit solchen Hinweisen konnte 1936 erreicht werden, dass die Eingriffe und Massnahmen gegen die Warenhäuser nachliessen und schliesslich ganz aufhörten, so dass die Umsätze wieder anstiegen.

Neben den Konzernen Hermann Tietz – nach Ausscheiden der Familie Tietz «Hertie» genannt –, Karstadt und Leonhard Tietz – letzterer später in die Westdeutsche Kaufhof AG umfirmiert – spielte noch der Warenhauskonzern von Salman Schocken eine bedeutende Rolle. Salman Schocken, ein sehr kluger, weitblickender Kaufmann, war der erste unter den Inhabern von Handels-Grossbetrieben, der sein Unternehmen «arisierte». Schon 1934 zog er sich nach Palästina zurück. Bevor Salman Schocken Deutschland verliess, stattete er Michel einen Abschiedsbesuch ab, um für die Hilfe und den Schutz bei der Abwehr lokaler Eingriffe, die auch sein Unternehmen zu erdulden hatte, zu danken.

Besonders bemerkenswert ist der Fall des Warenhausunternehmens Wertheim in Berlin. Georg Wertheim hatte sein Warenhaus am Leipziger Platz in Berlin gegründet, dem eine Reihe von Filialen in Berlin und in anderen Städten wie Breslau, Stralsund und Rostock folgten. Das Haus am Leipziger Platz, schon architektonisch eine vielbewunderte Sehenswürdigkeit, genoss seines hohen Niveaus wegen internationalen Ruf. Zu seiner Kundschaft hatte in kaiserlichen Zeiten auch der Hof gezählt, und es war das Vertrauenshaus der besten Gesellschaft geblieben. Wertheim blieb in der ersten Zeit von härteren Eingriffen verschont. Später gelang es Michel, nachdem das Reichswirtschaftsministerium mit dem preussischen Handelsministerium verschmolzen worden war, örtliche Strömungen abzufangen. Trotzdem machte sich der propagierte Boykott «Kaufe nicht im Warenhaus» oder «Kauft nicht bei Juden» allmählich auch bei Wertheim empfindlich bemerkbar.

Georg Wertheim, ein würdiger alter Herr, der stets im Gehrock durch die Verkaufsräume zu gehen pflegte, entschloss sich, seine Anteile an der GmbH, die das Unternehmen betrieb, auf seine Gattin, die arischer Herkunft war, zu übertragen. Kurz vor oder kurz nach Wertheims Tod – er starb im hohen Alter vor dem Krieg in Berlin – wurde die Wertheim GmbH in Abstimmung mit Michel als dem zuständigen ministeriellen Sachbearbeiter in die Aktiengesellschaft AWAG umgewandelt, deren Aktien ausschliesslich im Besitz der Witwe von Georg Wertheim lagen. Obwohl damals nicht Parteigenosse, gelang es Michel, von Göring, der im Jahre 1937 vorübergehend die Leitung des Reichswirtschaftsministeriums übernommen hatte, in einem mündlichen Vortrag die Zustimmung für eine Regelung zu erhalten, die definitiv alle Boykottmassnahmen von dem Unternehmen fernhielten: Als zusätzliche Schutzmassnahme und Absicherung hatte

Georg Wertheim ein Kuratorium aus nichtjüdischen Herren eingesetzt, das den Aktienbesitz von Frau Wertheim zu verwalten hatte. An die Spitze dieses Kuratoriums trat das damalige Vorstandsmitglied der Deutschen Bank, Staatsrat von Stauss. Nach dessen Tode bat Frau Wertheim Michel, den Vorsitz gewissermassen als Vermächtnis des verstorbenen Georg Wertheim zu übernehmen. Als Beamter musste Michel ablehnen. – Die Wertheim-Häuser in Berlin sind gegen Ende des Krieges Opfer der Bomben geworden.

2. Fairness gegenüber dem besetzten Frankreich

Nadi der französischen Kapitulation im Sommer 1940 wurde Michel Leiter der Wirtschaftsabteilung des Militärbefehlshabers in Frankreich. Er blieb es, bis der Vormarsch der alliierten Truppen die Deutschen aus Frankreich vertrieb. Mehrmals im Verlauf dieser Jahre war Michel drauf und dran, um Entbindung von seinem Auftrag in Frankreich zu bitten, da er glaubte, den zermürenden Kampf gegen die eigene Führung in Berlin nicht mehr länger durchstehen zu können. Immer wieder wurde er von gesinnungsverwandten Deutschen und Franzosen beschworen, auszuharren. Was durch dieses Ausharren gerettet und bewahrt wurde, erschien zu dem Zeitpunkt, gemessen an dem administrativen und nervlichen Aufwand, mehr als bescheiden; erst recht erschien es klein, wurde es gemessen an den Möglichkeiten einer konstruktiven und positiven Gestaltung der deutsch-französischen Beziehungen, die sich in den ersten zwei Jahren der Besetzung aus den zwangsläufigen wirtschaftlichen Verflechtungen sozusagen automatisch herausbilden wollten, jedoch durch eine dilettantische Führung verspielt wurden.

Greift man jedoch nur einiges heraus von dem, was damals dennoch getan und gerettet wurde, so erscheint die Bilanz, aus der Rückschau betrachtet, doch weit positiver. Es sind schliesslich auch diese «kleinen», mühevoll abgerungenen Siege gewesen, ob es sich um die in zahlreichen Fällen durchgesetzte Entlassung von Franzosen aus der Kriegsgefangenschaft, um die Aufhebung willkürlich und widerrechtlich angeordneter Beschlagnahmungen oder gar in Einzelfällen um die gelungene Verhinderung von Exekutionen festgenommener Geiseln oder durch Kriegsgerichte ausgesprochener Todesurteile handelte – das alles trug nach dem Kriege auch dazu bei, die deutsch-französische Versöhnung so rasch Wirklichkeit werden zu lassen.

Hier seien zwei besondere Ereignisse herausgegriffen:

Im Zusammenhange mit den Metallbedürfnissen des Reiches für die Aufrüstung befahl Göring im Herbst 1941, ebenso im besetzten Frankreich wie in Deutschland die Kirchenglocken zu demontieren. Der Befehl konnte schon wegen des zu erwartenden Einwandes, das besiegte Land könne doch nicht besser als das eigene behandelt werden, nicht einfach sabotiert werden. Seine Durchführung hätte aber bei der französischen Bevölkerung, ganz besonders in der Provinz und auf dem flachen Lande, einen Sturm der Entrüstung und aktiven Widerstand ausgelöst, der nicht ohne furchtbare und blutige Repressalien geblieben wäre. Bei Göring und Ribbentrop verhallten alle Hinweise, es liege auch im durchaus egoistisch gesehenen Interesse Deutschlands, die französische Bevölkerung, für die die «cloches du pays» in besonderem Masse ein Symbol der Heimat seien, und auf deren landwirtschaftliche und industrielle Produktion man angewiesen sei, nicht derart zu provozieren.

Um Zeit zu gewinnen und um in Berlin den Eindruck zu

erwecken, die Aktion laufe planmässig an, liess Michel zunächst einen anerkannten, sachverständigen Glockengiesser aus Württemberg für einige Zeit nach Frankreich beordern. Ihm wurde der Auftrag erteilt, ohne Eile, gründlich, während einer Besichtigungsfahrt die Beschaffenheit der Kirchenglocken, die Art ihrer Befestigung, die ungefähr zu erwartende Metallmenge festzustellen und darüber Bericht zu geben. Nicht vergessen wurde, darauf hinzuweisen, dass bei den obwaltenden Umständen die Glocken nur durch Deutsche, seien es Soldaten oder Zivilisten, unter militärischem Schutz abmontiert werden könnten. Dadurch wurden etwa zwei bis drei Monate Zeit gewonnen. Inzwischen konnten die französischen Dienststellen Vorschläge für die Lieferung einer entsprechenden Menge von Buntmetallen aus alten Beständen und anderen Quellen ausarbeiten, die in etwa der Metallmenge entsprach, die aus den Kirchenglocken erwartet wurde. Damit war jedoch der Kampf um «les cloches du pays» noch nicht gewonnen. Entscheidend war, dass es gelang, einen entsprechenden Bericht des Militärbefehlshabers durch einen befreundeten höheren Offizier des Führerhauptquartiers, der zur fraglichen Zeit zufällig zur Besprechung mit der Militärverwaltung in Paris war, unmittelbar an Hitler heranzubringen, dem ja im Gegensatz gerade zu Göring ein gewisses Gespür für politisch-psychologische Imponderabilien nicht abzusprechen war und der bewogen werden konnte, das Gegenangebot von Metall-Lieferungen anzunehmen – womit nicht nur die Glocken der Kirchen Frankreichs, sondern wohl auch eine grosse Zahl von Menschenleben gerettet wurden, deren Opferung ohne Einfluss auf das Kriegsgeschehen geblieben wäre.

Im Frühjahr 1943 befahl Göring, zugunsten der Bombengeschädigten im Reiche sei in den besetzten Westgebieten der

Zivilbevölkerung alles an Textilien und Hausrat wegzunehmen, was nicht zum Leben unbedingt nötig sei. Die völkerrechtliche, politische, aber auch schon durchführungstechnische Unmöglichkeit leuchtete jedem Einsichtigen ein. Doch der Befehl trug Görings eigenhändige Unterschrift. Paul Körner, der von 1936 bis 1945 Staatssekretär in der Dienststelle des Beauftragten für den Vierjahresplan (Göring) war, berichtete darüber während der Nürnberger Prozesse: «Im Sommer 1943 wurde ich von dem ehemaligen Leiter der Wirtschaftsabteilung im Verwaltungsstab des Militärbefehlshabers in Frankreich, Dr. Elmar Michel, in einem fernmündlichen Anruf davon verständigt, dass ihm ein von Göring persönlich unterzeichneter Befehl zugestellt worden sei, wonach zum Ausgleich für die in Deutschland angerichteten Bombenschäden der französischen Zivilbevölkerung in dem vom Militärbefehlshaber Frankreich verwalteten Gebiete alle zum Leben nicht unbedingt notwendigen Konsumgüter wegzunehmen und ins Reich zu schaffen seien. Michel erklärte mir zur Weitergabe an Göring, dass er sich ganz entschieden weigere, diesen sowohl rechtlich unhaltbaren wie politisch unmöglichen und praktisch nicht durchführbaren Befehl auszuführen, und dass er demgemäss nichts in der von Göring befohlenen Richtung veranlassen werde.»

Michel setzte sich damit der Gefahr aus, wegen Befehlsverweigerung angeklagt zu werden. Der Befehl wurde nicht zurückgenommen, aber auch nicht ausgeführt.

3. Cäsar von Hofacker und der 20. Juli in Paris

Hier folgt ein Abschnitt aus Aufzeichnungen Michels, die unmittelbar nach Kriegsende niedergeschrieben wurden.

Cäsar von Hofacker war Sohn eines württembergischen Generals, in dessen Korps Erwin Rommel im Ersten Weltkrieg als junger Offizier gekämpft hatte. Hofacker war zehn oder elf Jahre älter als sein Vetter Claus von Stauffenberg.

An anderer, hier nicht wiedergegebener Stelle dieser Aufzeichnungen berichtet Michel, wie rasch nach dem Umsturzversuch des 20. Juli 1944 die Informationspolitik von Goebbels es verstanden hat, auch verhältnismässig gut informierten und politisch wachen Franzosen das verzeichnete Bild eines Putsches einer «erbärmlichen Generalsclique», das heute noch vielfach gespenstert, einzuprägen. Das Versagen, vor allem aus einfach nicht abgelegter menschlicher Anständigkeit, ist oft beschrieben worden: Wie konnte z.B. der Berliner Stadtkommandant von Hase mit Goebbels noch diskutieren, statt ihn zu erschiessen? Wie konnten die Verschwörer den sich versagenden Generalobersten Fromm in eine Ehrenhaft setzen, in der er – wider sein Ehrenwort – telephonisch und direkt den Gegenstoss organisieren konnte? Für das Misslingen letztlich entscheidend war wohl der Ausfall von Generalfeldmarschall Erwin Rommel infolge der schweren Verwundung durch einen englischen Tieffliegerangriff am 17. Juli 1944. Hans Speidel schreibt darüber in seinem Buch «Invasion 1944»: «Auf der Strasse Livarot-Vimoutiers in der Nähe der Ferme Montgomery erspähten feindliche Jagdbomber (am 17. Juli 1944 nach 16 Uhr) den allein fahrenden Kraftwagen des Feldmarschalls, der wie immer ohne Gefolge war. Sie ahnten nicht, dass sie den besten Mann der Westfront jagten, der die einzige Rettung des Reiches verkörperte. Kurz vor der rettenden Deckung, einem Pappelknick, spritzte die Geschossgarbe von drei Tieffliegern auf den Wagen. Der Fahrer wurde tödlich getroffen, der Feldmarschall so schwer verwundet, dass man zunächst an seinen Tod glaubte. – Der Feldmarschall war in Wahrheit

in der Stunde ausgeschaltet, in der ihn Heer und Volk am wenigsten entbehren konnten; alle aber, die mit ihm den Weg in eine neue, bessere Welt suchten, fühlten sich schmerzlich ihrer Mitte beraubt.»

Einmal mehr hatte, in unfasslicher Häufung, die Dämonie den Tyrannen geschützt. Ein Rommel, der sich in den entscheidenden Stunden des Nachmittages und des Abends des 20. Juli vom Sender Paris aus, der zur Verfügung gestanden hätte, im Sinne der Jüngerschen Friedensschrift an Deutschland und Europa gewandt hätte – er hätte wohl doch noch alle Verzögerungen und hemmenden Zwischenfälle überwunden. – Das erweist auch, wie sehr Cäsar von Hofacker eine zentrale Gestalt des tragischen Versuches der inneren Befreiung von Hitler war.

Bei der Schilderung der Pariser Ereignisse des 20. Juli 1944 führt Michel in seinen Aufzeichnungen aus:

«Auch unter meinen Mitarbeitern mehrten sich ab 1942 die Zweifel und regten sich die geistig und politisch aufgeweckten Köpfe. Unter ihnen stach als politisch besonders interessiert hervor der Württemberger Cäsar von Hofacker. Nachdem er, obwohl schon in den Vierzigern stehend, den Westfeldzug noch als Geschwaderchef in einem Fliegerkorps mitgemacht und selbst geflogen hatte, kam er nach dem Waffenstillstand mit Frankreich zur Militärverwaltung als Leiter der Gruppe Eisen- und Stahlwirtschaft. Im Zivilberuf arbeitete er in führender Stellung bei einem der grossen deutschen Stahlkonzerne. In öfteren und längeren Unterhaltungen sprachen wir uns über die schweren Fehler und Mängel der deutschen Führung aus. Bereits im Herbst 1942 sah Hofacker mit Sicherheit die Entwicklung auf die Katastrophe einer totalen Niederlage zusteuern, die auch die letzte Möglichkeit für einen noch erträglichen Verhandlungsfrieden vollends zerstöre. Harte Kritik sprach aus den Aufzeichnungen,

die Hofacker gelegentlich schriftlich niederlegte, ebenso jedoch scharfe Ablehnung des gesamten Systems der nationalsozialistischen Regierung überhaupt. Ich konnte damals nicht ahnen, welche Rolle im Juli 1944 dieser aufrechte, im besten Sinne deutsche Mann spielen und welch tragisches Los er erleiden sollte. Im Herbst 1943 wurde er auf seinen Wunsch hin von seinem Amte als Gruppenleiter in der Wirtschaftsabteilung entbunden und als Offizier zur besonderen Verwendung (er war Oberstleutnant der Reserve) an die Seite des damaligen Militärbefehlshabers General der Infanterie Heinrich von Stülpnagel gestellt, blieb aber gleichzeitig auch mir für besondere Aufgaben zugeteilt. Hofacker war ein Vetter des Obersten im Generalstab Claus Schenk Graf von Stauffenberg, mit dem er laufend in Verbindung stand und sich oft in Berlin zu Besprechungen traf. Ohne Zweifel hat Hofacker, sowohl durch sein höheres Alter wie seine breitere menschliche und politische Erfahrung als in hoher Stellung stehender Wirtschaftsfachmann einen entscheidenden Einfluss auf Claus von Stauffenberg ausgeübt.

Die Entbindung von dem Amte als Gruppenleiter gab ihm mehr Bewegungsfreiheit, so dass seine zahlreichen Dienstreisen nach Berlin nicht auffielen. Schon damals stand er über Stauffenberg mit dem Kreis um Generaloberst Beck in Verbindung und entwickelte sich zum eigentlichen Verbindungsmann zwischen diesem und General von Stülpnagel. In den vielen sorgenvollen und kritikreichen Besprechungen, die Hofacker und ich pflegten, verriet mir Hofacker zunächst noch nichts von den hochverräterischen Plänen, die bei seinen Berliner Besprechungen mit der Gruppe der Männer um Generaloberst Beck geschmiedet wurden. Der zunächst einzige Hinweis auf die Notwendigkeit zum Handeln war das von ihm immer wieder zitierte Beispiel der Rolle des Generals Yorck in Tauroggen. Unter Berufung auf dieses Beispiel

hat Hofacker es als die unabweisbare Aufgabe der militärischen und auch politischen Persönlichkeiten bezeichnet, aus einem höheren Pflichtgefühl heraus eigenmächtig zu handeln, wenn Fehler und Unfähigkeit der obersten Führung die Zukunft des Volkes derart gefährden. Erst im Juni 1944 sprach Hofacker mir gegenüber offen von der sittlichen Pflicht, Hitler zu beseitigen, und von den weitgehenden Vorbereitungen, die dafür getroffen und an denen Stülpnagel und er beteiligt waren.

Es war ein strahlend schöner Sommertag, einer jener Junitage, an denen die Seinstadt ihre sommerliche Pracht in verschwenderischer Üppigkeit zur Schau trägt, als mich Hofacker um die Mittagsstunde in meiner Wohnung aufsuchte. Er hatte ausdrücklich gebeten, mich da und nicht in meinem Amtszimmer sprechen zu dürfen. Als ich vorschlug, uns auf die Gartenterrasse zu setzen, stellte er die ernste Frage, ob wir da auch ganz ungestört seien, denn er begeben sich, mit dem, was er mir zu sagen habe, jetzt mit ‚Haut und Haaren‘ in meine Hände. Wie schon mehrmals vorher las mir Hofacker zunächst eine handschriftlich von ihm verfasste Darstellung der militärischen und politischen Lage vor; die militärische schilderte er als völlig hoffnungslos und die politische als völlig verfahren. Der Krieg sei verloren. Es gelte nunmehr rücksichtslos die Folgerungen aus diesen bitteren, aber eindeutig gegebenen Tatsachen zu ziehen, also weiteres Blutvergiessen zu verhindern und weiteren Zerstörungen und sinnlosen Opfern zuvorzukommen. – Die Einheit des Reiches stehe auf dem Spiel. Unverzüglich müssten mit den westlichen Gegnern Waffenstillstandsverhandlungen eingeleitet werden, selbst wenn der Gegner auf bedingungsloser Kapitulation bestehe. Diese undankbare, aber unausweichliche Aufgabe sei von der Geschichte dem Generalfeldmarschall Rommel gestellt. Wieder verwies Hofacker in diesem Zu-

sammenhang auf das Beispiel des Generals Yorck in Taurogen. Da von der politischen Führung des Reiches keine Einsicht und keinerlei Entschluss im Sinne einer Beendigung des sinn- und ziellos gewordenen Krieges zu erwarten sei, müsse ein Regierungswechsel mit Gewalt herbeigeführt werden. Es gebe keinen andern Weg mehr. Zu diesem Standpunkt hätten sich eine ganze Reihe hoher Generale und auch verschiedene politische Persönlichkeiten im Reich durchgerungen, die ständig miteinander in Verbindung ständen.

Mir wurde klar, dass es sich hier nicht um die Feststellung zufälliger Meinungsgleichheiten verschiedener oppositioneller und politischer Persönlichkeiten handelte, sondern um einen im vollen Gange befindlichen Umsturzversuch, für den ich gewonnen werden sollte. Hofacker nannte dabei den Generalfeldmarschall von Witzleben, die Generalobersten Beck und Hoepner, die Generale Olbricht und Oster und seinen Vetter, den Obersten von Stauffenberg; von Zivilisten Carl Goerdeler, den Botschafter von Hassell, den Regierungspräsidenten Fritz von der Schulenburg, die Sozialisten Leuschner und Leber. Unser Chef, der Militärbefehlshaber General von Stülpnagel, der als Vorgesetzter nicht selbst mit mir darüber sprechen wolle, um mich in keiner Weise zu beeinflussen, habe sich schon seit Herbst vorigen Jahres der Verschwörung angeschlossen und für die in Paris im gegebenen Falle zu ergreifenden Massnahmen selbst einen Aktionsplan ausgearbeitet, der unter anderem die Verhaftung aller Angehörigen der Pariser Dienststellen der SS und des SD vorsehe. Im Einverständnis mit Stülpnagel richtete Hofacker jetzt an mich die Frage, ob ich bereit sei mitzumachen. Ich bejahte ohne Zögern und erklärte ohne Vorbehalt, an den in Paris notwendig werdenden Massnahmen mitzuwirken. Dabei war mir im Augenblick gar nicht einmal zum Bewusstsein gekommen, dass ich mich mit dieser Erklärung bereits des

Hochverrates schuldig gemacht hatte, so folgerichtig und selbstverständlich erschien mir meine Antwort als logisches Ergebnis meiner eigenen Auffassung über die Lage und die sich aus ihr aufdrängenden Notwendigkeiten; so sehr entsprach sie auch dem Gefühl der Pflicht vor Volk und Vaterland. Die gegenüber Hitler als dem Oberhaupt des Reiches 1934 durch den geleisteten Dienst eid eingegangene Treueverpflichtung war gelöst, seitdem ich nicht nur das Vertrauen in seine Führung verloren, sondern darüber hinaus von meinem Pariser Posten aus deren krankhaften, dilettantischen und in seinen Folgen für die Zukunft unseres Volkes und Europas geradezu verbrecherischen Charakter erkannt hatte. Gedankenschwer und doch mit einem gleichsam befreiten inneren Gefühl fuhr ich nach dieser schicksalsschweren Unterhaltung zu meinem Amtssitz ins Majestic. Die Hoffnung, dass es vielleicht doch noch gelingen werde, die Schwere des seit vielen Monaten drohenden Unglücks abzumildern und dem Schicksal wenigstens die Erhaltung des Reiches als solches abzutrotzen, stimmte mich zuversichtlich.

Die nächsten drei Wochen vergingen ohne besondere Ereignisse. Ich musste den Inhalt der Unterhaltung mit Hofacker mit mir allein herumtragen. Über das Ausmass der Gefahr, in die ich mich nicht erst durch meine Antwort, sondern allein schon durch das Anhören von Hofackers Darlegungen begeben hatte, gab es keinen Zweifel mehr. Auf unsere denkwürdige Besprechung kam Hofacker selbst erst dann zurück, als ich am 8. Juli telegraphisch für den 11. Juli zu einer Chefbesprechung nach Berlin beordert wurde. Da er damit rechnete, dass gerade an einem dieser Tage die Aktion ausgelöst werden könne und daher meine Abwesenheit von Paris sehr unerwünscht sei, drang er in mich, in Paris zu bleiben. Er sprach auch mit General Stülpnagel, der mich ebenfalls bat,

alles zu versuchen, um von der Reise nach Berlin loszukommen. Trotz der von mir sofort erhobenen entsprechenden Vorstellungen und trotz persönlicher Intervention Stülpnagels entschied Keitel, dass ich nach Berlin fahren müsse. Nun entschloss sich Hofacker, mit mir zu fahren, um selbst in Berlin noch einiges zu klären.

Wir machten die Fahrt bis Metz im Auto, da der Bahnverkehr nach und von Paris schon damals wegen der fortgesetzten Fliegerangriffe unterbrochen war. Kurz vor unserer Wegfahrt in Paris am frühen Morgen dieses 10. Juli hatte sich das Gerücht verbreitet, in der Nacht sei in Brüssel der Militärbefehlshaber von Belgien, General von Falkenhausen, mit seinem gesamten Stabe verhaftet worden. Schon das Gerücht als solches war ein ungutes Zeichen, aber Hofacker blieb ruhig und zuversichtlich. Da ich mit Hofacker allein in einem der beiden Wagen im Fonds, der gegen den Fahrer geschlossen war, fuhr, bot sich Gelegenheit, noch eingehender über die bevorstehenden Ereignisse zu sprechen. Der Morgen war grau. Zeitweise rieselte leichter Regen. Die Einförmigkeit der fast schnurgeraden Strasse von Meaux bis Metz verschwand in dem aufregenden Wirbel der Mitteilungen Hofackers. Es schien, als tanzten die Pappeln links und rechts der Strasse einen gespenstischen Reigen zu dem historisch-politischen Drama, das sich mir in dieser Stunde als unmittelbar bevorstehend enthüllte. Die Tankpausen, die bei dem Holzgaswagen jeweils nach 60 Kilometern eingelegt werden mussten, wurden wie zu notwendigen Verschnaufpausen in dem atemberaubenden Gespräch.

Hofacker teilte mir jetzt ohne Verbrämung mit, dass nach den gegebenen Umständen nur ein Attentat auf Hitler die Wendung auslösen könne und dass dabei auch Göring und Himmler beseitigt werden müssten, dass ferner dafür eine der nächsten wöchentlichen Lagebesprechungen beim Führer in

Betracht käme und dass er von Stülpnagel beauftragt sei, auf möglichst sofortiges Handeln zu drängen. In unmittelbarem Anschluss an das Attentat werde die provisorische Regierung einen Aufruf an das deutsche Volk erlassen, in dem die Fehler und schweren Versündigungen des nationalsozialistischen Regimes scharf und offen verurteilt werden sollten. Hofacker trug mir wesentliche Teile des Aufrufes, den er auswendig gelernt hatte, um die Geheimhaltung nicht zu gefährden, mit halblauter Stimme vor. Ich konnte mich der Wirkung der gut formulierten Sätze nicht entziehen. Dann berichtete er mir noch über alle weiter vorgesehenen Massnahmen und über die provisorische Besetzung der wichtigsten Ressorts. Generalfeldmarschall Rommel, dem er inzwischen Vortrag gehalten habe, stelle sich voll und ganz zur Verfügung und sei bereit, auf dem westlichen Kriegsschauplatz die Waffenstillstandsverhandlungen zu führen. Der Feldmarschall müsse nun noch dafür gewonnen werden, dass er die Popularität seiner Person und seines Namens zur Verfügung stelle, indem er eine Art Schutzherrschaft über die neue Regierung ausübe. Ich unterstrich gerade diese Rommel zuge dachte Aufgabe, weil nur eine dem Volke derart nahe stehende Persönlichkeit den Systemwechsel ohne verhängnisvolle Zerreissung der Volksgemeinschaft durchführen könne. Diese Voraussetzung schien mir bei Rommel gegeben zu sein. Hofacker schloss seinen Bericht mit der Mitteilung, dass alle Vorbereitungen in Paris selbst abgeschlossen seien. Hier sei das wichtigste die Verhaftung der SS und des SD, die sofortige Besetzung von Radio Paris und die Übernahme der Aufsicht über die französische Polizei, die bisher beim höheren SS- und Polizeiführer lag, durch die mir unterstehende Militärverwaltung.

In Metz hatten wir noch einige Stunden Zeit bis zum Abgang des Berliner Nachtschnellzuges. Fast benommen schlen-

dernten wir langsam durch die menschenvollen, engen Strassen der Innenstadt. Kaum ein Wort wurde gesprochen. Nur einmal, plötzlich, brach es aus Hofacker: „Was werden diese Menschen bald befreit aufatmenh Moitrier, das alte bekannte Speiselokal, dessen Inhaberin noch manchen ihrer derzeitigen Gäste aus ihrer Metzger Garnisonszeit vor 1914 gekannt hatte, war an diesem Nachmittag geschlossen. Wir mussten uns deshalb in eines der üblichen Kaffeehäuser zu einer Tasse kriegsüblichen Kaffees setzen. Wir waren nicht mehr allein, und so hing jeder seinen Gedanken nach.

Für Berlin verabredeten wir, dass sich Hofacker sofort mit dem Grafen Stauffenberg in Verbindung setzen solle, um den Termin für das Losschlagen zu erfahren. Mit der damals üblichen mehrstündigen Verspätung trafen wir ein und verabschiedeten uns im Bahnhof am Potsdamer Platz. Schon bald darauf teilte mir Hofacker telephonisch aus der Wohnung Stauffenbergs mit, dass noch etwa 10 bis 14 Tage Zeit sei und dass es sich bei den gemeldeten Verhaftungen in Brüssel tatsächlich um ein haltloses Gerücht handle. Da unsere Zeit sehr in Anspruch genommen wurde, verabredeten wir uns – unvorhergesehene Ereignisse vorbehalten – erst wieder für Paris. Die sogenannte Chefbesprechung in der Reichskanzlei, deretwegen ich die Reise hatte machen müssen, verlief ohne jedes Ergebnis. Obwohl mehr als ein Dutzend Reichsminister und Staatssekretäre um den ovalen Tisch sassen, arteten die Auseinandersetzungen immer wieder in Lärmszenen aus, wenn Gauleiter Sauckel als Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz ein neues Sofortprogramm für die Gestellung ausländischer Arbeitskräfte aus den besetzten Gebieten forderte, das mit rigorosen Zwangsmassnahmen durchgeführt werden müsse. Da die anwesenden Vertreter der besetzten Gebiete geschlossen Widerstand leisteten, erreichte auch der stärkste Stimmaufwand Sauckels, der Unterstützung erhielt

von dem Führer der Arbeitsfront, Dr. Ley, nichts. Noch im Banne der Besprechungen mit Hofacker am Tage zuvor, kam mir diese Sitzung als eine widerliche irrealer Szene von Bankrotteuren vor, die sich in hilflosen und planlosen Redereien mit Vorwürfen bewarfen, immerhin jedoch insofern die Wahrheit sagten, als sie sich gegenseitig die Unfähigkeit bestätigten. Trotz der Erwartung des baldigen Endes dieser Art von Herrschaft verliess ich dennoch den Saal tief bedrückt: Soweit war es unter dem Hitler-Regime mit der staatlichen Führung unseres tapferen und in der entscheidenden Mehrzahl gutwilligen Volkes gekommen! – Im Gegensatz zu meiner sonstigen Gewohnheit verzichtete ich diesmal auf die üblichen Besuche in den Reichsministerien und andern Zentralstellen in Berlin. Das schien mir jetzt nicht mehr wichtig und sinnvoll. Ich wollte so rasch wie möglich zurück nach Paris. Die freien Stunden bis zur Zugabfahrt verbrachte ich mit einem mir eng befreundeten Berliner Bankier. Mit Zustimmung von Hofacker orientierte ich ihn in grossen Zügen über das bevorstehende Unternehmen. Auf ihn war unbedingter Verlass; ich wusste, dass er von Anbeginn an ein überzeugter Gegner des nazistischen Regimes war und dem bevorstehenden Wechsel begeistert zustimmen werde.

Am Sonntagabend, dem 16. Juli, kam ich wieder in Paris an. Hofacker traf am 17. Juli ein und besuchte mich am folgenden Tage in meiner Wohnung. Nach seinen Feststellungen bestand kein Zweifel, dass die Aktion unmittelbar bevorstand. Stauffenberg selbst wolle das Attentat ausführen. Da allen Beteiligten ein weiterer Aufschub nicht mehr vertretbar erschien, war die nächste Lagebesprechung in Aussicht genommen, unabhängig davon, ob Göring und Himmler anwesend seien. Das Stichwort ‚abgelaufen‘ sollte auf vorgehenem Weg an den Obersten im Generalstab Finckh, Oberquartiermeister West in Paris, durchgegeben werden.

Wir hatten uns also darauf gefasst zu machen, dass bereits in den nächsten Tagen die Tat geschehen werde.

Am 20. Juli gegen 16.30 Uhr nachmittags bat mich Hofacker mit der Begründung aus meinem Amtszimmer, ich müsse sofort zu General Stülpnagel. Die innere Erregung kaum verbergend, teilte er mir mit, das Stichwort sei soeben durchgegeben worden: Hitler ist tot. Es gelte nunmehr die Nerven zu behalten, damit alles klappe. Stülpnagel empfangen soeben den Stadtkommandanten, um ihm die nötigen Befehle zur Verhaftung des SD und der SS zu geben.

Nun waren also die Würfel gefallen. Hitler tot! Unwillkürlich fielen meine Blicke auf das in meinem Amtszimmer vorschriftsgemäss hängende Bild Hitlers mit dem starren Ausdruck und dem hochgeschlagenen Mantelkragen. Ja, wohin hatte dieser Mann unser tapferes deutsches Volk geführt! Das Blut stockte mir beim Gedanken an die nun einsetzende Wende und die sich ergebende Beendigung dieses furchtbaren, sinnlos gewordenen und von uns schon lange verlorenen Krieges. Kurz darauf teilte mir Hofacker telefonisch mit, dass er mit General Stülpnagel nach Laroche-Guyon zu Generalfeldmarschall von Kluge fahre. In Paris liefen die vorbereiteten Massnahmen alle programmgemäss an. Nach Rückkehr werde er sich wieder melden.

Bald darauf gab der deutsche Rundfunk die erste Meldung von dem missglückten Attentat durch. Wie ein Keulenschlag wirkte diese Nachricht. Sollte alles vergeblich gewesen sein? Ich wies zunächst die Meldung als Falschmeldung von mir; sie konnte doch unmöglich stimmen! Der Militäröberverwaltungsrat von Teuchert, der schon lange mit Hofacker zusammen zum Komplott gehörte und der die Übernahme der Aufsicht über die französische Polizei auf die Militärverwaltung einzuleiten hatte, erschien in diesem Augenblick bei mir. Auch er hatte diese Rundfunknachricht gehört und war blass

vor Erregung. Wir waren beide der Ansicht, dass die Nachricht mit grösster Vorsicht zu verwerten sei; wahrscheinlich sei sie von einer gegnerischen Stelle ausgegangen. Die in Paris inzwischen angelaufenen Massnahmen zur Verhaftung der SS waren nicht mehr rückgängig zu machen. Die Aktion war in vollem Gang. Da im Verlauf des Abends eine weitere Nachricht nicht bis zu uns durchkam, beruhigte ich mich wieder. Auch Teuchert konnte nichts Gegenteiliges feststellen.

Da mein Radiogerät gestört war, hatte ich die mitternächtliche Ansprache Hitlers nicht gehört. Gegen 3 Uhr morgens erschien unerwartet Hofacker bei mir. Er war blass und aufs äusserste erregt. Noch nie hatte ich ihn so ausser Fassung gesehen. Er begann mit den Worten: ‚Es ist alles in den Eimer gegangen. Das Attentat im Führerhauptquartier habe in der Tat den beabsichtigten Effekt nicht gehabt. Jedenfalls sei Hitler am Leben. Ob verletzt, wisse er nicht. Aber das sei nicht entscheidend, die Aktion hätte trotzdem planmässig durchgeführt werden müssen und Hitlers Abgang damit erzwungen werden können. In Berlin hätten aber leider einige Generale versagt, und hier im Westen habe Generalfeldmarschall von Kluge, der den am 17. Juli leider schwer verwundeten Feldmarschall Rommel abgelöst und sich an dessen Stelle ebenfalls zur Verfügung gestellt hatte, in Entschlossenigkeit die Gelegenheit zum Handeln verpasst und sein Wort nicht gehalten. Stülpnagel und Hofacker hätten eindringlich dem Generalfeldmarschall seine Pflicht vor der Geschichte und dem deutschen Volk vor Augen gehalten, nunmehr aus der Reserve hervorzutreten und im Westen mit dem Gegner Waffenstillstandsverhandlungen aufzunehmen. Kluge habe sich dazu nicht entschliessen können, vielmehr zunächst telephonisch sich beim Generalfeldmarschall Keitel über den Verlauf der Ereignisse erkundigt, dabei eindeutig das Fehlschlagen des Attentates festgestellt und daraufhin

jedes weitere Handeln im Sinne des Komplottes abgelehnt. Darüber hinaus habe Kluge dem General von Stülpnagel den Befehl gegeben, die in Paris inzwischen reibungslos durchgeführte Verhaftung der gesamten Angehörigen der SS und des SD, einschliesslich des höheren SS- und Polizeiführers wieder rückgängig zu machen und die etwa 1200 Verhafteten noch in derselben Nacht wieder auf freien Fuss zu setzen. Stülpnagel und Hofacker seien daraufhin nach Paris zurückgekehrt, der General habe bereits die sofortige Enthftung der SS angeordnet. Im Quartier Stülpnagels, dem Hotel Raphael, hätte sich inzwischen der Botschafter Abetz, der Stadtkommandant von Paris und die eben befreiten SS-Führer Oberg und Knochen eingefunden. Es sei nicht ausgeschlossen, dass Stülpnagel anschliessend auf Befehl Kluges verhaftet werde.

Aufs tiefste erschüttert schwieg Hofacker lange nach seinem Bericht. Auch ich blieb still. Schliesslich sagte Hofacker, es sei tieftraurig, dass es nicht gelungen sei, das von ihm so verabscheute System zu Fall zu bringen, und es sei unglaublich, dass sich unter den vielen Generalen, die täglich mit Hitler zusammengewesen seien, bisher keiner gefunden habe, der so viel Mut und Verantwortung aufgebracht habe, Hitler zu erschiessen und damit das deutsche Volk von ihm zu befreien. Niemand könne wissen, was nun folgen werde. Ihm bleibe nichts anderes übrig, als zu versuchen, in der nächsten Zeit in Paris bei französischen Freunden unterzutauchen. Mit einem besonders kräftigen Handdruck verabschiedete er sich gegen 4 Uhr morgens.

Müde verbrachte ich den Rest der Nacht wachend. Die Gedanken jagten sich. Was wird und soll nun werden? Der sinnlose Krieg wird also weitergehen, wird sich steigern und noch mehr Millionen von Menschenleben zum Erlöschen bringen und noch Tausende von Wohnstätten zerstören. Wozu? Wo-

her soll jetzt noch eine vernünftige, zur Tat bereite Einsicht kommen? Wir werden den Becher bis zur Neige leeren müssen, und wenn wir ihn absetzen, wird das Deutsche Reich nicht mehr sein. Und dann begann die weitere Frage mit noch unbestimmter Sorge aufzutauchen: Was wird mit den beteiligten Männern geschehen? Bald werden in Berlin die Fäden gefunden sein, die den Kreis der in das Unternehmen Verstrickten umspinnen. Und mit dieser Sorge kam jetzt auch das Bangen um das persönliche Schicksal. Ich war mir klar, dass nur eiserne Ruhe und völlige Selbstbeherrschung in den nächsten Tagen die Gefahr von uns abwenden könne. Jetzt galt es erst recht, die Nerven zu behalten und von den Beteiligten zu retten, wer nur je den Häschern entrissen werden könne.»

Die Versuche der Freunde und Mitverschworenen, Cäsar von Hofacker zu retten, scheiterten. Seine Verhaftung ist eingehend geschildert in Wilhelm von Schramms Buch «Aufstand der Generale – der 20. Juli in Paris» (München 1964). Hofacker endete an Hitlers Galgen. Die Sprachregelung, die noch in der Nacht auf den 21. Juli vor allem durch Vermittlung des Botschafters Abetz zwischen den «Parteien», also zwischen der Armee und der SS ausgehandelt wurde, kam ihm nicht zugute, weil der Wirtschaftsreferent des SD in Paris, der Österreich-Schweizer Dr. Maulatz in den Tagen nach dem 20. Juli nicht ruhte, bis er Hofacker in der Schlinge hatte. Nach gelungenem Umsturz wäre Hofacker Botschafter oder wenigstens Verbindungsmann der neuen deutschen Regierung zur französischen Regierung geworden. Er hoffte, vor allem auch seine wirtschaftspolitischen Erfahrungen in den Dienst der deutsch-französischen Versöhnung und der europäischen Einigung stellen zu können. Im Gestapokeller war er schwersten Misshandlungen ausgesetzt. Dennoch stand er zur Tat: «Ich bedauere, nicht an der Stelle meines

Vetters Stauffenberg gewesen zu sein, der durch eine schwere
Kriegsverletzung verhindert war, die Tat zu vollenden.»

Ebenso mannhaft stand er vor dem Volksgerichtshof. Als
Freisler ihm das Schlusswort abschneiden wollte, erklärte er:
«Sie sollten jetzt schweigen, denn jetzt geht es um meinen
Kopf, in einem Jahr um den Ihren.» Im Dezember 1944 ging
er als Märtyrer für ein versöhntes, einiges und friedliches
Europa in den Tod.

Staatssekretär a. D. Dr. Paul Binder wurde 1902 in Stuttgart geboren. Nach dem Studium der Volkswirtschaft in Deutschland, Frankreich und England war er in den Jahren von 1930 bis 1933 beteiligt an der Sanierung der deutschen Banken. Von 1937 bis 1940 war er stellvertretender Direktor der Dresdner Bank, Berlin. Seit 1941 ist er selbständiger Wirtschaftsprüfer. In der Politik der Nachkriegszeit übernahm er verantwortungsvolle Aufgaben: von 1945 bis 1947 als Leiter der Finanzverwaltung des Landes Württemberg-Hohenzollern; 1946/47 als Vizepräsident der dortigen Regierung und bis zur Auflösung des Landes als Vorsitzender des Finanzausschusses des Landtags. Er gehörte dem Parlamentarischen Rat an, der 1948/49 das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland schuf. Er ist heute Mitglied des Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, Vorstandsmitglied des Wirtschaftsausschusses der CDU und des Wirtschaftsrates der CDU sowie Mitglied des Vorstandes der deutschen Gruppe des C.E.P.E.S. (Europäische Vereinigung für wirtschaftliche und soziale Entwicklung). Auch als Autor bedeutender wirtschaftspolitischer Bücher ist Paul Binder bekanntgeworden: «Schalthebel der Konjunktur» (1939), «Die Stabilisierung der Wirtschaftskonjunktur» (1956), «USA und wir / Wirtschaft – Aussenhandel – Politik» (1956), «Kaufkraft – Produktivität – Freie Kapitalbildung / Die Brennpunkte der gegenwärtigen Wirtschaftspolitik» (1956) und «Die Bundesbahn und ihre Konkurrenten» (2. Aufl. 1961).

Paul Binder

Meine Zusammenarbeit mit Fritz Graf von der Schulenburg

Ich lernte den Grafen Fritz von der Schulenburg im Sommer 1943 kennen. Die Begegnung fand in meiner damals schon halb geräumten Wohnung in Berlin in Gegenwart meines Freundes Ernst Steinbach, der heute Professor der Evangelischen Sozialtheologie in Tübingen ist, statt. Wir stellten sehr bald fest, dass wir in der Beurteilung der Lage und dessen, was zu geschehen hätte, weitgehend übereinstimmten. Anschliessend fuhren wir in die Stadt, wo ich mich bei «Reich» mit zwei Studienfreunden (heute beide namhafte Universitätsprofessoren) zum Essen verabredet hatte. Einer der beiden berichtete in witziger Weise über den Besuch des Generals Unruh (genannt Heldenklau) an der Heidelberger Universität. Schulenburg stellte schmunzelnd fest, dass ihn dieser Bericht über das Auftreten des Generals interessiere, da er nämlich sein Stellvertreter sei. Ich konnte dem Freund, der davon zunächst recht betroffen war, anschliessend versichern, dass für ihn keine Gefahr bestünde.

In meiner Wohnung entwickelte Schulenburg seine Idee, die Gauen Deutschlands neu einzuteilen. Vor allen Dingen sollte Franken von Bayern getrennt und Bayrisch-Schwaben zu Württemberg geschlagen werden. Ihn interessiere dazu meine Meinung als Süddeutscher. Die Absicht, Deutschland nach vollzogenem Umsturz neu zu gliedern, entsprang viel-

leicht der romantischen Vorstellung, bei der politischen Neuorganisation alte Stammestraktionen wieder aufleben zu lassen; sie ging offensichtlich aber auch von der aktuellen politischen Überlegung aus, ein gesundes Gleichgewicht zwischen Zentralgewalt und den Bundesgauen herzustellen und partikularistische Eigenwilligkeiten von vornherein unmöglich zu machen.

Ich zielte mit meinen Fragen vorweg auf die Aussenpolitik. Mich beschäftigte die Frage, was für aussenpolitische Chancen ein vom Nazi-Regime befreites Deutschland haben werde. Bestand die Möglichkeit eines Separatfriedens mit den Russen? Schulenburg berichtete über eine Unterhaltung mit seinem Onkel, dem letzten Botschafter des Reiches in Moskau, die im Ergebnis meine Frage offen liess. Fritz Schulenburg vertrat selbst die Meinung, dass wir aussenpolitisch mit keinem grossen Manövrierraum mehr rechnen dürften. Zunächst käme es darauf an, dass wir uns erst einmal von der Hitler-Herrschaft befreien müssten.

Schulenburg berichtete dann, ohne Namen zu nennen, über die führenden militärischen Persönlichkeiten der Widerstandsbewegung – da mir General Beck nicht bekannt war, konnte ich seine Person nicht erraten – und seine Verbindung zum Kreisauer Kreis, zu Gerstenmaier und zu Graf Hardenberg. Goerdeler wurde von ihm nicht erwähnt. Er fragte mich, was ich für eine Rolle bei der Organisation des Widerstandes übernehmen wolle. Ich sagte ihm, ich sei kein Mann der Barrikaden, mich interessiere auch sehr viel mehr die Frage, was nach dem vollzogenen Umsturz geschehen könne. Ich könnte einen Vorschlag über die künftige Währungsanierung und einen Lastenausgleich einbringen. Dabei handle es sich nicht um Ratschläge eines wohlmeinenden Laien, sondern um ein Gutachten, das ich auf Veranlassung der Reichsgruppe «Industrie» für das Institut von Professor

Erhard in Nürnberg gerade ausarbeitete. Dieses Institut werde von dem Schwager des Hauptgeschäftsführers Guth der Reichsgruppe «Industrie» geleitet und beschäftige sich in deren Auftrag mit Nachkriegsproblemen. Schulenburg sagte mir, dass er sich selbst noch nicht im Klaren sei, was für eine Funktion er im Falle eines Gelingens des politischen Umsturzes ausüben solle. Er bemerkte, wir müssten damit rechnen, dass nach Zerschlagung des Hitler-Regimes zunächst die alten Politiker wieder versuchen würden, das Regiment an sich zu reißen. Wolle man jedoch zu einer Erneuerung unseres politischen Lebens kommen, so könne man nicht einfach wieder an der Weimarer Tradition anknüpfen. Er rechne daher damit, dass nach einiger Zeit noch einmal eine Umstürzbewegung in Gang gesetzt werden müsse, um die alten Weimarianer loszuwerden. Vielleicht wäre es ganz gut, wenn sich eine Gruppe von Persönlichkeiten, die Wesentliches zur notwendigen Neugestaltung beitragen könnte, nicht in den ersten Aufräumarbeiten verschleisse.¹

Keine vierzehn Tage waren vergangen, als ich von Schulenburg in das Büro von Fräulein Rüth² gebeten wurde. Er er-

¹ Vergleiche dazu die Eintragung vom 21. Oktober 1944 im Tagebuch von Ursula von Kardorff «Berliner Aufzeichnungen aus dem Jahre 1942-1945» (DTV-Ausgabe S. 183): «Gestern Abend war die Verhandlung gegen die Sozialisten beendet. Bis auf Dahrendorf, der Zuchthaus bekam, wurden alle zum Tode verurteilt. ... Auch Leber soll grossartig gewesen sein. In der Verhandlung kam zur Sprache, dass er als Innenminister vorgesehen war, und Fritz Schulenburg sein Staatssekretär werden sollte. Höhnisch hat Freisler geschrien: ‚Was Leber, Sie wollten einen Grafen zum Staatssekretär haben?‘ Welche Spannweite hatte der Verschwörerkreis – von der konservativen Rechten bis weit in die Linke hinein. Der beste Beweis dafür, dass es sich nicht nur um eine kleine Clique verbitterter adeliger Offiziere gehandelt hat, sondern um alle Kreise des Volkes.»

² Ein Fräulein Rüth führte damals das Sekretariat der Berliner Vertretung eines elsässischen Textilunternehmens im vierten oder fünften Stock des Hotels Esplanade.

öffnete mir, dass der Führer der elsässischen Autonomistenbewegung, Herr Rosse, ihn aufgesucht habe. Er, Schulenburg, glaube, dass man, im Falle eines Umsturzes in Deutschland, Elsass-Lothringen wieder aus dem Reich entlassen müsse; es ergäbe sich eine einmalige Gelegenheit, einen neutralen Pufferstaat wie Luxemburg zu gründen; so liesse sich eine unmittelbare Grenzberührung zwischen Frankreich und Deutschland vermeiden. Rosse habe mitgeteilt, nach der französischen Verfassung gehe die oberste Gewalt im Falle einer Verhinderung der französischen Regierung auf den Departementsrat über. Der Departementsrat sei im Elsass noch beschlussfähig und könne sofort die Regierung übernehmen. Doch fehle ein Mann für den Aufbau und die Leitung der wirtschaftlichen Verwaltung. Man wäre bereit, einen Reichsdeutschen im Falle einer solchen definitiven Lösung in die Regierung aufzunehmen. Schulenburg bat mich, abzuklären, ob die wirtschaftlichen Gegebenheiten eine politische Selbstständigkeit der ehemaligen Reichslande ermöglichen würden, und ob ich, wenn das zutreffe, die elsässische Regierung beraten könne.

Ich fuhr zu Rosse³ nach Colmar. Wir stellten fest, dass die guten landwirtschaftlichen Voraussetzungen und die lothringische Schwerindustrie einem Staatsgebilde die ausreichende wirtschaftliche Grundlage böten. Dann kam ein anderes Problem zur Sprache: es fehlte auch ein Chef der Polizei. Diesen Posten könnte in keinem Falle ein Reichsdeutscher überneh-

³ Rosse hat bekanntlich die hervorstechendsten Dokumente des – wenn man so sagen darf – spirituellen inneren Widerstandes, «Die Sonette» von Reinhold Schneider, herausgegeben, die in vielfacher Druckform und in Abschriften an der Front und im Hinterlande von Hand zu Hand gereicht wurden. Vergleichbar sind in dieser Hinsicht höchstens noch die Predigten Bischof von Galens. – Eine Würdigung Rosses findet sich im Kapitel «Colmar» des Buches «Verhüllter Tag» von Reinhold Schneider.

men. Daher schlug ich vor, in der Schweiz gegebenenfalls einen Offizier oder Polizeioffizier zu suchen, der die Polizei organisieren und treuhänderisch verwalten könnte.

Am folgenden Tage trafen wir uns in Strassburg mit Herrn Käpi und den anderen Generalräten. Ein Mitglied des Generalrates von Lothringen stiess dazu, der berichtete, dieses Gremium sei nicht mehr beschlussfähig. Gegebenenfalls müsste in den ersten Stunden der Versuch gemacht werden, den Rat durch Kooptationen zu ergänzen.

Die Gruppe der elsässischen Autonomisten war aus dem alten Zentrum hervorgegangen. Nadi dem deutschen Einmarsch in Elsass-Lothringen 1940 wurden die Autonomisten kurzerhand der NSDAP eingegliedert und ihnen Ämter in der deutschen Zivilverwaltung übertragen. Rosse war meines Erinnerens Mitarbeiter in der Kriegsschädenabteilung der Strassburger Regierung.

Die Gespräche mit den Herren, die teils einzeln und später beim Mittagessen gemeinsam geführt wurden, verliefen vertrauensvoll. Ich wurde gebeten, auch noch den geistigen Führer ihrer Gruppe, einen im Ruhestand lebenden Prälaten in Hagenau aufzusuchen. An dessen Namen erinnere ich mich nicht mehr. Er wurde mir geschildert als Persönlichkeit von überragendem geistigem Format und als grosser Sportsmann. Ein Brief, den mir Rosse mitgegeben hatte, führte mich ein. Die weitgehende Übereinstimmung in der Beurteilung der Verhältnisse brachte uns näher. Der Prälat machte darauf aufmerksam, dass die Bevölkerung gegenüber einer von der Kirche inspirierten Erziehungspolitik äusserst empfindlich und misstrauisch sei. Schliesslich eröffnete ich ihm Sinn und Zweck meiner Mission und unterrichtete ihn über die im Gang befindlichen Gespräche; ich bat ihn, auf seine Freunde einzuwirken, die notwendige Vorsicht walten zu lassen. Rosse habe mir nämlich erzählt, dass er in seiner Druckerei

bereits das Papier für die Aufrufe an die Bevölkerung eingelagert habe. Wann deutscherseits losgeschlagen werden könne, sei noch völlig ungewiss. Bis dahin könnten noch viele Monate verstreichen. Die Erhebung würde gefährdet, wenn man sich hier zu früh decouvriere. Er versprach mir, entsprechend auf seine Freunde einzuwirken.

Ich fuhr zurück nach Strassburg, um anderntags von dort nach Wien weiterzufahren. Ich hatte kein gutes Gefühl. Diese elsässischen Autonomisten waren ehrbare, gut gesinnte Menschen, aber ob sie auch genügend politischen Sinn und Überblick aufbrächten, um ihre Chancen und Möglichkeiten richtig zu ermessen, musste bezweifelt werden. Die Frage drängte sich ausserdem auf, inwieweit ihre, wenn auch automatisch erfolgte Eingliederung in die NSDAP und ihre Aufgaben und Beschäftigungen innerhalb der deutschen Verwaltung ihr Ansehen bei der Bevölkerung beeinträchtigt, ja ruiniert habe. Um mir Klarheit zu verschaffen, suchte ich am Spätnachmittag noch einen ehemaligen Kollegen auf, der jetzt die Dresdner Bank in Strassburg leitete. Herr Böckel stammte aus einer alteingesessenen elsässischen Familie; ihm durfte ich eine klarere und bessere Übersicht über die Verhältnisse im Elsass zumuten als den zwangsläufig in ihren Vorstellungen und Hoffnungen gefangenen Herren Rosse, Käpi und ihren Freunden.

Ich eröffnete das Gespräch mit der Aufforderung, sofort zu vergessen, was ich ihm sagen werde, nämlich: in Deutschland bestehe eine Gruppe von Generalen, deren Namen mir nicht bekannt seien, die das Ziel verfolgten, bei nächstbieten-der Gelegenheit gegen Hitler loszuschlagen. Die elsässische Autonomistenbewegung habe mit dieser Gruppe Verbindung gesucht. Ich sei hier, um einige Fragen zu klären. Mir seien Zweifel gekommen, ob die elsässische Autonomistenbewegung noch den notwendigen Rückhalt in der elsässi-

schen Bevölkerung hätte. Mein Kollege bestätigte meine Zweifel uneingeschränkt. Die Elsässer seien über die nazi-deutsche Herrschaft so erbittert, dass, mit Ausnahme der Autonomisten, selbst die Kreise, die bis jetzt immer zu Deutschland gehalten hätten, den Tag zurückersehnten, an dem die französischen Beamten wieder das Elsass übernehmen. – Ich verabschiedete mich.

Da ich von Wien weiter nach Warschau fuhr, um einige verlagerte deutsche Luftwaffenbetriebe zu prüfen, verging einige Zeit, bis ich Schulenburg wiedersah. Meine Berliner Wohnung war ein weiteres Mal ausgebombt; wir trafen uns daher im Kaiserhof. Die Unterhaltung führten wir auf dem Balkon meines Zimmers, weil wir fürchten mussten, dass im Zimmer eine Abhöranlage angebracht sei. Ich berichtete Schulenburg von meinen elsässischen Gesprächen. Sehr betroffen war er von meiner Schilderung der schwachen und höchst problematischen Position der elsässischen Autonomisten. Ebenso bedrückte ihn meine Feststellung, nach der Beseitigung des Hitler-Regimes würde sich wahrscheinlich sehr bald eine militärische und politische Lage herausbilden, die uns keine Einwirkung auf die Zukunft von Elsass-Lothringen mehr liesse. Dessen Zukunft würden allein Frankreich und die Alliierten bestimmen. Er müsse daher den Gedanken, Elsass-Lothringen zu einem neutralen Puffer zwischen Frankreich und Deutschland zu machen, aufgeben. Das elsässische Kapitel war damit abgeschlossen. Rosse starb nach dem Kriege im Untersuchungsgefängnis von Nancy. Was aus den anderen Herren geworden ist, habe ich nie erfahren. Nur einen habe ich nach dem Kriege wieder getroffen. Als ich nämlich Rosse am zweiten Tage unserer Besprechungen im Regierungsgebäude von Strassburg abholen wollte, gerieten wir in einen Luftangriff, der sein Schwergewicht auf den Hafen richtete. Wir mussten den Keller auf-

suchen, wo wir die Besprechung in einem abgesonderten Raum fortsetzten. Als ein junger Referendar dazukam, forderte Rosse mich auf, weiterzusprechen, der junge Mann gehöre zu ihnen. Einige Jahre später, als ich in Tübingen Chef der Finanzverwaltung des Landes Württemberg-Hohenzollern war, erhielten wir den Besuch des französischen Oberkommandierenden, General König. Dessen junger Adjutant sprach mich sofort an, ehe er mich dem General vorstellte. Ich nahm an, er habe sich vor Beginn der Zereemonie über die Namen und die Reihenfolge der in den Saal tretenden Herren orientiert. Monate später blitzte mir auf, dass das ja der junge Referendar von meinem Kellergespräch mit Rosse gewesen war.

Im weiteren Verlauf jenes Gespräches berichtete ich Schulenburg von den Möglichkeiten, die ich in Warschau eruiert hatte, mit der polnischen Untergrundbewegung ins Gespräch zu kommen. – Dann besprachen wir die Gesamtlage. Er war sicher, worüber ich auch aus anderen Quellen unterrichtet war, dass die deutschen Befehlshaber in Norwegen, Frankreich und Belgien auf unserer Seite standen.

Die Erhebung war bis jetzt aus zwei Gründen noch nicht ausgelöst worden: die Haltung der in Russland kämpfenden Armeen war ungewiss, und nur ganz wenige Personen aus dem Kreis des Widerstandes hatten Zutritt zum Führerhauptquartier. Die im Osten kämpfenden Generale waren genauso wie die ihnen unterstellten Truppen völlig durch die Kampfhandlungen in Anspruch genommen. Sie hatten keine Zeit, einmal über die Gesamtlage nachzudenken, und lehnten daher jeden Versuch eines gewaltsamen Umsturzes ab. Von daher rührt insbesondere auch die Haltung des wohl befähigsten unter ihnen, nämlich des Feldmarschalls von Manstein, der auf eine vorsichtige Sondierung völlig negativ reagiert hatte. Die Gefahr, die Erhebung gegen Hitler lasse

Deutschland auseinanderbrechen, führte wesentlich mit dazu, dass der Entschluss zum Losschlagen immer wieder hinausgeschoben wurde. Ende August oder Anfang September, als diese Unterredung stattfand, war Schulenburg der Meinung, es würde völlig genügen, Hitler festzusetzen. Ich erwiderte, das sei ein viel zu riskantes Spiel. Gelänge es ihm, wie kurz zuvor Mussolini, wieder auszubrechen, so sei er imstande, auch nur mit einer einzigen, ihm treu gebliebenen Division das ganze Heer wieder aufzuwiegeln, zum mindesten die Armeegruppen im Osten. Ohne eine sofortige Aburteilung des Führers und seiner Komplizen und deren Erschiessung gäbe es keine Ruhe und keine eindeutige Situation. Wer der verschworenen Gemeinschaft des inneren Ringes des nationalsozialistischen Führerkorps angehört habe, müsse für die von dieser Gruppe begangenen Verbrechen mit dem Tode sühnen. Am besten wäre es, diese Gruppe bis herab zum Kreisleiter vor ein militärisches Standgericht oder ein Sondergericht zu bringen, wobei allerdings alle die, die selbst nachweisbar keine Verbrechen begangen hätten, nur mit Haft bestraft werden sollten. Vom Ortsgruppenleiter abwärts seien alle Parteigenossen vorbehaltlos zu begnadigen. Hätten sie sich im Einzelfalle irgendwelcher Verbrechen wie Nötigung, Erpressung und dergleichen zuschulden kommen lassen, müssten diese Verbrechen vor den ordentlichen Gerichten verhandelt werden.

Notwendig sei auf jeden Fall, dass sofort nach dem Staatsstreich das deutsche Volk von einer Welle des Gefühls der Befreiung erfasst werde. Das sei nur möglich, wenn im ersten Augenblick tabula rasa gemacht werde. Ich war in der Beurteilung dieser Massnahmen radikaler als Schulenburg. Das mag vielleicht damit Zusammenhängen, dass er selbst, wie der Berliner Polizeipräsident Graf Helldorf, aus dem nationalsozialistischen Führerkorps hervorgegangen war. Schulen-

bürg war noch 1940/41 für den Fall der erfolgreichen Landung in England als Chef der dortigen Zivilverwaltung vorgesehen gewesen. Vor dem Krieg war er in der inneren Verwaltung von Breslau tätig.

Es dauerte nicht lange, da bat mich Schulenburg wieder in das Büro von Fräulein Rüth. Diesmal traf ich hier auch Herrn Wirmer, den designierten Justizminister, mit dem ich während meiner Zeit als stellvertretender Direktor der Dresdner Bank auch schon geschäftlich zu tun hatte. Schulenburg teilte mir mit, die Gestapo habe ihn informiert, dass Professor Ruppel – der Bruder des deutschen Ausstellungs-kommissars an der Pariser Weltausstellung – , selbst Historiker und zeitweise etwas angekränkelt von der Rassentheorie des Nationalsozialismus, im Elsass subversive Reden halte. Bisher hätte ihn die Gestapo gedeckt, was aber nicht mehr lange möglich sei. Es sei daher notwendig, Herrn Ruppel sofort aus dem Elsass zurückzurufen.

Ich erwiderte Schulenburg, ich könnte im Augenblick nicht ins Elsass fahren, aber mein Freund Steinbach wäre dazu wohl in der Lage. Steinbach holte Ruppel dann auch aus dem Elsass zurück. Die Verbindung zwischen der Gestapo-Zentrale und dem Kreis des 20. Juli war sehr eng. Das hatte mir Schulenburg, der inzwischen oder kurz darauf zu Canaris überwechselte, bereits gesagt. Nachträglich wurde mir klar, dass alle Nachrichten über den Verschwörerkreis bei dem stellvertretenden Leiter der Gestapo-Zentrale, Nebe, zusammenliefen und dieser die Recherchierungen nicht nur unterdrückte, sondern zur Absicherung des Kreises auch an Schulenburg weiterleitete. Von Herbst 1943 bis zum Putsch habe ich Schulenburg nur noch ein- oder zweimal gesehen.

Den 20. Juli 1944 erlebte ich in Holland. Als ich zwei Tage später in Berlin eintraf, war ein Teil der Namen der Verschwörer bereits bekannt. – Von einer Telephonzelle aus

rief ich Fräulein Rüth an und fragte sie, wie sie den letzten Fliegerangriff überlebt habe. Sie antwortete, in ihrer Nähe habe es verschiedentlich heftig eingeschlagen. Die Unordnung sei noch so gross, dass sie mich bitten möchte, nicht bei ihr vorbeizukommen.

Wenige Tage später fuhr ich mit meinem Freunde Steinbach auf die Ulmer Hütte, in das Jagdgebiet meines Freundes und Klienten Generalkonsul Lerch. Steinbach hatte Schulenburg verschiedene Entwürfe für Aufrufe übergeben. Wir wussten nicht, inwieweit er gefährdet war, konnten aber nach einiger Zeit mit Erleichterung feststellen, dass Schulenburg dichthielt und die Gestapo uns ungeschoren liess. – Im November 1944 traf ich einen alten Freund, von dem ich nicht einmal wusste, dass er ebenfalls unserem Kreis angehört hatte. Als er mir eröffnete, dass die Gestapo hinter ihm her sei, riet ich ihm, entweder sich sofort zu stellen, um die Lage nicht noch zu erschweren, oder, wenn die Möglichkeit sich biete, für einige Monate – bis zum unzweifelhaft bevorstehenden Zusammenbruch des Hitler-Regimes – unterzutauchen. Er hat das Regime im Gefängnis in der Prinz-Albrecht-Strasse überlebt.

Stauffenbergs hervorragende Rolle war mir bekannt, da ein Neffe meines Freundes Ernst Steinbach dessen Adjutant war. Vielleicht hätte die militärische Erhebung Aussicht auf Erfolg gehabt, wäre Stauffenberg bereit gewesen, seine eigene Person zu opfern und damit die Tötung Adolf Hitlers zu sühnen. Darüber hinaus wäre es notwendig gewesen, den unmittelbaren Ablauf des Putsches in einer ganz anderen Weise vorzubereiten. Es war doch schlechterdings unmöglich, dass Goebbels noch mit Hitler telefonieren und dadurch den Kommandeur des Wachbataillons auf Hitlers Seite ziehen konnte. Hier ist der Putsch an dem einseitig militärischen Denken seiner Führer gescheitert. Ob er politisch zu einem

Erfolge geführt hätte, bezweifle ich. Die Gruppe des 20. Juli war zu wenig homogen und hatte, wie ich aus Gesprächen mit Schulenburg folgern musste, auch kein klares Aktionsprogramm über das, was unmittelbar nach der Machtübernahme zu geschehen hätte. Daher auch das zitierte skeptische Urteil Schulenburgs über den weiteren Fortgang der politischen Entwicklung nach einer geglückten Erhebung.

Heinrich Mechler wurde am 5. April 1912 in Mannheim geboren. Nach seiner Ausbildung war er seit 1937 in einem Grossunternehmen in Berlin in leitender Stellung tätig. Seine seit 1942 ausgeübte Tätigkeit als Organisations- und Wirtschaftsberater führte ihn in das gesamte damalige Reichsgebiet und in die besetzten Gebiete. Nach dem Krieg setzte er seine Beratungstätigkeit fort, insbesondere in der von ihm heute geleiteten DEORGA (Gesellschaft für Unternehmensberatung) in Stuttgart. Seine beruflichen Erfahrungen hat er in zehn Büchern niedergelegt, u.a. «Führungskräfte brauchen Entlastung / Mit Management-Methoden gegen die Manager-Krankheit» (1956), «Betriebsführung als Hauptfach / Vom Fachmann zur Führungskraft» (1957), «Produktive Betriebsabrechnung / Aktuelle Zahlen - Einfache Rechenmethoden» (1959), «Koordination im Betrieb» (1961), «Die unentbehrliche Klasse / Das betriebliche Führungskorps in der industriellen Gesellschaft» (1964).

Heinrich Mechler

Ohne Feindberührung in Feindesland

Im Jahre 1941 ermunterte mich ein Berliner Theaterverleger, ein Filmmanuskript über das Leben und die Arbeit in einer Fabrik in den damals besetzten Gebieten zu schreiben. «Das Drehbuch machen wir dann schon; ich brauche von Ihnen den Stoff. Schreiben Sie eine schöne Handlung über einen deutschen Betriebsführer, seine Leute, den Aufbau des Werkes, das grosse Ziel, den Umgang mit der Bevölkerung, natürlich müssen einige Knüller hinein, na ja, Sie wissen schon ...» Es sollte also ein Film über die hinter den Fronten tätigen Zivilisten im Feindesland entstehen. Man hätte durch eine dramaturgisch ergiebige Handlung, mit «weltanschaulicher» Passform wohlgemerkt, zeigen müssen, wie «reklamierete» Betriebsführer, Ingenieure, Verwaltungsfachleute, Dolmetscher, Fabrikmeister, Handwerker, Kraftfahrer usw. mit ihren in der Heimat noch ganz unbekanntenen Problemen zurechtkamen.

«Gute Geschichten, aber keine Geschichte, die etwas hergibt. Wir sind doch im Krieg.» – «Zivilisten im Krieg ohne Feindberührung, daraus kann man nichts machen, wenn man weiss, was eigentlich erwartet wird.»

Das war in der Tat das Problem. Wir hatten im Feindesland keine Feindberührung. Dort, in einer Fabrik, kam es darauf

an, mit den Einheimischen und meist nur mit einer Handvoll Deutschen eine bestimmte Produktion, oft in kurzer Zeit und manchmal nur mit den primitivsten Mitteln, in Gang zu bringen. In vielen Gebieten erlebte man ringsum Zerstörung, Hunger, Verfolgung. Es hatte keinen Zweck, darüber nachzudenken, warum das alles geschah. Wir Deutschen und unsere angestellten «Feinde» lebten nur jeweils für einen Tag, der überlebt werden musste. Nicht einmal die guten Berichte des Oberkommandos der Wehrmacht hatten für uns eine Bedeutung. Was uns unmittelbar betraf, das war wichtig. Ich habe auch nie jemand ernsthaft und überzeugend vom Endsieg reden hören. Wir hatten schon einen schalen Vorgeschmack davon, denn wir lebten in einem «besiegten» Land, inmitten einer Bevölkerung, die von der künftigen deutschen «Friedensordnung» gewiss fatalere Vorstellungen hatte als wir selbst. Unsere eigenen stimmten uns jedoch alles andere als siegesfroh.

Aber noch war Krieg, und die unverhofft vielen neuen Untertanen wussten, wie sehr wir auf sie angewiesen waren, obwohl die bewaffnete Macht hinter uns stand. Wir mussten, möglichst ohne diese Macht, einen eigenen Stil von «Herrschaft» entwickeln, über den man direkt weder sprechen noch schreiben durfte. Wir operierten Tag für Tag mit der zentralen Tatsache, dass von uns die Erfüllung einer kriegswichtigen Produktionsaufgabe verlangt wurde, und wir bemühten uns wirklich darum, gut und erfolgreich zu arbeiten. Diese positive Einstellung gab uns jedoch auch ein unkodifiziertes Anrecht auf eine Gegenrechnung: Wir wehrten uns gegen alle Eingriffe, die unsere Aufgabe gefährdeten. Dazu gehörten vor allem die Bedrohungen gegenüber den jüdischen Einheimischen, die für uns arbeiteten. Wir konnten auch viel für die Verbesserung der Lebensbedingungen tun, weil wir das Argument für uns hatten, dass die Ernährung

für die Arbeit genauso wichtig war wie die Produktionsmittel. Die notwendigen ärztlichen Betreuungen konnten wir z.B. damit begründen, dass eine Seuche Produktionsrückgänge zur Folge hätte.

Humanitäre Erörterungen gegenüber den deutschen Dienststellen hätten uns «unsere» Leute nur verübelt, weil sie nutzlos gewesen und nur unsere schnelle Ablösung bedeutet hätten.

Der Verfasser dieser Niederschrift machte seine Erfahrungen in Russland, Polen und der Tschechoslowakei. Wo, wie in Russland, der Krieg die heftigsten Zerstörungen hinterlassen hatte, waren auch die zivilen Lebensmöglichkeiten der Bevölkerung am härtesten betroffen. Da jedoch eine Produktionsaufgabe nur mit Hilfe von Menschen gelöst werden konnte, die zu essen hatten, deren Kleidung sie vor Kälte schützte und die ein Dach über dem Kopf hatten, nahm die Lösung dieser Probleme in der Anfangszeit uns am meisten in Anspruch; diese Notwendigkeiten führten sogar dazu, dass manche Deutschen, wie der Verfasser, die deutschen Gesetze und Anordnungen dann nicht mehr befolgen konnten, wenn durch diese den für uns arbeitenden einheimischen Kräften das Existenzminimum versagt wurde. (Das «Nachspiel» vor dem «Sondergericht» war allerdings bitter.) Weit vom Reich und von der deutschen Gesetzesfabrik entfernt, in der in völkischer und rassischer Einfalt neue Herrschaftsphantasien umgingen, machten wir an Ort und Stelle selbst aus, was ohne Gefährdung der Versorgung der deutschen Truppen getan werden konnte.

Es war auch gewiss nicht so, dass die menschlichen Tragödien um uns herum uns ungerührt gelassen hätten, und eine Darstellung all dieser Schrecklichkeiten würde wohl kein Ende finden. Die Tatsache jedoch, dass wir diese Dinge nur von

den davon Betroffenen selbst erfahren konnten, ist zugleich der Beweis dafür, dass man uns vertraute und um Hilfe nachsuchte, obwohl jeder geschilderte Vorgang eine unausgesprochene Anklage gegenüber dem Besatzungsregime enthielt. Oft wurde nach der Hilfe, die wir mit der notwendigen «Absicherung» auch in Fällen leisteten, «die uns gar nichts angingen», unsere Fähigkeit gemessen, den Entartungen eines Regimes zu trotzen, das nicht nur Krieg führte, das vielmehr die in den besetzten Gebieten vorübergehend vorhandene «Waffenruhe» auch dazu benutzte, die in jener Zeit jedenfalls noch unbekannt gewesenen Formen der Unterdrückung und Ausrottung anzuwenden. Die Schwierigkeiten, die dabei für uns entstanden, wurden nicht allein durch die unterschiedlichen «Führungskonzeptionen» auf deutscher Seite ausgelöst; wir mussten ferner stets die Möglichkeit im Auge behalten, dass sich unter den Hilfesuchenden Leute befanden, die als Spitzel für einheimische oder deutsche Auftraggeber arbeiteten, so dass uns unser Verhalten auch, wie es damals hiess, «die Rübe kosten konnte».

Nach allem, was später an Unmenschlichkeiten ans Tageslicht kam und in den Prozessen verhandelt wurde, ist heute wohl zu verstehen, dass wir im Kriege von manchen Dienststellen als «schlappe» Deutsche betrachtet wurden, weil wir uns schützend vor unsere Leute und auch ihre Angehörigen stellten. Dieser Vorwurf schien dann berechtigt, wenn offene oder versteckte Sabotageakte verübt wurden, die wir jedoch in der Lage, in der wir uns befanden, einkalkulieren mussten. Denn in jedem Volk, das zwar «besetzt», aber noch nicht besiegt ist, gibt es Kräfte, die ihr Joch abschütteln wollen, und die deutsche «Besatzungspolitik» gab diesen Kräften nur einen allzustarken Auftrieb.

Wie der Krieg auch enden mochte, für uns galt die schnell gemachte Erfahrung, dass gerade der durch den Krieg aus-

gelöste staatliche Zerfall den Überlebenswillen der Bevölkerung ausserordentlich beflügelte, und diesen unterstützten wir, so gut es ging – gewiss auch im Interesse unserer Aufgabe. Da diese Auffassung der amtlichen, in bestimmten Gebieten jedenfalls, widersprach, mussten viele von uns mit dem Regime in Konflikt geraten, und zwar ganz unabhängig von ihrer ursprünglichen Einstellung zum Nationalsozialismus überhaupt. Und in dieser Konfliktsituation war kaum zu vermeiden, dass wir oft der «Humanitätsduselei» bezichtigt wurden. Obwohl wir doch nur das Glück hatten und, offen zugegeben, darüber erleichtert waren, dass unsere berufliche Aufgabe die Erfüllung der humanitären Anliegen geradezu bedingte.

Über allen Anstrengungen jedoch, die der Vermenschlichung der Kriegszeit in den besetzten Gebieten galten, liegt gewissermassen ein Mantel des Schweigens. Die Verbrechen, die trotz vieler listigen und mutigen Bemühungen nicht verhindert werden konnten, sind so schrecklich, dass jeder Abmilderungsversuch falsch verstanden werden könnte. Es muss hier ferner gesagt werden, dass es unter den Zivilisten im Feindesland auch Befürworter der extremen deutschen Kriegsziele gab, die vielleicht mit der Bezeichnung «Herrenmenschenwahn» am treffendsten gekennzeichnet werden können. Ausserdem gab es den «gutgläubigen Deutschen», ganz gleich ob mit oder ohne Parteiabzeichen, der mit Sendungsbewusstsein «deutsche Ordnung, Sauberkeit und Tüchtigkeit», und zwar ohne Brutalitäten, bringen wollte. Ferner traf man mit einer Vielzahl von Deutschen zusammen, die ganz einfach froh waren, dass sie auf niemand zu schiessen brauchten und dass sie nicht auf die schmalen Kriegsrationen in der Heimat angewiesen waren. Schon aus den genannten Unterscheidungsmerkmalen mag erkennbar sein, dass das

Verhältnis der Deutschen zu den Einheimischen sehr vielschichtig gewesen ist, von den bei einem längeren Zusammenleben unvermeidlichen Geschlechterbeziehungen ganz zu schweigen.

Der einzelne Deutsche, der, ob es ihm passte oder nicht, im besetzten Gebiet für die deutschen Kriegsziele arbeiten musste, war, von Ausnahmen abgesehen, kein Verschwörer, und es war ihm unausgesetzt das Problem aufgegeben, wie er sich mit dem deutschen Regime und seinen Anordnungen arrangierte. Vor allem wollten sich nahezu alle das Privileg erhalten, keine Uniform tragen zu müssen, denn es war nicht jedermanns Sache, eine leitende zivile Position mit dem Rekrutendasein zu vertauschen.

Gerade die Erhaltung dieses Privilegs hatte jedoch den Nachweis der zivilen Unentbehrlichkeit, der «Unabkömmlichkeit», zur Voraussetzung. Schon dadurch war eine Identifizierung mit der jeweils gestellten Aufgabe gegeben, wobei allerdings nahezu jeder den Bewegungsspielraum abzustrecken versuchte, der ihm verblieb, wenn er, wie es hiess, sich «anständig aus der Affäre» ziehen wollte. Damit ist auch zugleich gesagt, dass die meisten zwischen den wirklichen Notwendigkeiten, der gestellten Aufgabe gerecht zu werden, und den vom Regime ausgehenden unmenschlichen und verbrecherischen Vorstellungen und Massnahmen sehr wohl zu unterscheiden wussten.

Wie gross jedoch der Bewegungsspielraum faktisch gewesen ist, war von Fall zu Fall sehr verschieden. Das Verhalten wird vielleicht am besten durch die weit verbreitet gewesene Formel gekennzeichnet: Was gut und möglich ist, tun! Was schlecht ist, unterlassen und hintertreiben! Die Verwertung dieser Maxime im Alltag war jedoch alles andere als einfach, da damit ein Doppelspiel verbunden war, welches auch mit Überredungskünsten und einem gescheiterten Dummstellver-

mögen nicht immer gewonnen werden konnte; es wurde, was den menschlichen Bereich angeht – auf den es hier ja ankommt in vielen Fällen sogar endgültig verloren, und vor allem betraf dies bekanntlich unsere jüdischen Helfer.

Das ist wohl auch der wichtigste Grund dafür, dass kaum einer, der an verantwortlicher Stelle in den besetzten Gebieten arbeitete, sich heute bereit findet, über sein humanitäres Wirken Auskunft zu geben. Dafür muss man Verständnis haben, denn niemand möchte gegenüber den Verbrechen, die in den Geschichtsbüchern mit Zahlen und Tatsachen belegt sind, mit seinen eigenen Anstrengungen aufwarten, die, bezogen auf den Einzelfall, winzig und bedeutungslos erscheinen, weil oft nur Lebenserleichterungen und Lebensverlängerungen für die Opfer des Regimes möglich gewesen waren.

Wenn tatsächlich im privaten Kreis einmal, und eigentlich ganz selten, von diesen Geschehnissen die Rede ist, bleibt bei manchem trotz der Schilderung makabrer Einzelheiten eigentlich nur das Verwundern darüber übrig, dass man selbst überlebt hat, weil man gottlob in jenen Zeiten die eigene Gefährdung geringer einschätzte, als sie, rückblickend betrachtet, tatsächlich gewesen ist.

Wie verschlungen nämlich die Zusammenhänge oft waren, dafür mag der hier folgende Dialog ein Beispiel sein, der damals allerdings, als ich um ein Manuskript gebeten wurde, zwar erlebt wurde, aber nicht geschrieben werden konnte.

«*Gut sein zum Sturmbannführer*»

«Herr Dr. Epstein, in einer Stunde kommt der Sturmbannführer.»

«Ich bin der Epstein.»

«Ja, erst wieder in einer Stunde.»

«Sie könnten sich versprechen, Herr Direktor.»

«Bei Ihnen nehme ich noch Unterricht im Umgang mit der SS.»

«Gute Idee. Sie sind wütend auf den Sturmbannführer. Das ist schlecht.»

«Während ich weg war, hat er im Hof drei von Ihren Leuten aufhängen lassen.»

«Da kann man nix machen.»

«Im Werk hat er nichts zu suchen. Ich bin für die Produktion und meine Leute allein verantwortlich.»

«Diese Leute sind Russen und Juden. Die Kompetenzen sind vielleicht nicht ganz klar.»

«Ist mir egal. Ich lasse mir das nicht mehr gefallen.»

«Bitte, Herr Direktor, gut sein zum Sturmbannführer. Wir haben sonst den Schaden im Getto.»

«Wo jetzt deutsche Juden sitzen. Vor denen ich mich sowieso schon schäme. Also: Ich werde gut sein zum Sturmbannführer.»

«Danke, Herr Direktor. Warum überhaupt kommt der Sturmbannführer? «

«Er will die Unterkünfte meiner Hofjuden besichtigen, wie er sagt. Seitdem für euch diese Baracken im Hof aufgestellt sind, entlaste ich das Getto. Das ist die massgebende Version. Kapiert, Doktor?»

«Ja.»

«Sehen Sie in den Baracken nach, dass alles schön sauber ist. Ich will mir von dem Sturmbannführer keine dreckigen Bemerkungen anhören.»

«Ich habe schon Inspektion gemacht. Jeden Morgen mache ich das. Es ist alles sauber. Wir wollen uns von den Juden aus dem Reich nicht mehr beschämen lassen. Die SS stellt diese als grosses Vorbild hin.»

«Von Sauberkeit allein kann man nicht leben. Wir haben jetzt über 200 deutsche Juden im Werk. Ich mache mir Sorgen um ihre Verpflegung. Denken Sie darüber, wie Sie wollen, aber es sind auch Landsleute von mir. Ihr Frühstück im Getto besteht, wie Sie wissen, aus einer Tasse heissem Wasser und einem Stück trockenem Brot. So kommen sie zu uns ins Werk und sollen 12 Stunden arbeiten. Das Mittagessen muss also kräftiger sein als bisher.»

«Wichtiger ist, dass wir den Torf bekommen, Herr Direktor.»

«Lenken Sie mich nicht ab, Doktor. Sie und Ihre Leute leiden im Werk wenigstens keinen Hunger. Wie geht es übrigens Ihrer Frau?»

«In sechs Wochen ist Entbindung.»

«In meinem Zimmer liegen noch die Äpfel und die Zitronen aus der Marketenderei. Anuschka soll Ihnen die Sachen für Ihre Frau geben. Da fällt mir noch ein: Was war das gestern für ein Krach mit dem Berliner? Ich habe lange keinen so unverfälschten Berliner Dialekt mehr gehört. Ordentlich gefreut hätte ich mich, wenn der Anlass ein besserer gewesen wäre.»

«Unsere Leute aus dem Reich wollen auch in die Baracken.»

«Das heisst: Ihr sollt hinaus, damit die anderen hinein können. Das ist doch ganz und gar unmöglich. Ich darf mit meinem Privat-Getto nicht auffallen. Sonst platzt mir die ganze Sache.»

«Das ist auch unsere Meinung.»

«Moment mal. Ich hab's. Der Oberstabsveterinär wird mir helfen. Ich kann mich nicht darauf verlassen, dass wir gelegentlich ein Stück Vieh erwischen und schlachten. Ich muss eine Quelle erschliessen, die regelmässig sprudelt. In der Heeresschlachtereie gibt es Fleisch, das sich zwar nicht zum Eindosen eignet, das jedoch noch gut ist, wenn es sofort ver-

zehrt wird. Ich fahre heute noch los. Das ist für uns die richtige Sache.»

«Herr Direktor, der Torf.»

«Ja, der Torf. Ich muss deswegen ins Partisanengebiet und werde abgeknallt. Meine Letten können mir da auch nicht helfen.»

«Oje, die Letten. Sie wollen alles machen privat, Herr Direktor, Ihre Privatpolizei aus Riga ist jedoch nix gut.»

«Ja, ich weiss, diese Truppe, die ich da engagiert habe, ist auch nicht das, was ich mir davon versprochen habe. Zu scharf gegenüber Russen und Juden. Aber sonst tapfere Leute.»

«Ja, bei unseren jungen Mädchen.»

«Soll ich hier vielleicht auch noch auf die Rassenschande aufpassen? Aber wie ist das bei der Heeresschlachtereier? Darf ich das Fleisch überhaupt annehmen, selbst wenn man es mir nachwirft? Wogegen verstoße ich jetzt wieder? Ist mir wurscht. Wir müssen produzieren, und meine Leute brauchen Furage. Das haut immer hin. – Ja, ich weiss, der Torf. Sie haben da noch was auf der Pfanne?»

«Ich wollte Ihnen sagen, Herr Direktor, dass Sie im Partisanengebiet frei fahren können.»

«Sie haben mit der Gruppe gesprochen?»

«Ja. Es ist alles in Ordnung. Sie dürfen aber nur allein mit dem Fahrer und der Dolmetscherin reisen.»

«Verrückte Welt. Ich könnte die Leute hochgehen lassen. Sitzen hier mitten im Werk. Aber wo bekomme ich sonst die 4'000 Tonnen Torf her? Aus dem Reich kriegen wir keinen Krümel Kohle. Und der Winter ist lang. Na ja, einen Teil verfeuern wir auch in der Sauna, damit unsere Tänzerinnen und Choristinnen hübsch und sauber sind und die kaputte Oper besser verschmerzen. – Noch verrückter: Auch Sie können mich hochgehen lassen, Doktor. Ich verwende

Sie als Meldegänger bei den Partisanen, als Privatdetektiv, wenn Sie wollen. Sie wissen also Bescheid, mit wem ich hier unter der Decke zusammenarbeite.»

«Wir brauchen Sie, Herr Direktor, und wir werden immer nur so viel verlangen, dass Sie bei der SS nicht auffallen. Sie können also ganz sicher sein.»

General Dr. Hans Speidel hat in einem Brief an den Herausgeber den Beitrag von General Paul Berben ein «magistrales und vorbildlich ritterliches document humain» genannt.

Der belgische Major Berben hat von 1940 bis 1945 fünf Jahre in deutscher Kriegsgefangenschaft verbracht. Dort erlebte er den 20. Juli 1944. Er schrieb darüber in «Bewährtes, gewahrtes, gemehrtes Erbe» (Zürich 1965, S. 21 f.): «Ich erinnere mich genau an jenen Tag. Ich befand mich damals in Prenzlau, seit mehr als vier langen Jahren der Gefangenschaft – ein Tag wie hundert andere, die wir hinter dem Stacheldraht hinter uns brachten. Das Wetter war grossartig. Plötzlich, im Verlaufe des Nachmittages, zeigte sich ungewohnte Aktivität in den Wadi türmen: die Wachen hoben die Blachen von den Maschinengewehren und richteten diese schussbereit. Wir Gefangenen waren neugierig. Als jedoch wenige Stunden später alles wieder den üblichen Lauf nahm, vermuteten wir eine normale Alarmübung und kümmerten uns nicht weiter darum. Wie gross war daher unsere Überraschung, als wir am andern Tage in den deutschen Zeitungen lasen, eine «kleine Clique von Verrätern' hätte versucht, den Führer zu beseitigen! So hatten sich also Ereignisse von unberechenbarer Tragweite in der Reichshauptstadt abgespielt, von der wir kaum hundert Kilometer entfernt waren, und wir hatten nichts wahrgenommen. – Wir haben dann noch einen mühseligen Winter in unserem Lager verbracht und sind nach fünf Jahren «grosser Ferien' endlich in unser Land zurückgekehrt.»

Teils aus derart gewecktem Interesse, teils als Leiter des «Deuxieme Büro» der in Deutschland stationierten belgischen Truppen begann Paul Berben nach dem zweiten Weltkrieg sich intensiv mit dem inneren deutschen Widerstand zu befassen. Literarische Frucht ist das in vier Sprachen übersetzte Buch «L'attentat contre Hitler».

Paul Berben, 1899 geboren, wurde 1921 zum Offizier brevetiert. Er war 1954 als Generalmajor stellvertretender Kommandant der belgischen Truppen in Deutschland, 1955 bis 1957 Generalinspektor der Infanterie, 1958 bis 1960 als Generalleutnant Oberkommandierender des belgischen Natokontingents. Gegenwärtig arbeitet er an einem Werk über die Panzerdurchbrüche im Frankreich-Feldzug 1940.

Paul Berben

Der Soldat im Zwiespalt von Gewissen und Befehl

In den zwanzig Jahren seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist das Problem des Widerstandes gegen die totalitäre Staatsführung – am Beispiel der Verschwörung gegen Hitler – in einer Fülle deutscher und ausländischer Studien untersucht worden. Die meisten dieser Arbeiten haben viel von ihrem historischen Wert eingebüsst, vor allem weil die Autoren noch zu stark unter dem direkten Eindruck der dramatischen Ereignisse standen. Inzwischen hat die Forschung manche Lücke gefüllt; von den psychologischen Hindernissen, die eine objektive Beurteilung aus wertender Distanz erschwerten, sind viele beseitigt worden oder fielen dahin.

Eine solche Beurteilung ist von grösstem, nicht nur historischem Interesse und von einer Bedeutung, die den nationalen Bereich weit überschreitet. Sie geht unmittelbar alle Menschen an, die im Zeitalter der *einen* Welt und der Atomkraft den Frieden und die Freiheit bewahren und die menschliche Würde erhalten wollen.

Eine Erhebung, wie sie die innere deutsche Widerstandsbewegung erstrebte, war nicht denkbar ohne Mitwirken des Heeres. Ein solches Mitwirken griff an die Wurzeln der soldatischen Existenz, stellte damit also die Grundlagen der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung in Frage. Die

Fragen nach der Bedingungslosigkeit des Eides und den Grenzen des militärischen Gehorsams spielten bei der Vorbereitung eines Aufstandes gegen Hitler eine entscheidende Rolle.

Hier geht es also um den Versuch klarzulegen, wie deutsche Offiziere dazu gekommen sind, gegen ihren Oberbefehlshaber sich zu erheben, mitten im Kriege den Versuch zu wagen, ihn gewaltsam zu beseitigen.

Die gewaltigen moralischen Hindernisse, die zu überwinden waren, um zu solch einem ausserordentlichen Entschluss sich durchzuringen, können nicht erfasst werden, ohne einen Blick auf den inneren deutschen Widerstand als Gesamterscheinung zu tun.

Den inneren deutschen Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime gab es seit Beginn des Dritten Reiches. Die Behauptung, Deutsche hätten sich erst von Hitler abgewandt, als die Periode seiner Erfolge zu Ende war, ist durch Zahlen widerlegt, hinter denen unermessliches Leid, Qualen, Tapferkeit und nicht selten auch prophetische Klugheit stehen. Millionen von Menschen aus den durch Deutschland besetzten Ländern sind in die Konzentrationslager verschleppt worden; darüber darf aber nicht vergessen werden, dass die ersten Opfer dieser höllischen Einrichtungen ausschliesslich Deutsche waren. Zehntausende sind gestorben. 1945 gab es noch einige Überlebende, die zwölf Jahre Haft hinter sich hatten. Die NS-Propaganda versuchte stets – übrigens nicht immer ohne Erfolg – davon zu überzeugen, dass es sich hier um Verbrecher, Arbeitsscheue, asoziale Elemente handelte. In Wirklichkeit bestand die Mehrzahl der Häftlinge aus Gegnern des Regimes aus allen Schichten der Bevölkerung, aus Menschen, die aus politischen, philosophischen, religiösen und allgemein-menschlichen Gründen ausgesprochene Feinde des Regimes waren. Mit Recht hat der berühmte deutsche

Historiker Friedrich Meinecke gesagt, Deutschland sei das erste besetzte Land gewesen.

Ja, es gab einen Widerstand von Anfang an, wenn auch die Mehrzahl des Volkes naturgemäss und zwangsläufig passiv blieb. Nach den Ereignissen des 30. Juni 1934, der Ausschaltung der SA und ihres Stabchefs Röhm, war das Regime gefestigt. Wir wissen heute, mit welchen Methoden das erreicht wurde. Der Krieg hat die Formen der Unterdrückung noch verschärft. Bürger sind zum Tode verurteilt worden, nur weil sie irgendwo, zum Beispiel beim Friseur, im harmlosen Gespräch, Zweifel am siegreichen Ausgang des Krieges geäussert hatten. Hitlers Innen- und Aussenpolitik hatte in den Jahren vor dem Kriege grosse Erfolge errungen: stets hatte Hitler den Krieg vermeiden können; das umkleidete ihn mit einem Nimbus des Erfolges. Der überwiegende Teil des Volkes war fasziniert. Die Ereignisse führten zu dem Glauben, dass Hitler stets die Grenzen des Möglichen erkennen und einhalten würde. Der Diktator wurde auch ausserhalb Deutschlands nicht selten von massgeblichen Persönlichkeiten bewundert, obwohl gerade ihnen die üblen Erscheinungen des Regimes nicht verborgen bleiben konnten. Diese wurden oft als Kinderkrankheiten bagatellisiert oder Hitlers Gefolgsleuten in die Schuhe geschoben.

Die wenigsten sahen die furchtbare Entwicklung voraus. Feldmarschall von Manstein schreibt dazu: «Man glaubte unter einer autoritären Staatsform zu leben und erkannte nicht, dass man sich bereits auf dem Wege zum Totalitarismus befand»; und: «Es war moralisch bedenklich, wie damals das Gewicht der Erfolge die Mehrheit des deutschen Volkes, und mit ihr die Soldaten, blind gemacht hat für die Verletzung der ethischen Grundsätze, auf denen der Staat beruhen soll.»

In diesem SS- und Gestapostaat war eine Volkserhebung

nicht denkbar. Erst in den letzten Monaten des Krieges hätte die Mehrzahl des Volkes eine gewaltsame Änderung des Regimes begrüsst, um das Ende des Krieges herbeizuführen. – General de Gaulle erklärt in seinen Memoiren: «1'Allemagne séduite au plus profond d'elle-même, suivit son Führer d'un élan. Jusqu'à la fin elle lui fut soumise, le servant de plus d'efforts qu'aucun peuple, jamais, n'offrit à aucun chef.»

(«Deutschland, verführt bis in seinen innersten Wesenskern, folgte seinem Führer hingerissen. Bis zum Ende war es ihm hörig, diente ihm mit mehr Hingabe, als je ein anderes Volk sie irgendeinem Führer schenkte.»)

Auch von einer sogenannten «Revolution von oben», vom Stabe der Partei oder der höheren Beamtenschaft, war kein gemeinsames Handeln zu erwarten. Neue, systemgetreue Kräfte hatten die alten Kader ersetzt oder durchgesetzt; viele gesunde Kräfte waren freiwillig aus ihren Ämtern getreten; andere beschlossen, in ihren Ämtern auszuharren, um gegen die schlimmsten Auswirkungen zu kämpfen. Manche verloren dabei die Freiheit und das Leben. Aber bei allem – noch nicht genug erkannten und oft vollkommen verkanteten – Heroismus vermochten diese vereinzelt Anstrengungen zwar Einzelne zu retten, nicht aber die Zustände radikal, das heisst wörtlich «an der Wurzel» zu wandeln. Manstein sagt: «Einem totalitären Staate gegenüber kann es auch nur ein totales Vorgehen geben.» Also: allein ein Staatsstreich vermochte neue Verhältnisse zu schaffen, und nur die bewaffnete Macht konnte versuchen, einen Staatsstreich zum Erfolg zu führen.

So erklärt sich, dass die zivilen Gruppen des Widerstandes stets die führenden Männer der Wehrmacht zur Tat gedrängt haben. Aber viele Illusionen herrschten über die wahren Zustände in der Wehrmacht und über die praktischen Möglichkeiten, über die reale Macht der Generale.

Vor dem Kriege gab es nur eine kleine Minderheit der Offiziere, die das System so überzeugt ablehnte, dass sie bereit war, dagegen unter formaler Missachtung des Eides zu kämpfen; ebenso waren andererseits die Extremisten, die Hitler in allem, was er tat, vorbehaltlos bewunderten – wie zum Beispiel Keitel – nicht zahlreich.

Die überwiegende Zahl der Offiziere widmete sich mit aller Überzeugung und Kraft ihrem Berufe. Sie waren erzogen worden, sich abseits von der Politik zu halten; in dieser Hinsicht war der Einfluss von Männern wie General von Seeckt noch verpflichtend. Mit der Wiederbewaffnung und der schnellen Erweiterung der Wehrmacht gab es für das Offizierskorps plötzlich ausserordentliche Möglichkeiten auf dem Gebiete der Beförderung und der beruflich-technischen Entfaltung. In wenigen Jahren konnten die Tüchtigsten höchste Stufen erreichen. Es gab materielle Vorteile, Erhöhung des Soldes, Dienstwohnungen usw. Es ist verständlich, dass das nicht bei allen ohne Einfluss war auf den Grad ihrer Treue. Hitler nützte die menschlichen Schwächen mit ebenso genialer wie diabolischer Geschicklichkeit aus. Das natürliche und menschlich anständige Gefühl der Dankbarkeit und der ungebrochenen Loyalität, die Freude und Selbstbestätigung in der technischen Entfaltung des Berufes, standen oft in zermürbendem Zwiespalt zu politischen und weltanschaulichen Einsichten, gegen die die Erfolge des Tages «harte Tatsachen» zum Gegenbeweis anführten – gegen jene Einsichten, die nur gestützt und inspiriert wurden von der leisen Stimme der Ahnungen, der Befürchtungen, der Intuitionen, Gewissenszweifel, geschichtlichen Parallelen. Von dem einen Boden, dem der festen Tradition, der Kameradschaft, des Gehorsams, der fraglos eingeübten Berufs- und Standestugenden, hinüberzutreten auf den andern, auf dem alle diese Stützen wegfielen, wo nicht der Ruhm oder der Heldentod

des Schlachtfeldes, sondern das entwürdigende Martyrium des Gestapo-Kellers winkte – wer absolut und sicher weiss, dass er unter vergleichbaren Voraussetzungen immer und bedingungslos diesen Schritt zu leisten und zu wagen imstande gewesen wäre –, der und nur der werfe den ersten Stein.

Dabei muss gerechterweise noch eine weitere, tragisch paradoxe Gegebenheit ins Auge gefasst werden: eine Erhebung war, wie gesagt, ohne das Heer nicht denkbar. Hier jedoch stemmte sich das grösste psychologische und traditionsverwurzelte Hemmnis entgegen. Denn dieses Heer verkörperte in seiner Spitze in reinster und direktester Form eines der grossen, den militärischen Bereich weit übergreifenden zivilisatorischen Elemente Europas: den preussischen Generalstab. Ausgezeichnet sagt Wolfgang Schall dazu in «Führungstechnik und Führungskunst» (Bad Harzburg 1965, S. 28).

«Ansätze zur Stabsarbeit reichen weit in die Vergangenheit zurück. Sowohl in der katholischen Kirche als auch in manchen Sekretariaten absoluter Fürsten kannte man schon vor Jahrhunderten ausgesprochene Spezialistenstäbe mit bestimmten Aufgaben und Beratungsfunktionen gegenüber der obersten Führung. – Am deutlichsten bildete sich das Stabsprinzip jedoch in der Armee aus. Die Führung mit Stäben – eng verbunden mit Namen wie Scharnhorst, Gneisenau und Clausewitz – wurde notwendig, als die Leitung des Kriegsgeschehens vom Feldherrnhügel aus nicht mehr möglich war und die grossen strategischen Ziele mit Massenheeren verfolgt wurden, in denen den einzelnen Armeekorps weitgehend selbständige Aufgaben zugewiesen werden mussten. Nach Reinhard Höhn, der die Herkunft der Stäbe in Armee und Wirtschaft historisch eingehend untersucht hat, wurde mit der Schaffung des preussischen Generalstabes der Krieg vom Handwerk zur Wissenschaft erhoben. Die Entwicklung

dauerte viele Jahrzehnte. Erst nach 1870/71 war der Generalstab endgültig als militärische Führungsorganisation anerkannt. Die Organisation des deutschen Generalstabes und seine Funktionsfähigkeit galten immer als vorbildlich. Alle modernen Armeen haben sie mit geringfügigen Änderungen übernommen. Die eklatante Niederlage in zwei Weltkriegen entwertet diese Feststellung nicht. Denn die Faktoren, die zur Niederlage führten, sind nicht im Organisationsprinzip des Generalstabes zu suchen. Massgebend waren hier politische Entscheidungen.»

Die Entwicklung des «Stabsprinzips», neben den naturwissenschaftlich-technischen eine der entscheidenden Erfindungen der Neuzeit, war nicht denkbar ohne das ethische, spirituelle und disziplinarische Fundament der Treue und Unterordnung, der qualifizierten Hingabe an einen Souverän. Dieses Fundament durchgegliederter Armeen, auf die sich die staatliche Führung bedingungslos verlassen kann, war und ist ihrerseits eine der entscheidenden Grundlagen der Führungsrolle Europas auf allen Gebieten durch so lange Zeit. Ein Kontinent, bei dem «Pronunciamentos» übelgelaunter und sich übergangenen fühlender Generale und Obersten an der Tagesordnung gewesen wären, hätte die politische, zivilisatorische und wirtschaftliche Führungsaufgabe nicht erfüllen können.

Wenn heute von Soziologen dargelegt wird, nicht mehr die militärische Stabsorganisation, sondern das Teamwork eines interkontinentalen Flughafens mit seiner ausgeprägt dezentralisierten Verantwortung bilde das Modell jeder auf Kontinuität organisierten Zusammenarbeit, so beweist das nur noch mehr, welche ungeheure Schranke die deutschen Offiziere, die sich gegen Hitler erhoben, zu überschreiten hatten. Es brauchte – das scheint beispielsweise Henning von Tresckow, wie sein Abschiedswort bezeugt, erkannt oder erahnt zu

haben – fast die Seelenkraft alttestamentlicher Propheten, um alle diese Schranken zu überschreiten und ein unzweifelhaft hohes Ethos durch das höchste Ethos zu überwinden. – Indem wir uns mit Recht verneigen vor denen, die zu diesem höchsten Ethos sich erhoben, versagen wir uns in der Erkenntnis der Grenzen, die dem Menschengeschlecht gesetzt sind, das Recht, Gericht zu sitzen über die, die die Kraft und Spannkraft und Einsicht zu diesem Sprung nicht fanden. Es ist erschütternd, das Ende von Männern wie Generaloberst Fromm und Generalfeldmarschall von Kluge, die letztlich den Sprung vom Gedanken zur Tat doch nicht fanden, wahrzunehmen. Es war nicht weniger grauenhaft – und im eigenen Bewusstsein sicher weniger sinnvoll – als das der Täter. Gerade solche Schicksale sollten unser Urteil ehrfürchtig und zurückhaltend machen.

Von all diesen moralischen und traditionellen Hindernissen abgesehen, ist auch zu beachten, dass in den Bereichen, die den Rahmen des rein Militärischen überschritten, die Befehlsgewalt der Generale gegenüber der Truppe nicht so weit reichte, wie das in zivilen Kreisen oft angenommen wurde. Jede Aktion gegen die Regierung verlangte naturgemäss Truppenverschiebungen im Inland. Weder diese an sich, noch ihr Ziel konnten lange geheimgehalten werden. Damit war, von Ausnahmen abgesehen, die Befehlsgewalt auch des populärsten und autoritätssichersten Truppenführers am Ende.

Daher musste der Kreis der Beteiligten und Eingeweihten sehr eng gezogen werden. Strengste Geheimhaltung war im absoluten Polizeistaat erste Vorbedingung. Fähigkeit und Charakter, nicht die Zahl, waren ausschlaggebend. Infolgedessen war ein schwerwiegender Nachteil in Kauf zu nehmen: Eine kleine Gruppe musste handeln ohne den Kontakt mit der Masse des Volkes. Vor einer Aktion war es unmög-

lich, sich der Zustimmung der Mehrheit zu versichern. Das konnte erst nach dem gelungenen Staatsstreich versucht werden. Deswegen waren sorgfältig jene Massnahmen vorzubereiten, die geeignet waren, rasch das Vertrauen des Volkes zu gewinnen.

In den ersten Jahren der Hitlerschen Gewaltherrschaft war auch noch nicht jedem General klar, selbst wenn er eindeutig gegen das Regime stand, dass eine grundlegende Änderung nur durch den Staatsstreich erreicht werden konnte. Selbst Beck als Generalstabschef glaubte noch, den Diktator durch Denkschriften von den Gefahren seines politischen Verhaltens überzeugen zu können. Als er die Nutzlosigkeit erkannt hatte, versuchte er einen Kollektivschritt der Generalität zu organisieren. Vielleicht hätte dies zu vorübergehendem Nachgeben des Diktators geführt; im Endergebnis wäre aber doch die Opposition unterlegen.

So oder so, Hitler wäre wohl mit ihnen fertig geworden. Er, nicht die Generalität, verfügte über die Medien und Institutionen, die die öffentliche Meinung manipulierten. Und vor allem: es widerspricht der Grundverfassung eines Diktators, sich in dieser Weise beeinflussen oder gar zwingen zu lassen. Opposition, ja, schon fachlich begrenzte, ordnungsgemässe Kritik, ist in jedem Falle sein Todfeind. Sie berührt sein Prestige – das heisst wörtlich «Blendwerk». Der bescheidenste Prestigeverlust droht alles einstürzen zu lassen. Der Tyrann hat nicht mehr innere Freiheit als der gequälteste seiner Konzentrationslagerhäftlinge äussere. Dieser «Identitätssatz» ist der Schlüssel zu Hitlers gesamtem Verhalten.

Und so stand auch ein Generalfeldmarschall für Hitler nicht höher als der einfache Schütze. Von beiden forderte er den gleichen blinden Gehorsam. Als der Oberbefehlshaber des Heeres, General von Brauchitsch, ihn vor den Gefahren eines Krieges warnte, lehnte er schroff jeden Einwand ab: «Ich

allein trage die Verantwortung.» Aber da waren dennoch Offiziere, die, militärisch gründlich geschult, sich für die unterstellte Truppe verantwortlich fühlten. Sie waren nicht bereit, als kritiklose Ausführungsorgane unter allen Umständen, selbst gegen ihr Gewissen, zu handeln, zu gehorchen, zu führen.

Das führte dazu, dass alle militärischen Führer vom Beginn des Krieges, also aus der Periode der grossen Erfolge, von zwei Ausnahmen abgesehen, im Jahre 1945 nicht mehr im aktiven Dienst standen. Männer vom Format eines Manstein oder eines Guderian hatte Hitler weggeschickt, gerade dann, als die militärische Führung in den Händen der Fähigsten hätte liegen sollen. Doch Hitler wollte nur Generale, die sich mit reiner Ausführungsverantwortung begnügten, «Nur-Soldaten», von denen er keinen Aufstand, ja nicht einmal Einwände des Gewissens oder auch nur des Sachverständes befürchten musste.

Hitler hat seine Pläne auf dem Gebiete der Wehrmacht, der Aufrüstung, Schritt für Schritt verwirklicht. Viele Gutgläubige erkannten seine Absichten erst, als die Entwicklung schon so weit fortgeschritten war, dass nur die Gewalt noch hätte Einhalt bieten können.

Er übernahm am 2. August 1934 den Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht. Am 20. August 1934 schrieb er in einem Brief an Generaloberst von Blomberg: «Heute nach der erfolgten Bestätigung des Gesetzes vom 2. August, will ich Ihnen und durch Sie der Wehrmacht Dank sagen für den mir als Führer und Oberbefehlshaber geleisteten Treueid. So wie die Offiziere und Soldaten sich dem neuen Staat in meiner Person verpflichteten, werde ich es jeder Zeit als meine höchste Pflicht ansehen, für den Bestand und die Unantastbarkeit der Wehrmacht einzutreten, in Erfüllung des Testamentes des verewigten Generalfeldmarschalls und getreu

meinem eigenen Willen, die Armee als einzigen Waffenträger der Nation zu verankern.»

Man weiss, wie er sein Wort «gehalten» hat: durch die Errichtung der SS, einer Prätorianergarde, die am Ende des Krieges fast eine Million Mann stark war.

Im Dezember 1941 übernahm Hitler dann auch noch den direkten Oberbefehl über das Heer. Damit war der Generalstab endgültig entmachtet. Als verantwortlicher Leiter der Operationen an der Ostfront griff er in den Bereich der taktischen Führung ein. Die Konsequenzen sind bekannt.

Die Vereinigung aller Verantwortung und Macht auf seine Person war für Hitler «absolute Gewähr des Sieges»: er Staatsoberhaupt, er Feldherr, er, nach seinen eigenen Worten, «modernster Ideenträger». Aber diese Konzentration der politischen und militärischen Spitzenfunktionen lähmte die soldatische Initiative schlechthin; leicht und verhängnisvoll verwirrte sie in Zweifelsfällen das hierarchische Gefüge und damit die Schlagkraft.

Hitler politisierte das Heer unaufhaltsam, zum Beispiel durch die Einführung der nationalsozialistischen Führungsoffiziere. Solche Massnahmen wurden nur von einer Minderheit begrüsst, den «Parteisoldaten des Ehrgeizes und der Konjunktur», wie General Speidel sie nennt. Die Mehrzahl der Offiziere aller Dienstgrade lehnte die Politisierung ab. Sie spürte als zwangsläufiges Ergebnis die Erschütterung des Vertrauens zwischen Führung und Truppe. Dennoch lehnten viele aus Gründen, die noch zu erörtern sind, einen Aufstand ab. Nicht alle waren sie Gehorsamsfanatiker. Die gab es natürlich, und auch solche, die passiv blieben, einfach, weil das bequemer war und keine Gefahren in sich barg.

Ein wirklich aktiver Widerstand konnte und kann nur von einer Minderheit erwartet werden: von Männern mit einer gesunden Urteilsbildung, die in der militärischen Hierarchie

hoch genug standen, um die wahren Verhältnisse erkennen und durchschauen zu können, von Männern mit Einblick und Weitblick.

Vor einer Gehorsamsverweigerung und vor der Vorbereitung einer gewaltsamen Änderung der Regierung hatten solche Männer einen schweren inneren Kampf zu bestehen. Sie mussten, wie General Speidel sagt, «den Gehorsam gegenüber Gott und dem Gewissen und den Gehorsam gegen Menschen unterscheiden können».

Wie schon gesagt, zu derartigen Entschlüssen konnten nur die kommen, die das Ganze überblickten, und so erklärt sich, dass auf dem militärischen Sektor fast ausschliesslich Generale und Generalstabsoffiziere, die an Posten und Kommandos standen, welche besonderen Überblick boten, sich für die Vorbereitung und die Ausführung des Aufstandes einzusetzen bereit fanden.

Die erste Welle des militärischen Widerstandes war, wie angedeutet, ausgelöst worden durch Hitlers kriegerische Absichten. Vergeblich hatte der damalige Generalstabschef Bede dagegen gekämpft. Sein Nachfolger, General Halder, hat dann ein gewaltsames Vorgehen geplant, und vom Herbst 1938 bis zum Anfang des Zweiten Weltkrieges wurden die ersten Umsturzversuche geplant und weitgehend vorbereitet. Hier schon wurde eine Reihe von Männern tätig, die später in der Vorbereitung und der Ausführung des Attentates von 1944 eine bedeutende Rolle gespielt haben: Erwin von Witzleben, als General damals Befehlshaber des Berliner Wehrkreises, Erich Hoepner, damals Divisionskommandeur in Wuppertal, und eine Anzahl anderer.

Diese Männer verfolgten zu jener Zeit in erster Linie das Ziel, den Krieg, den sie ohne Sturz Hitlers als unvermeidlich kommen sahen, zu verhindern. Die Frage stellt sich: Konnte dieses Ziel damals erreicht werden, und in welchem Ver-

hältnis standen die damit verbundenen Gefahren zur Chance des Gelingens?

Feldmarschall von Manstein, der Hitler nicht kritiklos gegenüberstand und mehrmals mit ihm in Konflikt geriet, sagt dennoch: Unternahm man vor Eröffnung der Feindseligkeiten durch Hitler eine Aktion gegen ihn, so konnte man den Beweis nicht liefern, dass er nicht auch dieses Mal wie bis dahin immer ein friedliche Lösung hätte erreichen können. Wartete man andererseits, bis der Beweis für Hitlers Kriegswillen und Kriegsbereitschaft unwiderleglich erbracht sei, dann musste das, so meinte Manstein, den Zusammenhalt der Wehrmacht katastrophal gefährden. Eine kriegerische Intervention der Westmächte konnte nicht ausbleiben. Übrigens, meint Manstein weiter, in der Lage von 1938 konnte kein Staatsstreich auf bewusstes Mitwirken der Truppe rechnen. Erst nach Jahren, als die Lage hoffnungslos geworden war, konnten auch Offiziere mittlerer und unterer Ränge sich durchringen zum Versuche, das Staatsoberhaupt zu beseitigen. – Schliesslich stellt Manstein die Frage: «Wo gibt es in der Geschichte ein Beispiel dafür, dass eine Armee sich gegen die Staatsführung aufgelehnt hat, weil sie nicht bereit war, die Rolle zu spielen, für die sie geschaffen worden war, die Rolle der ‚ultima ratio‘ ihres Vaterlandes in einem Konflikt mit auswärtigen Mächten? Psychologisch gesehen, dürfte dies, vom Standpunkt des Soldaten aus, eine Unmöglichkeit sein!» (E. von Manstein, «Aus einem Soldatenleben», Frankfurt/Main 1958, S. 343).

Wie dem auch sei: das Münchner Abkommen machte diese «psychologische Unmöglichkeit» noch unmöglicher. Hitler hatte wieder recht gehabt und vor allem recht bekommen. Sein Ansehen stieg noch. Den Höhepunkt seiner «friedlichen» politischen Erfolge erreichte er mit der Schaffung des Protektorates Böhmen und Mähren und der Umwandlung

der Slowakei in einen selbständigen, eng an das Dritte Reich angelehnten Staat.

General de Gaulle hat gesagt, dass Hitler damals handelte, als ob er überzeugt gewesen wäre, dass er immer nur mutlosen Gegnern begegnen würde. Das war sein Irrtum. «Pourtant Hitler allait rencontrer l'obstacle humain, celui que l'on ne franchit pas. Il fondait son plan gigantesque sur le credit qu'il faisait à la bassesse des hommes. Mais ceux-ci sont des âmes autant que du limon.» (Dennoch sollte Hitler dem Hindernis begegnen, das die menschliche Natur stellt und das unüberwindlich ist. Er gründete sein gigantisches Unternehmen auf den Kredit, den er der Gemeinheit der Menschen einräumte. Doch diese sind ebensosehr Seelen wie Morast.) Beim Münchner Abkommen hatte Hitler eindeutig erklärt, nach der Regelung der sudetendeutschen Frage keinerlei territoriale Forderungen mehr zu stellen. Doch den Marsch nach Prag konnte er nicht weiter mit der Politik des nationalen Selbstbestimmungsrechtes rechtfertigen. Dieser Wortbruch verschleuderte das letzte Vertrauen, verbaute endgültig die Verständigung mit den Grossmächten. Unaufhaltsam rückte der Krieg näher. Männer wie die Generale Beck und Halder hatten das früh erkannt.

Als der Krieg, den so viele dieser Männer zu verhindern versucht hatten, dann ausbrach, änderten sich die Voraussetzungen eines aktiven Widerstandes. Viele vertraten die Meinung, dass die Zeit aktiver Opposition jetzt vorüber sei; jetzt könne es nur noch darum gehen, diesen Krieg siegreich und ehrenvoll zu beenden.

Nach dem Polenfeldzug wollte Hitler unverzüglich die Gunst der Stunde nutzen. Schon im Oktober 1939 fasste er den Entschluss, die Westmächte zum frühestmöglichen Zeitpunkt anzugreifen.

Als er als ersten Angriffstermin den 25. November nannte,

schrieb der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe C, General Ritter von Leeb, in sein Tagebuch: «Alle Anordnungen deuten daraufhin, dass man diesen Wahnsinnsangriff unter Verletzung der Neutralität Hollands, Belgiens und Luxemburgs wirklich machen will. Die Rede Hitlers war also nur ein Belügen des deutschen Volkes...»

Nun, das Problem der Neutralitätsverletzung spielte bei Hitler keine Rolle. Hatte er doch am 23. November 1939, bei der Besprechung, zu der alle Oberbefehlshaber befohlen worden waren, erklärt: «Mein Entschluss ist unabänderlich. Ich werde Frankreich und England angreifen zum günstigsten und schnellsten Zeitpunkt. Verletzung der Neutralität Belgiens und Hollands ist bedeutungslos. Kein Mensch fragt danach, wenn wir gesiegt haben. Wir werden die Verletzung der Neutralität nicht so idiotisch begründen wie 1914. Wenn *wir* die Neutralität nicht verletzen, so tun es England und Frankreich.»

Ausser General von Leeb machten noch andere Oberbefehlshaber der an der Westfront eingesetzten Armeen Hitler auf die Gefährlichkeit seiner Pläne aufmerksam.

Zur Frage der Neutralitätsverletzung ist von besonderem Interesse, hier einen noch fast völlig unerforschten und doch nicht bloss für Schweizer so wesentlichen Aspekt der deutschen inneren militärischen Opposition zu erwähnen, den Schutz nämlich, den diese Opposition der Schweiz bot. – Angaben darüber sind bis heute praktisch nur in dem ausgezeichneten Artikel zu finden, den der gegenwärtige Pressechef der Schweizerischen Armee und führende schweizerische Militärhistoriker, Oberst Dr. Kurz, in der «Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift» (1961, S. 296 ff.) unter dem Titel «Nochmals die militärische Bedrohung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg» publiziert hat. Kurz schreibt:

«Im Sommer und Herbst 1940 befand sich somit unsere (die

schweizerische) Armee in der Umgruppierung (zum Bezüge der vom Oberbefehlshaber General Henri Guisan am «Rütli-rapport» angewiesenen Stellungen im «Alpen-Réduit»); in dieser Zeit vorübergehender Schwäche hätte uns ein Angriff doppelt schwer treffen müssen. Der Sommer und Herbst 1940 bedeutete für uns zweifellos die grösste Krisenzeit des ganzen Krieges.»

Der Auftrag zu einer Angriffsstudie gegen die Schweiz wurde damals einem Offizier des Stabes der Ersten Deutschen Armee, dem Major und späteren Generalleutnant Bodo Zimmermann, gegeben. Oberbefehlshaber dieser Armee war Generalfeldmarschall von Witzleben. Wie Witzleben sich zum Zimmermann-Plan verhielt, schildert Oberst Kurz mit diesen Worten: «Ganz ablehnend verhielt sich Generalfeldmarschall von Witzleben, der den Plan kurzerhand als Illusion abtat. Bei der ganzen Einstellung Witzlebens ist anzunehmen, dass seine Ablehnung weniger der Studie Zimmermanns, als vielmehr der Idee eines militärischen Angriffes auf die Schweiz überhaupt gegolten hat. Die Studie ist in der Folge in einer jener Schubladen verschwunden, in denen auch die andern ‚Angriffsstudien Schweiz‘ versunken sind.» Mit anderen Worten, Witzleben tat offensichtlich alles, um die Studie, die mit einem raschen Erfolg der Aktion rechnete, der Aufmerksamkeit Hitlers, der ja völlig unberechenbar war, zu entziehen.

Es ist bekannt, wie Witzleben starb. Der Präsident des Volksgerichtshofes, Freister, quälte den 63jährigen Mann besonders. Damit er als «maroder», seniler Greis wirke, wurde ihm das Gebiss genommen, und er durfte keine Hosenträger tragen, so dass er vor dem Tribunal ständig seine Hosen halten musste.

Immer wieder hat Witzleben erklärt, von eigentlicher Politik verstehe er nichts, er sei – bloss – ein Soldat, der seinem

Gewissen vor allem gehorche. – So wurde er gerade innerhalb und hinsichtlich des sogenannten Zimmermann-Planes, zum Partner, Mit- und Gegenspieler eines andern grossen «Christian Soldier» – eines christlichen Soldaten, des in seinem Vaterlande zu Recht unvergessenen und einzigartig verehrten schweizerischen Oberbefehlshabers während des Zweiten Weltkrieges, General Henri Guisan.

Guisan berief bekanntlich alle höheren Kommandanten der Armee am 25. Juli 1940 zum «Rütli-Rapport» auf die Waldwiese am Vierwaldstättersee. Zu den Kommandeuren vom Bataillon an aufwärts sagte er: «Wir befinden uns an einem Wendepunkt unserer Geschichte. Es geht um die Existenz der Schweiz. Was vor einigen Wochen unvorstellbar war, liegt heute im Bereich der Möglichkeit; wir können von allen Seiten zugleich angegriffen werden. Die Armee hat sich dieser Lage anzupassen und eine Aufstellung zu beziehen, die ihr gestattet, sich auf allen Fronten wirksam zu verteidigen. Leiht euer Ohr nicht denjenigen, die aus Unwissenheit oder böser Absicht defätistische Nachrichten verbreiten und Zweifel säen. Glaubt nicht nur an unser gutes Recht, sondern auch an unsere Kraft, mit der wir, wenn jeder von eisernem Willen erfüllt ist, erfolgreich Widerstand leisten.»

Mit diesen Worten begründete er auch den Entschluss, das Gros der schweizerischen Armee in die «Reduit»-Stellung der Alpen zurückzuziehen, auf die auch für die grösste Übermacht ein Angriff sehr kostspielig sein würde. Auf jeden Fall reichte die Zeit des möglichen militärischen Widerstandes, um den Gotthard- und Simplon-Tunnel, auf die die «Achse» angewiesen war, auf lange Zeit zu zerstören.

Zwischen dem Rütli-Rapport, der Durchführung des Reduit-Planes unter General Guisan einerseits und der Kritik, dem Verschwindenlassen der Zimmermann-Studie durch Feldmarschall Erwin von Witzleben andererseits besteht ein in-

niger, ein sich ergänzender Zusammenhang, der im Einzelnen noch zu untersuchen ist und wohl noch erstaunliche Tatsachen ans Licht bringen wird.

So erkennen wir am Beispiel der Schweiz, dass dort, wo der inneren deutschen Opposition ein ebenso entschlossener äusserer Partner zur Seite stand, eben diese Opposition nicht scheiterte. – Doch kommen wir zurück auf die Monate vor dem deutschen Angriff im Westen, im Mai 1940.

Für den Oberbefehlshaber des Heeres, General von Brauchitsch, und seinen Generalstabschef Halder gab es einen tragischen Widerstreit: Einerseits versuchten sie, getrieben von ihrem sittlichen Verantwortungsgefühl, die Ausweitung des Konfliktes zu einem neuen Weltkrieg zu verhindern; andererseits musste ihr soldatisches Pflichtgefühl, auch das gegenüber den anvertrauten Truppen, sie dazu führen, die geplanten Operationen nach bestem fachlichen Können vorzubereiten.

Wie schon gesagt, hat Halder mehrfach den Sturz des Diktators geplant. Er hat in seiner Stellung solange wie möglich ausgeharrt, nicht im Interesse seiner Person, sondern allein um Hitlers Politik zu bekämpfen. Das zwang zur Doppelrolle des verantwortlichen Beraters und des Verschwörers.

Im Kriege, meint Manstein, musste diese Doppelrolle den Generalstabschef in ein unlösbares Dilemma führen: «An diesem Zwiespalt», schreibt er, «musste er innerlich zerreißen und schliesslich scheitern.» – Das Oberkommando des Heeres hat jedenfalls mit allen Mitteln die Auslösung der Offensive im Westen verzögert, immer in der Hoffnung auf eine politische Lösung des Konflikts.

Der siegreiche Feldzug im Mai und Juni 1940 trug Hitler auf den Höhepunkt seiner Macht. Er war jetzt auch «der grösste Feldherr aller Zeiten». Sein Prestige war triumphal gefestigt.

Dennoch waren nicht alle Deutschen von seinen ausserordentlichen Erfolgen betäubt. So schrieb Ulrich von Hassell schon am 24. Juni 1940 in sein Tagebuch: «Niemand kann die Grösse der von Hitler erreichten Erfolge bestreiten. Aber das ändert nichts am inneren Charakter seiner Taten und an den grauenhaften Gefahren, denen nun alle höheren Werte ausgesetzt sind. Ein dämonischer Spartakus kann nur zerstörend wirken, wenn nicht noch rechtzeitig die Gegenwirkung eintritt. Man könnte verzweifeln unter der Last der Tragik, sich an den Erfolgen nicht freuen zu können.» Unermüdlich drängten die zivilen Gruppen des Widerstandes die Militärs zur Tat, aber dabei hatten sie oft wenig Verständnis für die Haltung der Soldaten und ihre – begrenzten – Möglichkeiten. So schrieb Ulrich von Hassell am 20. April 1943 in sein Tagebuch: «Je länger der Krieg dauert, desto geringer wird meine Meinung von den Generalen. Sie haben wohl technisches Können und physischen Mut, aber wenig Zivilcourage, gar keinen Überblick und Weitblick, und keinerlei innere, auf wirklicher Kultur beruhende geistige Selbständigkeit und Widerstandskraft. Dabei sind sie einem Manne wie Hitler völlig unterlegen und ausgeliefert. Der Mehrzahl von ihnen sind ausserdem Karriere in niedrigem Sinne, Dotationen und der Feldmarschallstab wichtiger als die grossen, auf dem Spiele stehenden Gesichtspunkte und sittlichen Werte. Alle, auf die man gehofft hatte, versagen, und zwar insofern in besonders elender Weise, als sie alles, was ihnen gesagt wird, zugeben und sich auf die tollsten Gespräche einlassen, aber den Mut für die Tat nicht aufbringen.»

Es ist sicher verständlich, dass ein Mann wie von Hassell tief enttäuscht war, wenn 1943, nach so vielen Bemühungen, noch keine positive Aktion von den Militärs unternommen worden war. – Schon vor dem Kriege hatte er die Haltung

des Generals von Brauchitsch heftig kritisiert, als der deutsche Aufmarsch in Prag bevorstand. Dazu bemerkt Manstein: «Es ist etwas grundsätzlich anderes, als Politiker am Schreibtisch Umsturzpläne zu schmieden, wenn man selbst, wie damals Herr von Hassell, keine Verantwortung mehr trägt, als wenn man als Führer des Heeres einen Staatsstreich durchführen soll, der im Frieden die Gefahr des Bürgerkrieges heraufbeschwört, während er im Kriege den Sieg des äusseren Feindes herbeiführen wird.» Wobei, so könnte man beifügen, gerade Hassells Erfahrungen zeigten, dass die «äusseren Feinde» niemals, nicht einmal in ihrem ureigensten Interesse, bereit waren, auch nur ein Stück weit mitzukonspirieren. Dafür sei hier ein deutliches, vielleicht extremes Zeugnis angeführt:

In seiner Erinnerungsschrift «Drama vom Leben und Sterben des Ulrich von Hassell» (Zwiebelskirchen/Saar, ohne Jahreszahl) erklärt der englische Diplomat J. Lonsdale Bryans, der im «Tagebuch des Ulrich von Hassell» als Mr. X bezeichnete britische Vermittler zwischen Baron von Hassell und dem britischen Kriegskabinett, sehr unmissverständlich: «Es war jedoch nicht die Gestapo, sondern das britische Foreign Office, geleitet von dem späteren Helden von Suez, das Hassell und mich geringschätzig als nur ‚einen von den Leuten von Halifax‘ abtat – sie waren es auch, die ihm schliesslich den Fangstoss versetzten, unter Mithilfe und Begünstigung jenes Schwarmes von bolschewistischen Embryos, deren spätere Blüten Männer wie Burgess und Maclean sein sollten, ihren kleinen Freund Kim Philby nicht zu vergessen. Sie waren es, die Ulrich von Hassell die Schlinge um den Hals legten (nicht die Gestapoleute, die weiter nichts waren als kleine Polizisten, die ihren Dienst versahen) – es waren Eden und das Foreign Office, die Hassell zum Galgen führten und damit der Welt die letzte Chance verspielten, zu

einem vernünftigen Frieden zu kommen, sowie zu einer mit Sicherheit gepaarten Abrüstung.»

Angesichts solcher Haltungen muss vor allem der Einstellung Erwin Rommels bis zu seiner Verwundung am 17. Juli 1944 hohe Bewunderung gezollt werden. Kennt die Geschichte ein zweites Beispiel, bei dem ein Soldat angesichts so geringer Chancen seinen einzigartigen soldatischen Ruhm derart einzusetzen bereit war für den Frieden, die Versöhnung, die Vereinigung der europäischen Völker?

Als Ulrich von Hassell das vorhin Zitierte schrieb, hatte sich die Lage Deutschlands sehr verschlechtert. Eine Anzahl einsichtiger Offiziere verfolgte diese Entwicklung mit tiefster Sorge, besonders seit den ersten Rückschlägen im Russlandfeldzug im Winter 1941/42. Nach der Landung der alliierten Streitkräfte in Nordafrika, im November 1942, ereignete sich die Katastrophe von Stalingrad, die wohl ausschlaggebend war für das unmittelbare Reifen der Verschwörung, die zum «20. Juli 1944» führte. Von da ab ist das Vertrauen in die «geniale Führungskunst» Hitlers rapid gesunken.

Dann kam die Niederlage von Tunis im Mai 1943, ein paar Monate später der Sturz Mussolinis und der Abfall Italiens. Und während schliesslich die sowjetischen Streitkräfte 1944 sich zum Ansturm auf das Reich vorbereiteten, nahm in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni 1944 «die grösste Armada, die je unsere Küsten verlassen hat, unter dem Schutz der gewaltigen alliierten Kriegsflotten und Luftstreitkräfte in endlosem Strom Kurs auf die Küste Frankreichs» – wie Winston Churchill in seinen Memoiren den Beginn der Invasion an der normannischen Küste schildert. Die Vertrauenskrise, durch die katastrophale Lage ständig verschärft, erreichte ihren Höhepunkt und löste das Attentat aus. Einer der wichtigsten Beweggründe der tapferen Offiziere, die zur Tat schritten, war wohl der Wunsch, das Ende des Krieges her-

beizuführen. Dieser Krieg war, von welchem Standpunkt aus auch immer, sinnlos geworden.

Als im Ersten Weltkrieg die Lage aussichtslos geworden war, zog auch ein Ludendorff (für das damals noch mögliche politische Spiel vielleicht zu früh) die Konsequenzen. In seinen Memoiren schreibt er über den 8. August 1918: «Das Kriegführen nahm damit, wie ich mich damals ausdrückte, den Charakter eines unverantwortlichen Hasardspieles an, das ich immer für verderblich gehalten habe. Das Schicksal des deutschen Volkes war mir für ein Glücksspiel zu hoch. Der Krieg war zu beenden.»

Als die Verschwörer zur Tat schritten, war die Lage vollkommen aussichtslos. Das Heer war ausgebrannt. Der Treibstoffmangel drohte die militärischen Einheiten völlig unbeweglich zu machen. In der Aussenpolitik gab es nicht mehr den geringsten Spielraum, solange Hitler an der Spitze der Regierung blieb. Doch Hitler wollte nicht nachgeben: die Besten, sagte er, sind sowieso gefallen, der Rest ist wertlos. Die Nation, die den Sieg nicht hatte erringen können, sollte mit ihm in den Abgrund stürzen.

Gewiss, diejenigen, die für die Zukunft ihres Landes sich aufzuopfern bereit waren, wurden nicht allein durch ihren tiefen Pessimismus getrieben. Es war natürlich, dass sie versuchten, durch die Errichtung einer neuen Regierung bessere, leichtere, ehrenvollere Friedensbedingungen zu erreichen. Aber es wäre ungerecht, die Aktion, die sie unternahmen, als den Versuch einiger Defaitisten zu charakterisieren, die in letzter Minute noch retten wollten, was noch zu retten war. Dann wären sie blosse Opportunisten gewesen.

Dieser Standpunkt wurde lange Zeit, besonders ausserhalb Deutschlands, vertreten. Man weiss übrigens – das angeführte Zitat von Lonsdale spricht eine deutliche Sprache –, dass die erste Reaktion bei den Alliierten vollkommen negativ war.

Vergebens hatten die Verschwörer schon vor dem Kriege versucht, Verständnis und Unterstützung für ihre Pläne zu finden. Man übertreibt wahrlich nicht mit der Feststellung: Sie sind nur Argwohn begegnet und standen schliesslich ganz allein. Allmählich erst drangen nach dem Kriege die wahren Motive der deutschen inneren Opposition durch.

Hätte der Versuch eines Umsturzes früher stattgefunden, dann wären die Aussichten auf leichtere Bedingungen vielleicht besser gewesen, aber die Tragik lag darin, dass es unmöglich war, Hitler zu stürzen, solange die unausweichliche Niederlage nicht dem Volke offenkundig wurde. Deutsche mussten die Niederlage der deutschen Wehrmacht wünschen – wie hätte man sonst einen bewaffneten Aufstand verstehen und billigen können?

Für die Völker der besetzten Gebiete gab es in dieser Hinsicht keine Probleme: sie wünschten die Niederlage des Feindes und taten, was sie konnten, um sie zu beschleunigen. Aber für einen deutschen Soldaten, mitten im Kriege gegen seine Regierung handeln, war das nicht einfach Verrat? Blieb man dann trotzdem ein Patriot?

Besonders für den Frontsoldaten war es ausserordentlich schwer, sich zu einer Aktion gegen den Oberbefehlshaber durchzuringen, und es ist natürlich, dass die meisten der Generale, die man dafür zu gewinnen versuchte, sich versagten. Für sie gab es nur eine einzige Aufgabe: ein festes Zusammenstehen gegen den Feind. Die Einstellung des Truppenkommandeurs kann nicht mit der des Generalstabsoffiziers verglichen werden. Der Frontkämpfer ist unmittelbar für seine Truppe verantwortlich; er weiss, welche Folgen eine eigenmächtige Handlung für sie haben kann. Täglich ist er gezwungen, von seinen Untergebenen den uneingeschränkten Gehorsam zu fordern. Nur an allerhöchster Stelle können politische Gesichtspunkte mit in Erwägung gezogen werden.

Hitler mit seinem Raubtierinstinkt wusste, warum er für die Ostfront, die die Hauptmacht des Heeres band, keinen, allen Heeresgruppenkommandanten übergeordneten Oberbefehlshaber bestimmte.

An der Front war der Blick nach vorn gerichtet, und es gab für den Truppenkommandeur kaum Möglichkeiten, die Lage ausserhalb seines örtlichen Bereiches zu beurteilen. Die wahren Verhältnisse waren nur von ganz wenigen zu erkennen. Das Verbrecherische des Hitler-Regimes ist erst nach dem Zusammenbruch in vollem Umfange aufgedeckt worden. Dann erst erfuhr auch der Frontkämpfer, in welchem Masse man von ihm unnötige blutige Verluste gefordert hatte, und die Beweggründe der Verschwörer wurden ihm deutlich. Eine breite Schicht deutscher Soldaten sah wohl die Notwendigkeit einer Staatsreform ein, doch glaubten sie nicht, an solch einer Änderung mitwirken zu dürfen, weil sie sich durch ihren Eid gebunden fühlten.

Das Problem des Eides wurde viel und leidenschaftlich diskutiert: es war eine Realität, die ernst genommen wurde. In der Weimarer Republik wurde der Eid auf die Verfassung, nicht auf das Staatsoberhaupt geleistet. Dieser Eid lautete: «Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich meinem Volk und Vaterland allzeit treu und redlich dienen und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.»

Hitler dagegen forderte den Eid auf seine Person. Die Eidesformel hiess: «Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.»

Die Offiziere, die sich durch ihr Verantwortungsgefühl für Volk und Vaterland dazu gezwungen sahen, den Eid ganz

bewusst und im Wissen um die möglichen Folgen zu brechen, vertraten den Standpunkt, dass der dem Staatsoberhaupt geleistete Eid zwangsläufig die Eidesverpflichtung gegenüber Volk und Vaterland einschloss, wenn das auch nicht in der Eidesformel besonders zum Ausdruck kam. Sie stützten ihre Ansicht auf Kommentare, die die Pflichten des Soldaten erläuterten und ergänzten, wie zum Beispiel: «Die Ehre des Soldaten liegt im bedingungslosen Einsatz seiner Person für Volk und Vaterland bis zur Opferung seines Lebens.» Sie betonten auch, dass jeder Eid bedingungsloses Vertrauen voraussetzt, und dass der Eid eine wechselseitige Verpflichtung ist.

Hitler hatte am 30. Januar 1933 vor dem Reichspräsidenten von Hindenburg geschworen, dass er seine Kraft für das Wohl des deutschen Volkes einsetzen, die Verfassung und die Gesetze des Reiches wahren, die ihm obliegenden Pflichten gewissenhaft erfüllen und seine Geschäfte unparteiisch und gerecht gegen jedermann führen wolle. Das war sein Eid, sein Wort.

Die Tat? Die Wahrheit? Schon die erpresserische und erschlichene Wandlung der Demokratie in eine Diktatur war Wort- und Eidbruch, dem unzählige folgten. So stellte sich die Frage: Wenn diese ununterbrochene Erfahrung zur völlig zweifelsfreien Erfahrung führte: Hitler ist jederzeit bereit, *seinen* Eid zu brechen, – ist dann der Eid *auf* Hitler, da total einseitig, nicht hinfällig? Wenn man mit Sicherheit feststellen konnte, dass dieser Mann die Nation ins Verderben führte, war man dann noch an seine Person gebunden, und war es nicht Pflicht, das Wohl des Volkes über den Eid zu stellen?

Trotzdem blieben Hitlergegner bis zuletzt ihrem Eid treu, weil er für sie bedingungslos war. Sie fühlten sich nicht frei, obwohl sie wussten, dass ihr Eid schändlich missbraucht wor-

den war. Sie wollten nicht eidbrüchig werden, nachdem sie ihre Soldaten auf die Heiligkeit dieser Verpflichtung aufmerksam gemacht hatten. Sie befürchteten, die Grundlage jeder militärischen Disziplin, jeder staatlichen Ordnung zu zerstören.

Zwei Auffassungen standen sich also gegenüber: die der begrenzten und die der unbegrenzten Bindung an den Eid. Beide Standpunkte haben Anspruch auf Verständnis, und die Schwere des Entschlusses ist meines Erachtens am besten von General Heusinger in seinem Buch «Befehl im Widerstreit» gezeigt worden, in der Wiedergabe des Gesprächs eines verabschiedeten Generals mit dem bejahrten Führer einer Volkssturmkompanie. Dieser fragte, nachdem der General betont hatte, dass der Eid, weil vor Gott beschworen, mehr als eine Formsache sei: «Kann Gott einen solchen Eid verlangen? Gebot nicht die entsetzliche Lage unseres Volkes den Bruch der missbrauchten Treue?» – Der General antwortete: «Hier lag der Gewissenskonflikt. Jeder musste ihn in der eigenen Brust ausfechten. Es gab keine grundsätzliche Entscheidung für alle, nur tragische, unlösbare Widersprüche der Pflichten. Sollte die eine erfüllt werden, musste die andere verletzt werden. Was dabei Schuld ist, können Menschen nicht entscheiden.»

Aber nicht nur das Problem des Eides war für viele Soldaten ein unüberwindliches Hindernis. Manche Offiziere waren noch sehr durch die sogenannte «Dolchstosslegende» beeindruckt, die die Niederlage von 1918 hatte entstehen lassen: den wirklichen oder vorgegebenen Glauben, dass das deutsche Heer im Ersten Weltkriege nicht vom Feind, sondern durch Verrat besiegt worden sei. Wenn Hitler gestürzt würde, könnte man dann nicht, wie damals, behaupten, er hätte doch gesiegt, wenn nicht seine Anstrengungen von Verrätern in der Wehrmacht sabotiert worden wären?

Jedenfalls, so befürchteten viele, würde man nie die für ein neues Regime unentbehrliche Zustimmung der Massen des Volkes gewinnen, denn nie würde es verstehen können, dass Offiziere mitten im schwersten Abwehrkampf die Waffen gegen ihren Obersten Befehlshaber erhoben hätten, zumal dieser Oberste Befehlshaber zugleich Staatsoberhaupt war. Doch da waren andererseits Männer, die Hitlers «Mein Kampf» gelesen hatten. Dort rechtfertigte er selbst die Rebellion: «Wenn durch die Hilfsmittel der Regierungsgewalt ein Volkstum dem Untergang entgegengeführt wird, dann ist die Rebellion eines solchen Volkes nicht nur Recht, sondern Pflicht. Menschenrecht bricht Staatsrecht»; und: «..eine Diplomatie hat dafür zu sorgen, dass ein Volk nicht nur heroisch zu Grunde geht, sondern praktisch erhalten wird. Jeder Weg, der dazu führt, ist dann zweckmässig, und sein Nichtbegehen muss als pflichtvergessenes Verbrechen bezeichnet werden.»

Über die anzuwendenden Methoden herrschte bis zum Ende Uneinigkeit. Dass Hitlers Regierung beseitigt werden müsse, darüber herrschte zwar bei vielen kein Zweifel mehr. Wie jedoch sollte der Staatsstreich durchgeführt werden? War Hitlers physische Beseitigung notwendig, oder sollte er festgenommen und von einem deutschen Gericht abgeurteilt werden?

Manche überzeugten Hitlerfeinde lehnten den Tyrannenmord entschieden ab. Sie konnten sich von ihren religiösen und moralischen Skrupeln nicht befreien. Major von Leonrod zum Beispiel – eng verbunden mit Stauffenberg – hatte mit seinem Beichtvater, Kaplan Wehrle, die Frage des Tyrannenmordes besprochen, um sein Gewissen zu beruhigen (beide wurden nach dem 20. Juli zum Tode verurteilt).

Nicht nur die Frage des Tyrannenmordes an sich, auch die Frage der Legenden, die sich um einen durch Mord beseitig-

ten Hitler bilden könnten, wurde von den Verschwörern erörtert. Würde er nicht zum Märtyrer? Wären die Attentäter in den Augen der durch die langjährige Goebbelssche Propaganda Verblendeten nicht gemeine Mörder und Verräter? Wäre das ein tragfähiger, guter und erfolgversprechender Anfang für eine Erneuerung? – Andererseits schuf Hitlers Tod ein «fait accompli», das alle, die ihm den Eid geleistet hatten, unbezweifelbar entband.

Eine ganze Reihe solch quälender Zweifel bestürmte die besten Männer des Widerstandes. Lag die Pflicht nicht darin, alle noch vorhandenen Kräfte zu sammeln und, statt zu revoltieren, die letzten Anstrengungen gegen den feindlichen Ansturm zu sammeln? War die Niederlage und damit die «bedingungslose Kapitulation» wirklich unvermeidlich?

Hitler versprach immer eine entscheidende Wendung. Neue ausserordentliche Geheimwaffen waren in Aussicht gestellt, die die militärische Lage entscheidend beeinflussen sollten. Auf politischem Gebiete müsste es über kurz oder lang zu einem Bruch zwischen den östlichen und den westlichen Gegnern kommen. Heute wissen wir, dass das Illusionen waren. Damals stand das nicht derart fest.

Im alliierten Lager haben Persönlichkeiten wie Allen Dulles zugegeben, dass die Forderung nach «unconditional surrender» eine nicht geringe Zahl Deutscher in dem Willen bestärkt hat, bis zum Ende weiterzukämpfen. Die meisterhafte Goebbelssche Propaganda hat die Forderung ausgenutzt und ausgemünzt: die Alliierten hätten dadurch selbst bewiesen, dass sie nicht nur das nationalsozialistische Regime, sondern Deutschland und das deutsche Volk als solche vernichten wollten. Und der Morgenthau-Plan wollte ja in der Tat die ganze deutsche Industrie lahmlegen, wenn nicht zerstören. Also gab es keine andere Lösung, als den Kampf erbittert zu Ende zu führen. Eine beträchtliche Zahl der oppositionel-

len Soldaten vertrat die Ansicht, es sei sinnlos zu versuchen, eine andere Regierung zu bilden, da dieser ja auch keine echte Chance zu Verhandlungen geboten würde. Viele sahen als unvermeidliche Folge des Aufstandes den Bürgerkrieg, der dem Feinde noch grössere Vorteile, dem eigenen Lande noch mehr Qualen bringen würde. Statt solch ein Chaos heraufzubeschwören, schien es trotz allem noch besser zu sein, *mit* Hitler den Krieg zu beenden.

Das hiess: Kampf bis zum bitteren Ende als einzig mögliche und denkbare Voraussetzung einer Regeneration der Nation. Für diesen Neuanfang sollten die guten Kräfte, die Elite, aufbewahrt werden, statt sie nutzlos zu opfern. Sie sollten Deutschland vor den Deutschen und vor den Siegermächten vertreten.

Und schliesslich waren viele der Ansicht, selbst ein gelungener Aufstand würde überhaupt keine praktischen Folgen haben; deren Phantasie erreichte allerdings nicht die Vorstellung der Flächenbombardements von Dresden und anderswo. Der bekannte französische Historiker Beaumont sagt dazu: Im Juli 1944 war Deutschland noch nicht in ein Schlachtfeld verwandelt. Unzählige Opfer und Zerstörungen wären vermieden worden, wenn der Krieg vor Ende des Jahres 1944 zu Ende gekommen wäre. Neun lange Monate wurde noch erbittert gekämpft, um die Kapitulation der deutschen Streitkräfte zu erzwingen; auf beiden Seiten haben diese Monate mehr Verluste gefordert als die neunundfünfzig vorhergegangenen. – Am 20. Juli 1944 hatten die Alliierten sich noch nicht über Deutschlands Los geeinigt; die Yalta-Konferenz fand erst im Februar 1945 statt. Die bedingungslose Kapitulation wäre wohl nicht zu vermeiden gewesen, aber die Sowjet-Armeen wären vielleicht nicht bis ins Herz Deutschlands marschiert. Hätte Deutschland nicht vielleicht doch seine Einheit retten können – und wären die Satelliten-

Staaten Ostdeutschland, Polen, Ungarn und die Tschechoslowakei dennoch errichtet worden?

Das sind einige, nicht alle, der wichtigsten Probleme, mit denen sich die innere militärische Opposition gegen Hitler auseinandersetzen hatte. Es ist schon heute für uns schwer, die Tiefe der Gewissenskonflikte zu verstehen, die der deutsche Soldat damals zu lösen hatte. Nur eine ganz kleine Gruppe von Männern war imstande, alle Bedenken zu beseitigen und mit ungebrochener Überzeugung zur Tat zu schreiten.

An der Spitze der Persönlichkeiten, die eine hervorragende Rolle gespielt haben, ist *Generaloberst Ludwig Beck* zu nennen.

Ludwig Beck fühlte sich als Nachfolger der grossen Generalstabschefs Moltke und Schlieffen. Er hatte eine hohe Auffassung von seiner Aufgabe und fühlte sich verantwortlich für den Einsatz des Heeres. Hitler dagegen wollte aus dem Generalstabschef lediglich ein ausführendes Organ machen, im Gegensatz zu der alten deutschen Militärtradition. Wie schon erwähnt, versuchte Beck den Führer vor den Gefahren eines Krieges zu warnen, und trat von seinem Amte zurück, als seine Anstrengungen nutzlos blieben. In den folgenden Jahren hat er die furchtbare Entwicklung der Lage verfolgt und litt schwer unter den Zuständen im Dritten Reich. Langsam reifte dann sein Entschluss zur Tat. Er war ein Soldat, aber auch ein Mensch, der kompromisslos gegen Unanständigkeit und Unrecht stand. Von ihm sagt General Speidel: «Seine Kraft zog er aus dem Glauben, aus der Zwiesprache mit Gott, wenn er auch in seiner behutsamen Ehrfurcht jenseitige Dinge nur selten anklingen liess.»

Seine Mahnung an den Oberbefehlshaber des Heeres, General von Brauchitsch, am 16. Juli 1938, enthält sein politisches

und militärisches Glaubensbekenntnis. Es wurde oft zitiert: «Es stehen hier letzte Entscheidungen über den Stand der Nation auf dem Spiel. Die Geschichte wird diese Führer mit einer Blutschuld belasten, wenn sie nicht nach ihrem fachlichen und staatspolitischen Wissen und Gewissen handeln. Ihr soldatischer Gehorsam hat dort seine Grenze, wo ihr Wissen, ihr Gewissen und ihre Verantwortung die Ausführung des Befehls verbieten. – Finden ihre Ratschläge und Warnungen in solcher Lage kein Gehör, dann haben sie das Recht und die Pflicht, vor dem Volke und vor der Geschichte von ihren Ämtern abzutreten. Wenn sie alle in einem geschlossenen Willen handeln, ist die Durchführung einer kriegerischen Handlung unmöglich. Sie haben damit ihr Vaterland vor dem Schlimmsten, vor dem Untergang bewahrt. Es ist ein Mangel an Grösse und Erkenntnis der Aufgabe, wenn ein Soldat in höchster Stellung in solchen Zeiten seine Pflicht nur in dem begrenzten Rahmen seiner militärischen Aufgaben sieht, ohne sich der höchsten Verantwortung vor dem gesamten Volke bewusst zu werden. Aussergewöhnliche Zeiten verlangen aussergewöhnliche Handlungen.»

General Beck hielt es also für notwendig, in aussergewöhnlichen Situationen die Grenzen der Tradition zu überschreiten. Die loyale Pflichterfüllung soll einer höheren Verantwortung weichen. – Durch diese Stellungnahme hat General Beck einen sehr tiefen Einfluss ausgeübt, und für manche Offiziere, die sich zur Tat entschlossen hatten, war er ein Vorbild. Wie Zeller in seinem Buch «Geist der Freiheit» schreibt, ist Beck «die anerkannte Mitte geblieben, durch die die Gruppen der Gegenbewegung ihre Zuordnung fanden».

In dem vorbereiteten Aufruf an die Wehrmacht, in dem Beck den Umsturz rechtfertigen wollte, hiess es: «Eine solche Führung, ob wahnwitzig oder voll verantwortlich, hat den Anspruch auf Gehorsam vor Gott und den Menschen ver-

wirkt, denn sie hat den Eid gebrochen, den sie selbst einst dem Vaterlande geschworen hat, dem sie, wie jeder Bürger, unterworfen ist, und damit die Treue, die sie dem Eidleister schuldig ist, mit Füßen getreten. Sie könnte Volk und Vaterland nur noch einer schimpflichen furchtbaren Katastrophe entgegenführen. – Dies zu verhindern sind wir fest entschlossen. Hierfür stehen wir vor Gott ein.»

Beck bereitete seinem Leben am Abend des 20. Juli ein Ende, nachdem er, zusammen mit den Männern der Bendlerstrasse bis zum Ende versucht hatte, trotz allem noch den Umsturz durchzuführen. In der Gedenkrede «Ludwig Beck, Porträt eines grossen Deutschen im Widerstand» vor der Universität Freiburg i. Br. sagte Hans Speidel am 20. Juli 1965:

«Von den tragenden Gestalten der deutschen Widerstandsbewegung wurde der Oberbürgermeister von Leipzig und ehemalige Reichspreiskommissar Dr. Carl Goerdeler das ‚Herz‘ der Bewegung genannt, Generaloberst Ludwig Beck der ‚Kopf‘. Ihm soll heute unsere Betrachtung gelten, ihm, der nicht umsonst von den Herausgebern des Werkes ‚Die grossen Deutschen – Hermann Heimpel, Theodor Heuss und Benno Reifenberg – als Schlussstein gesetzt wurde: nicht als Feldherr, an dessen Namen sich Schlachtenruhm bindet, vielmehr als einer, der als Mensch durch Gesinnung und Haltung Geschichtswürde auf sich zieht. Dazu liegt in seinem Schicksal die Tragik eines Geschichte gestaltenden Berufes beschlossen – Symbol eines Soldatentums, das geistig-sittlicher Verantwortung verpflichtet ist..»

Becks menschliche Erscheinung war eindrucksvoll: ein mittelgrosser, schlanker Mann mit dem durchgeistigten schmalen Kopf, nach Eduard Spranger – dem ‚eines Denkers, den sein Berufsweg auf den besonderen Zweig strategischen Denkens geführt hat; er war der Typus eines wahren Generalstabschefs.

Geist und Willen waren in einer Einheit aufgegangen, die den Zügen des Lebenden etwas von einer grossartig durchseelten Plastik gab. Seine klugen Augen leuchteten mit dem Charme einer menschlichen Wärme auf, wie sie heute nicht eben häufig ist. Ein besonderer Zauber ging von diesem klaren Geist, seinem menschlich gereiften Wesen aus: eine ausgeglichene, harmonische Persönlichkeit. Die grosse Ruhe, die seiner Beherrschtheit entsprach, paarte sich mit menschlichem Takt, Selbstlosigkeit und Mut: er kannte keine Menschenfurcht, aber er beugte sich in Demut vor Gott. In Zeiten der Äusserlichkeit trat er fern vom Rampenlicht des Ruhmes, dessen Fragwürdigkeit ihm allzu bewusst war, in den Kreis Gleichgestimmter, in die Berliner Mittwochsgesellschaft. Er übte vollendet die Kunst des Zuhörens, bis er ein Gespräch aufgriff und führte. Von seinen klassischen Vorträgen im Rahmen dieser illustren Runde wird noch gesprochen werden.

Seine besonderen Interessen galten Geschichte und Philosophie. Entspannung bedeutete ihm die Musik, die er einst selbst als Geiger – vielfach im Kreise Kammermusik treibender Freunde – ausgeübt hat. Hier waren es ausschliesslich die klassischen Meister, vor allem Bach, die ihn erfüllten. Liebe zur Natur und edlen Pferden rundet das Bild. Er war ein grosser Herr von jener inneren Vornehmheit, die manchem überlebt erscheinen mochte; kompromisslos stand er gegenüber Unrecht und Unanständigkeit der Zeit.»

Speidel beschliesst das Porträt von Ludwig Beck mit den Worten: «Sie sahen einen Mann, der im Anruf Gottes stand, mit der geistigen Haltung unserer Besten, mit dem christlich-humanen Verantwortungsbewusstsein dem Staate, ja der Menschheit gegenüber.

Beck hat gegen die satanische Dämonie das sokratische Dämonion gesetzt.

Wer vermag ihm und anderen Widerstandskämpfern vorzuwerfen, dass dies nicht ausreichte, dass sie hätten wölfischer als der Wolf sein müssen? Ein solch pragmatischer Einwand trifft die sittliche Substanz des deutschen Widerstandes nicht, dem es – nach Henning von Tresckow – nicht vornehmlich um den praktischen Nutzen ging, sondern mit Becks Worten um den ‚Ehrenschild des deutschen Volkes‘.

Ludwig Beck war – wie Karl Jaspers an mich schrieb – eine ‚Anima candida‘.

Er ruft uns auf: Jeder hat für sich selbst einzustehen, jeder hat sein eigenes Gewissen, das nicht übertragbar ist. Jeder ist mit seinem Gewissen für sein Land verantwortlich. So will es nicht etwa die Staatsräson, sondern Gottes Gebot und Ordnung. Er appelliert an Sie, meine lieben Kommilitoninnen und Kommilitonen: Befassen Sie sich bitte nicht nur mit den zwangsläufig enger begrenzten Erkenntnissen Ihrer Disziplinen, Ihrer Fakultäten. Stossen Sie immer und überall zum Politischen, zum Menschlichen vor. Es besteht die Gefahr, dass dies in unserer Heimat verkümmert. Lernen Sie aus der Geschichte, die uns auferlegt bleibt. Suchen Sie sich Leitbilder für die Zukunft.

Manche ‚viri illustres‘ mögen in Wirkung und Haltung uns nicht mehr ansprechen. Dies aber war ein Mann, dessen Vermächtnis für beide Teile unserer Heimat Gültigkeit besitzt und keine Grenzen politischer und geistiger Art kennt.

Durch solche Männer ist der 20. Juli 1944 zu einem Neubeginn geworden.

Beck scheiterte im geschichtlichen Raum – er siegte in seinem Sterben am 20. Juli 1944.

Durch den Einsatz seines Lebens bekräftigte er Erziehung und Geist des wahren deutschen Soldatentums und des Generalstabes: er bewahrte das hohe Erbe eines Schamhorst, Gneisenau, Clausewitz und Moltke.

Mehr noch, Bede gab das Beispiel eines deutschen Mannes, an dessen Namen und untadeligen Ruf nach einem völligen Zusammenbruch die Achtung der Welt vor einem anderen, neuen Deutschland anknüpfen konnte. Er starb mit den Männern des 20. Juli als Märtyrer für jene ethischen Werte, die ihm mehr bedeuteten als Laufbahn und Leben.

So trifft auf ihn das Schiller-Wort zu:

„Gross ist, wer das Furchtbare überwindet;

Erhaben ist, wer es auch, selbst unterliegend, nicht fürchtet!“

Aus der Gruppe um Ludwig Beck, die schon lange vor dem Kriege den Sturz des Diktators plante, ist der damalige Oberst *Hans Oster* als eine der markantesten Persönlichkeiten hervorzuheben. Durch seine besondere Stellung in der Abwehr war er imstande, dem Widerstand ganz hervorragende Dienste zu leisten.

Einem Pfarrhaus im Elsass entstammend, war Oster durch seine Erziehung stark an Religion und Sittengebote gebunden. Und doch hat er sich sehr schnell zur Entscheidung durchgerungen. Das Problem des Tyrannenmordes war für ihn schon vor dem Kriege gelöst: Wenn das Wohl der ganzen Nation auf dem Spiel stand, durfte man ohne Bedenken einen Mann opfern, besonders wenn er, wie erwiesen, ein übler Verbrecher war. Oster schreckte bekanntlich auch vor äussersten Konsequenzen nicht zurück. Nach reiflicher Überlegung und Prüfung entschloss er sich, Norwegen und Holland zu warnen, als diese Länder vom deutschen Angriff bedroht waren. Er hoffte damit Hitler einen ernsten Rückschlag zu versetzen, eine Beendigung des Krieges und einen Umschwung im Inneren herbeizuführen. Darüber kann viel diskutiert werden. Das letzte Urteil darüber darf, wie Karl Sendtner schrieb, «auch nach sorgfältigsten Untersuchungen nur in das Gewissen des Einzelnen gestellt sein».

Osters Aufzeichnungen im Gefängnis zeigen uns seine Haltung angesichts des Todes: «Wir bleiben alle bis zum letzten Atemzug die anständigen Kerle, wie wir es in der Kindertube und in der Soldatenzeit gelernt haben. Es komme, was da wolle! Furcht haben wir nur vor dem Zorne Gottes, wenn wir nicht sauber und anständig sind und unsere Pflicht nicht tun.»

Gleich Oster ist *Henning von Tresckow* sehr früh ein ausgesprochener Feind des Hitlerregimes geworden. Schon 1939 als Stabschef einer Division in Polen hatten ihn die Greuel-taten der Einsatzgruppen tief empört. Als er dann im Osten Stabschef der Heeresgruppe Mitte wurde, hat er aus seinem Stab ein Zentrum des Widerstandes gemacht: Von 1941 bis 1943 bildete er eine Gruppe vorbildlicher Offiziere um sich, die ihm volles Vertrauen schenkten; viele unter ihnen sind nach dem 20. Juli Opfer der Verfolgung geworden. Unermüdlich hat Tresckow versucht, auf die Armeegruppenführer einzuwirken, um sie zu einem gemeinsamen Schritt zu bewegen. Manche waren nicht mit Hitlers Kriegführung einverstanden, aber sie konnten sich nicht zum offenen Widerstand entschliessen, weil sie grundsätzlich eine solche Handlung als Soldaten ablehnten wie Feldmarschall von Manstein und Generaloberst Guderian, oder weil sie – wie Feldmarschall von Kluge – den Weg zu einer klaren Entscheidung nie fanden.

Nicht nur – vor allem nach Stalingrad – die dilettantische Kriegführung, das Verhalten der SS und des SD in den besetzten Ostgebieten, der «Kommissarbefehl», der die Hinrichtung der gefangenen politischen Kommissare befahl, die Tatsache, dass Verbrechen deutscher Soldaten praktisch straflos waren, erschütterten Tresckow und seine Freunde. Ihr Entschluss zur Erhebung brach aus tieferen Gründen hervor.

Sie erkannten die unausweichlich drohenden Folgen für ihr Land. Als Patrioten wollten sie der Katastrophe zuvorkommen.

Die Reaktion Tresckows auf den erwähnten Befehl ist von Oberst von Gersdorff aufgezeichnet worden. Eberhard Zeller zitiert sie in seinem Buch «Geist der Freiheit»: «Denken Sie an diese Stunde! Wenn es uns nicht gelingt, den Feldmarschall (gemeint ist Kluge) dazu zu bewegen, alles, auch seine Person einzusetzen, dass diese Befehle zurückgenommen werden, dann hat Deutschland endgültig seine Ehre verloren, und das wird sich in Hunderten von Jahren noch auswirken. – Man wird nicht Hitler allein die Schuld geben, sondern Ihnen und mit Ihnen Ihrer Frau und meiner Frau, Ihren Kindern und meinen Kindern.»

Tresckows Anstrengungen, die höchsten Befehlshaber zu einer gemeinsamen Aktion zu bewegen, blieben erfolglos. So entschloss er sich, selbst zu handeln. In seinen Augen war Hitler «der Urheber allen Übels». Dieses Übel war zu beseitigen. Tresckow war überzeugter Christ. Trotzdem wies er jeden Einwand aus vorgeblich christlichem Sittengebot gegen ein gewaltsames Vorgehen ab. Die Eidbindung der Offiziere musste gelöst werden: Nur der Tod des Tyrannen machte den Weg frei für die notwendige Erneuerung. Er kannte nur eine Verpflichtung, die gegenüber dem ganzen Volke.

Bekanntlich hat er dann mit Fabian von Schlabrendorff im März 1943 versucht, den «Führer» anlässlich seines Besuches in Smolensk, mittels einer ins Flugzeug geschmuggelten Bombe zu beseitigen. Der Versuch scheiterte. Tresckow blieb aktiver denn je.

Im August desgleichen Jahres stellte er Goerdeler den damaligen Oberstleutnant *Claus Schenk Graf von Stauffenberg* als den Mann vor, der mit General Olbricht die militärischen Massnahmen des geplanten Aufstandes vorbereiten sollte.

Nach der erfolgreichen Landung der Alliierten in der Normandie äusserten sich schwere Bedenken gegen den Versuch eines Aufstandes: Hat ein Staatsstreich jetzt noch einen Sinn? Tresckow antwortete: «Das Attentat auf Hitler muss erfolgen, koste es, was es wolle. Sollte es nicht gelingen, so muss trotzdem der Staatsstreich versucht werden, denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, dass die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte, unter Einsatz des Lebens, den entscheidenden Wurf gewagt hat. Alles andere ist daneben gleichgültig.» Für Tresckow schienen die Aussichten auf einen Erfolg der Erhebung sehr gering, aber trotzdem musste gehandelt werden, um den Beweis zu liefern, dass es noch anständige deutsche Männer gab, die aus innerer Überzeugung bereit waren, ihr Leben für eine grosse Sache zu opfern.

Männer, die Tresckows Pläne nicht billigten, räumten dennoch ein, dass er ein Mann ungewöhnlichen Formates war. Manstein bezeichnet ihn als einen Offizier von ganz besonderer dienstlicher Befähigung, einen hochbegabten Stabsoffizier und einen glühenden Patrioten. «Klugheit», schreibt er, «Bildung, weltoffenes und weltmännisches Wesen verliehen ihm einen besonderen Charme. Seine elegante, aristokratische Erscheinung fand eine vollkommene Ergänzung in seiner ebenso klugen wie schönen Frau, einer Tochter des ehemaligen Kriegsministers und Generalstabschefs von Falkenhayn.»

Nach dem Scheitern der Erhebung vom 20. Juli hat Tresckow sich das Leben genommen. Einige Stunden vorher sagte er: «Jetzt wird die ganze Welt über uns herfallen und uns beschimpfen. Aber ich bin nach wie vor der felsenfesten Überzeugung, dass wir recht gehandelt haben. Ich halte Hitler nicht nur für den Erzfeind Deutschlands, sondern auch für

den Erzfeind der Welt. Wenn ich in wenigen Stunden vor den Richterstuhl Gottes treten werde, um Rechenschaft abzulegen über mein Tun und über mein Unterlassen, so glaube ich mit gutem Gewissen das vertreten zu können, was ich im Kampfe gegen Hitler getan habe. Wenn Gott einst Abraham verheissen hat, er werde Sodom nicht verderben, wenn auch nur zehn Gerechte darin seien, so hoffe ich, dass Gott auch Deutschland um unseretwillen nicht verderben wird. – Niemand von uns kann über seinen Tod Klage führen. Wer in unseren Kreis getreten ist, hat damit das Nessushemd angezogen. Der sittliche Wert eines Menschen beginnt erst dort, wo er bereit ist, für seine Überzeugung sein Leben hinzugeben.»

Helmut Stieff, erst 43 Jahre alt, als er hingerichtet wurde, war der jüngste General des Heeres. Seine aussergewöhnlich schnelle Karriere hatte aus ihm keinen blinden Bewunderer Hitlers gemacht. Er hat sich sehr früh für die Widerstandsbewegung entschieden, lange Zeit bevor die Periode der Rückschläge angefangen hatte.

Nach dem Polen-Feldzug, im November 1939, schrieb er: «Ich schäme mich, ein Deutscher zu sein! Diese Minderheit, die durch Morden, Plündern und Sengen den deutschen Namen besudelt, wird das Unglück des ganzen deutschen Volkes werden, wenn wir ihnen nicht bald das Handwerk legen, – denn solche Dinge, wie sie mir von kompetentester Seite an Ort und Stelle geschildert und bewiesen wurden, müssen die rächende Nemesis wachrufen. Oder dieses Gesindel geht gegen uns Anständige eines Tages ebenso vor und terrorisiert mit seinen pathologischen Leidenschaften auch das eigene Volk.» – Nach den ersten Judendeportationen, deren Zeuge er war, schreibt er: «Es muss sich ja dies alles einmal an uns rächen – und mit Recht! Es ist schamlos, dass

um einiger Halunken Willen ein so braves Volk ins Unglück gestürzt wird. Es ist alles noch viel schlimmer geworden als vor zwei Jahren in Polen.» Am 10. Januar 1942 sagte er: «Wir alle haben so viel Schuld auf uns geladen – denn wir sind ja mitverantwortlich! Ich kann in diesem einbrechenden Strafgericht nur eine gerechte Sühne für all die Schandtaten sehen, die wir Deutschen in den letzten Jahren begangen, beziehungsweise geduldet haben. Im Grunde genommen befriedigt es mich, zu sehen, dass es noch eine ausgleichende Gerechtigkeit auf der Welt gibt! Und wenn ich selbst zum Opfer fallen müsste, ich bin dieses Schreckens müde.»

Eine ähnlich entschlossene Widerstandsgruppe wie im Stabe des Heeresgruppe Mitte der Ostfront um Tresckow bildete sich 1942/43 im Oberkommando des Heeres in Berlin um General *Friedrich Olbricht*, der dem Allgemeinen Heeresamt vorstand. Dieses Amt war eines der wichtigsten: es bot die Möglichkeit, eine Erhebung vorzubereiten und auszuführen. Es gab Olbricht weitreichende Beziehungen zu allen Heeresteilen und auch zu den Ministerien, der Diplomatie, Polizei und Partei – kurz, eine entscheidende Schlüsselstellung.

Olbricht war von Anfang an Pessimist in Bezug auf die Erfolgchancen einer Erhebung. Noch im Winter 1942 glaubte er, eine gewaltsame Beseitigung Hitlers könne vermieden werden. Als er jedoch überzeugt war, nur eine radikale Lösung könne die Wende bringen, hat er sich für die technischen Vorbereitungen in mühsamer und gefährlicher Arbeit gründlich eingesetzt.

Was Olbricht zur Tat trieb, war reine Vaterlandsliebe; persönlicher Ehrgeiz lag ihm fern. Er war bereit, in einer neuen Regierung zu dienen, wo seine besonderen Fähigkeiten besten Einsatz finden würden, unabhängig vom Rang. Als er nach dem Scheitern des Aufstandes in der Nacht des 20. auf den

21. Juli feststellen musste, dass alles verloren war, sagte er zu seinem Adjutanten, Oberstleutnant von der Lancken: «Mit mir und meinem Vorhaben ist es aus. Stauffenberg, das Spitzenpferd, und ich werden nun zur Verantwortung gezogen, und ich kann mich ihr nicht entziehen. Sagen Sie meiner Frau, so wie der Soldat in der Schlacht fällt, handle ich hier nach meiner Überzeugung.»

Stauffenberg, «das Spitzenpferd», wie Olbricht sagte, der Mann, der die Bombe ins Führerhauptquartier brachte, ist, wie Himmler in seiner Rede vor den Gauleitern in Posen sagte, «der wirkliche Motor» der Verschwörung gewesen. Obwohl er durch seine furchtbaren Verwundungen stark behindert war, nahm er es auf sich, das Attentat auszuführen und danach in der Hauptstadt den Aufstand zu leiten. Als er dann erfuhr, dass Hitler lebte, handelte er trotzdem weiter, um doch noch den Umsturz zu verwirklichen. Schliesslich, als er, *noch einmal* von einer Kugel getroffen, im Hof der Bendlerstrasse vor den Gewehren des Exekutionskommandos mit seinen Kameraden Olbricht, Merz von Quirnheim und von Haefen zusammenbrach, war sein letzter Ruf: «Es lebe unser heiliges Deutschland.»

Stauffenberg hatte seinen Entschluss nach schweren inneren Kämpfen gefasst. Jakob Kaiser gegenüber begründete er ihn, indem er sagte: «Wir haben uns vor Gott und unserem Gewissen geprüft: es muss geschehen, denn dieser Mann ist das Böse an sich.» – Stauffenberg übte einen grossen Einfluss auf die jungen Offiziere aus: Um ihn scharten sich ausser seinem Bruder Berchthold eine Reihe Vertreter der jüngeren Generation, die den Beweis gaben, dass unter den Verschwörern noch andere Männer standen als nur «alte Herren», die, wie die Nazis behaupteten, nichts von der neuen Zeit verstanden hatten.

Ein dritter Schwerpunkt der Opposition war unter dem Militärbefehlshaber in Frankreich, General *Heinrich von Stülpnagel*, gebildet worden. Schon 1939 in der Spitze der militärischen Hierarchie Dienst leistend, hatte Heinrich von Stülpnagel das Diabolische des Nazisystems früh erkannt. Speidel sagt über ihn: «Bei seinem hohen ethischen Grundgefühl empfand er das Amoralische des Systems als ständiges seelisches Martyrium.»

Dem Kreise um General von Stülpnagel gelang es auch, Generalfeldmarschall *Erwin Rommel* für die Erhebung zu gewinnen. Speidel, der dem legendären Feldmarschall besonders nahestand, sagt in seinem Buch «Invasion 1944», dass «Erkenntnis und Entschluss bei Rommel spät kamen, weil das soldatische Gewissen sich erst allmählich zum politischen erweiterte und versuchte, ins Religiöse vorzustossen». Doch schon seit dem Abschluss des Westfeldzuges sind Rommel Bedenken über die Staatsidee und Kriegführung des nationalsozialistischen Regimes aufgestiegen. Rommel war nicht nur in Deutschland sondern auch im Ausland als der Typ des ritterlichen Kämpfers bekannt. Wie sollte er sich nicht gegen die wachsende Amoralität des Regimes gesträubt haben, gegen seine wuchernd wachsenden Verbrechen?

Bis zuletzt lehnte Rommel ein Attentat ab, aber er war bereit, sich der Person Hitlers zu bemächtigen und ihn durch ein deutsches Gericht aburteilen zu lassen. Das konnte durch zuverlässige Einheiten erreicht werden. In den Reihen seiner Divisionskommandeure hatte Rommel Männer, die ohne Vorbehalt dazu bereit waren. Der rasche Anfangserfolg der alliierten Invasion hat dann diese Pläne sehr erschwert und endgültig unmöglich gemacht, als Hitler, verschreckt durch eine verirrte Bombe, am 18. Juni 1944 nicht von Margival nach vorne ins Hauptquartier Rommels fuhr, sondern vorzog, sich nach Deutschland in Sicherheit zu bringen.

Gleichzeitig versuchte Rommel bis zuletzt, Hitler davon zu überzeugen, dass der Krieg sinnlos geworden war. Erneut, notfalls durch selbständiges Verhandeln war Rommel zur Tat bereit, wenn Hitler seine Denkschrift vom 15. Juli 1944 – das Datum des Attentats war Rommel nicht bekannt – nicht beachten würde. Diese Denkschrift schloss mit den Worten: «Ich muss Sie bitten, die Folgerungen aus dieser Lage unverzüglich zu ziehen. Ich fühle mich verpflichtet als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe, dies klar auszusprechen.» – Zwei Tage später wurde Rommels Wagen von einem alliierten Tiefflieger angegriffen und der Feldmarschall, schwer verwundet, ausgeschaltet, wie Speidel schreibt, «in Wahrheit in der Stunde, in der ihn Heer und Volk am wenigsten entbehren konnten».

Hitler sprach am Abend des 20. Juli 1944 im Rundfunk von «einer ganz kleinen Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherisch dummer Offiziere» – es handle sich um einen denkbar kleinen Kreis, der mit der deutschen Wehrmacht, vor allem mit dem deutschen Heere nichts zu tun habe – , «ein ganz kleiner Klüngel verbrecherischer Elemente». Göring redete ebenfalls von einer «erbärmlichen Clique ehemaliger Generale, die wegen ihrer ebenso feigen wie schlechten Führung davongejagt werden mussten», und für Grossadmiral Dönitz handelte es sich um eine «wahnsinnige, kleine Generalsclique, die mit dem Heere nichts gemein hatte».

Vier Tage später, am 25. Juli, sagte Generaloberst Jodi in einer Ansprache an die Offiziere des Wehrmachtführungsstabes: «Es hat sich ergeben, dass die Aktion weiter um sich gegriffen hat, als dies vom Führer in seiner Rede angedeutet wurde.»

Bald entdeckte die Gestapo eine weitverzweigte Verschwörung, eine politische Bewegung, in der Männer aus allen

Schichten und Berufen zu finden waren. Eine Sonderkommission musste eingesetzt werden, um die Untersuchungen durchzuführen. Etwa vierhundert Beamte arbeiteten monatelang an der Enthüllung der Zusammenhänge. Bei Ende des Krieges war ihre Arbeit noch nicht abgeschlossen. Allein im militärischen Sektor wurden Hunderte von Offizieren verhaftet.

Durch Augenzeugenberichte, Filme, Tonbänder wissen wir, mit welcher unerhörten Brutalität die Verhandlungen des Volksgerichtshofes unter Leitung des Präsidenten Roland Freisler geführt wurden. Es war die Karikatur einer Gerichtsverhandlung. Keine freie Äusserung über ihre Beweggründe wurde den Angeklagten erlaubt. Für Freisler waren sie alle Lumpen, Mörder, Verräter.

Die Haltung der Angeklagten war vorbildlich. Die meisten verharrten in wortloser Verachtung. Bei der Urteilsverkündung rief Feldmarschall von Witzleben dem Präsidenten zu: «Sie können uns dem Henker überantworten. In drei Monaten zieht das empörte Volk Sie zur Rechenschaft und schleift sie bei lebendigem Leibe durch den Kot der Strassen!» General Fellgiebel rief: «Dann beeilen Sie sich mit Aufhängen, Herr Präsident, sonst hängen Sie eher als wir.»

Was von den letzten Stunden der Verurteilten durch die Berichte der beiden Geistlichen des Gefängnisses von Plötzensee bekanntgeworden ist, muss uns mit Bewunderung erfüllen. Oberst Freiherr *Alexis von Roenne* beispielsweise schrieb an seine Mutter:

«Ich selbst erwarte seit einer Woche von Tag zu Tag den Tod, jetzt beispielsweise für morgen. Und der Heiland hat mich in seiner grenzenlosen Gnade von allem Grauen freigemacht. Ich bete und denke tagsüber ganz ruhig und fast ausschliesslich an Ihn und dabei natürlich an meine Liebsten,

eine mit Appetit, freue mich am Sonnenschein und habe mich nur insofern aus der Welt zu lösen versucht, als ich nicht mehr lese und mich möglichst von allen militärischen und politischen Gedanken fernhalte und nur für den Heiland verfügbar bin. – Ich gehe früh und betend zu Bett, schlafe ganz ruhig und fest, die ganze Nacht, wie ein Kind, und wende mich erwachend gleich Ihm zu. Ich bin dabei innerlich frei, und abgesehen von meinen Gedanken an meine kleine Schar (seine Frau und zwei Kinder) ein vollkommen glücklicher Mensch, ein Vorgang, der hier schon oft auffiel und durch Hinweis auf Ihn erklärt wurde.» Solcher Art waren also die «gewissenlosen, verbrecherischen Elemente» ...

Noch lange Zeit nach dem Kriege ist das Problem der Militäropposition im Dritten Reich Gegenstand eingehender Diskussion in den Kreisen der ehemaligen Soldaten gewesen. Allmählich haben sich jedoch die Standpunkte angenähert. Führende Persönlichkeiten haben sich mit Erfolg im Sinne einer Verständigung und damit für die Versöhnung der verschiedenen, ja entgegengesetzten Auffassungen bemüht.

Im März 1951 sagte Admiral Hansen, der Vorsitzende des «Bundes versorgungsberechtigter Berufssoldaten», des repräsentativen Organs der ehemaligen aktiven Offiziere, zu dem Problem: «Der Riss, der durch den 20. Juli in unsere Reihen gebracht wurde, muss überbrückt werden. Der eine von uns ist seinem Eide treu geblieben, der andere hat, in weitgehender Kenntnis aller Vorgänge, die Treue zu seinem Volke über die Eidespflicht gestellt. Keinem ist aus seiner Einstellung ein Vorwurf zu machen, wenn nicht Eigennutz, sondern ein edles Motiv sein Handeln bestimmte. Aus dieser Anerkennung des Motivs folgt, dass man Verständnis für die Handlungsweise des andern aufbringen muss ...»

Der Aufbau der neuen Armee forderte eine Klärung der

durch die Ereignisse des 20. Juli aufgeworfenen Fragen. Daher fand man es zweckmässig, bei der Wiedereinstellung ehemaliger Offiziere ein begründetes Urteil über diese Ereignisse zu verlangen. Dieses Urteil fiel auch bei der Einstellung höchster Dienstgrade ins Gewicht.

Von 1956 an wurden verschiedene Kasernen nach Mitverschworenen umbenannt. Bei den Gedenkfeiern in Berlin war die Bundeswehr alljährlich mit einer Abordnung vertreten. 1959 bestätigte der damalige Generalinspekteur der Bundeswehr offiziell die bereits geübte Haltung. Zum 15. Jahrestag des 20. Juli sagte General Heusinger, der selbst durch die Bombe Stauffenbergs verletzt worden war: «Die Tat des 20. Juli – eine Tat gegen das Unrecht und gegen die Unfreiheit – ist ein Lichtpunkt in der dunkelsten Zeit Deutschlands. Die tragische Wahrscheinlichkeit des Scheiterns vor Augen, entschlossen sich freiheitlich gesinnte Kräfte aus allen Lagern, in vorderster Front Männer aus den Reihen der Soldaten, zum Sturze des Tyrannen. Das christlich-humanistische Verantwortungsbewusstsein, das diesen Entschluss bestimmte, gab ihrem Märtyrertum die Weihe. – Wir Soldaten der Bundeswehr stehen in Ehrfurcht vor dem Opfer dieser Männer, deren Gewissen durch ihr Wissen aufgerufen war. Sie sind die vornehmsten Zeugen gegen die Kollektivschuld des deutschen Volkes. Ihr Geist und ihre Haltung sind uns Vorbild.»

Hat diese offizielle Stellungnahme alle Probleme der Bundeswehr gelöst? Oberst Dr. Wolfgang von Groote von der Führungsakademie Hamburg, untersucht diese Frage nachdrücklich in der Juli-Nummer 1964 der «Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte». Er kommt zu der Feststellung, dass der 20. Juli noch nicht völlig «bewältigt» ist. Die Einordnung in die deutsche Tradition ist noch nicht erreicht. In mancher Hinsicht ist der Stand der Diskussion noch unbefriedigend;

man soll aber nicht vergessen, dass ein Ereignis von solcher Tragweite in einem Menschenalter kaum völlig geklärt werden kann.

Nach Wolfgang von Groote sieht der deutsche Soldat heute die grundsätzlichen Fragen der Aufstandsberechtigung geklärt, selbst unter Verletzung von Eid und Gehorsam, aber er wünscht die Klärung weiterer Fragen wie: Wie ist die ethisch-politische Verantwortung im Staat zu verteilen und auszuüben? Welchen Anteil, welche Verpflichtung, welche Möglichkeiten haben die Streitkräfte dabei? – Zur Klärung dieser Frage bedarf es nach Groote der Mithilfe aller. Man könnte beifügen: Es bedarf des Verantwortungsbewusstseins aller, um rechtzeitig den Anfängen der Tyrannei, dem Bruch der rechtsstaatlichen Ordnung zu wehren. Das sind die Lehren, die aus diesen Ereignissen, die wahrhaft beanspruchen dürfen, tragisch genannt zu werden, gezogen werden können und sollen.

In diesem Sinne sei zum Schluss Werner Gembruch vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg im Breisgau zitiert, der in der «Wehrwirtschaftlichen Rundschau» vom Februar 1958 schrieb: «... dass auch die bewaffnete Macht daran interessiert sein muss, dass schon den Anfängen der Machtkonzentration im Staate als dem ersten Schritt zur Diktatur mit Entschiedenheit Widerstand geleistet wird. Denn es ist nicht so, wie manche Kreise der Reichswehr 1933 und in den Jahren danach vielleicht geglaubt haben, dass der Machtwille eines Diktators vor der Armee Halt macht. Vielmehr muss er es im Interesse der Sicherheit seiner Herrschaft immer als eine seiner wichtigsten Aufgaben ansehen, die Streitkräfte seinem Willen zu unterwerfen.

Hitler sagte einmal, es sei eine Unmöglichkeit, als Staatschef eine Nation führen zu wollen, wenn die Wehrmacht auf einen andern vereidigt sei. Er müsse sie unbedingt zu sich

herüberziehen. Staatsgesetzgebung und Staatsgewalt, in ihrem ganzen Umfang, müssten in einer Hand vereinigt sein.

Diese Bemerkung sagt uns, dass die Diktatur für sich keine Grenzen kennt, mit andern Worten, dass die Freiheit unteilbar ist.«

Register

- Abetz, Otto 222 f.
Adler, Karl 33
AEG (Allgemeine Electrizitäts-
gesellschaft) 54
Allgemeine Schweizerische
Militärzeitschrift 267 f.
Amerikanische Besatzungs-
macht
28, 121
Angelsachsen 63
Arco auf Zinneberg, Melanie
Gräfin 86
Aufredit 147
Attolico, Bernardo 32
Auschwitz (Konzentrationsla-
ger) 14, 35
Auschwitz-Prozess 65
AWAG-Aktiengesellschaft 205
- Badoglio, Pietro 115
Bäuerle, Theodor 33, 98 f.,
104, 122, 124, 126, 167 ff.
Bausch, Viktor Th. 37
Bayerische Volkspartei 78 f.
Beaumont, Maurice 281
Beck, Ludwig 31, 67, 99 f., 104,
106, 108, 114, 118, 212, 214,
227, 261, 264, 266, 282 ff.
Behrens, Franz 22
Beitz, Berthold 59
Berben, Paul 10, 70, 72 251 f.
Berckemeyer, Hans 22
Berger, Gottlob 151 ff., 161 ff.
Berliner Tageblatt 24
Bernhard (Konsul) 147
Binder, Paul 56, 71, 225
Blomberg, Werner von 122 f.,
262
Bochumer Verein 47
Böckel 231 f.
Bolte, Jean Albert 22
- Bolz, Eugen 129, 132, 148 f., 152
Borsig-Werke 146
Bosch, Carl 23, 51 ff.
Bosch-Kreis 10, 28, 31, 50, 52, 56,
100, 126, 167 f., 171 f.
Bosch, Robert d. Ä. 10, 22 f.,
27 ff., 46, 50, 52, 70, 95, 98 ff.,
122 ff., 126, 161 f., 167 ff.
Bosch, Robert GmbH 11, 27 ff.,
33 ff., 95 ff., 99, 107, 119, 121,
124, 126, 139, 151, 161
Bosch-Testamentvollstreckungs-
Kollegium 121
Bosch-Verkaufshaus Berlin 163
Bott, Hans 121
Brauchitsch, Walter von 261 f.,
270, 282 f.
Breidbach, von 154
Breitling, Luzie 35
Brink 154
Brück, Carlheinz von 15
Brüning, Heinrich 201
Bücher 51
Buchholz, Peter 89 f.
Bundeszentrale für politische
Bildung 27
Bureau 154
Burckhardt, Carl J. 32, 46 f., 84 f.
Burgess 272
Burkart, Odilo 43
- Caille 154
Canaris, Wilhelm 57, 235
CDU (Christlich-demokratische
Union) 225
C.E.P.E.S. (Europäische
Vereinigung für wirtschaft-
liche und soziale Entwicklung)
225
Chamberlain, Neville 106, 109

- Chardin, Teilhard de 69
 Chichester, Erzbischof von 112
 Churchill, Winston S. 14, 37, 116,
 273
 Clausewitz, Carl von 258, 286
 Clay, Lucius 29
 Coudenhove-Kalergi, Richard
 Graf von 170
 Cramer, Walter 51
 CSU (Christlich-Soziale Union) 75

 Dachau (Konzentrationslager)
 46, 80
 Dahrendorf, Gustav 228
 Dawson 28 f.
 Debatin, Otto 29
 Delbrück, Justus 51
 Delp SJ, Alfred 82, 85, 89, 90, 92
 DEORGA 239
 Deutsche Arbeitsfront 26
 Deutsche Bank 206
 Deutsche Industrierlags-GmbH
 40
 Deutsche Rundschau 30, 54 f.,
 112 f.
 Deutsche Volkspartei 22, 24
 Deutscher Volkswirt 123, 154
 Diesel, Eugen 99
 Diesel, Rudolf 99
 Dönitz, Karl 295
 Dresdner Bank 225, 231, 235
 Dschingis-Khan 55
 Duisberg, Carl 23
 Dulles, Allen 280
 Düsseldorfer Industrieclub 23 f.

 Ebert, Friedrich 49
 Eden, Anthony (Lord Avon) 272
 Ehlers, Dieter 27 f., 30, 38
 Elsas, Fritz 138
 Erdmann 123
 Erhard, Ludwig 227 f.

 Ersing, Josef 124
 Evangelische Akademie Tutzing
 60
 Evenius 123

 Falkenhausen, Alexander Fhr. von
 89, 216
 Falkenhausen, Gotthard Fhr. von
 149 f.
 Falkenhayn, Erich von 290
 Fellgiebel, Erich 296
 Fellmeth, Hermann 125
 Finanzverwaltung des Landes
 Württemberg-Hohenzollern
 225
 Finckh, Eberhard 219
 Fischer, Albrecht n, 28, 30, 33,
 98, 104, 121 ff.
 Flick, Friedrich 22, 38, 41 ff., 65
 Fono-Verlagsgesellschaft (jetzt
 Harmonia Mundi-Discophon-
 Verlagsgesellschaft) 9
 Frank, Reinhold 133 f., 149f.,
 152
 Frankfurter Allgemeine Zeitung
 52
 Frankfurter Hefte 61
 Frankfurter Zeitung 52 ff.
 Fränkischer Kurier 52
 Französische Besatzungsmacht
 121
 Foreign Office 272
 Freisler, Roland 75, 90 f., 147,
 149 ff., 224, 228, 268, 296
 Fromm, Fritz 210, 260
 Fuggerei 75
 Fugger, Seniorat des Hauses 75
 Fugger von Glött, Joseph Ernst
 Fürst iof., 75

 Galen, Clemens August Graf von
 229
 Galier 137, 153
 Gaulle, Charles de 256, 266

- Gebhard 23
«Die Gegenwart» 52, 171
Gembruch, Werner 299
Gersdorff, Rudolf Fhr. von 289
Gerstenmaier, Eugen 89, 90 f.,
145, 227
Gesellschaft für Christliche Kultur,
Luzern 10 f., 75
Gestapo (Geheime Staatspolizei)
33, 37, 80, 86, 90, in, 117,
121, 128, 130, 133 ff., 139,
150, 161, 168 ff., 223, 235 f.,
255, 258, 295 f.
Gneisenau, August Graf Neithart
von 258, 286
Göbbels, Josef 56, 210, 280
Goerdeler, Anneliese (Frau von
Carl) 96
Goerdeler, Carl Friedrich 11,
27 ff., 46, 48, 50 f., 54, 67, 70,
96, 98 ff., 122 ff., 138 ff., 150E,
167 ff., 214, 227, 284, 289
Goerdeler, Reinhard 138
Göhr, Franz 164
Göring, Hermann 19, 21, 44, 196,
205, 207 ff., 219, 295
Goverts, Henri 46 f.
Gröditz-Werk 39
Groote, Wolfgang von 298 f.
Grossmann, Richard 154
Guderian, Fleinz 262, 288
Guisan, Henri 70 f., 268 ff.
Gute-Hoffnungs-Hütte (GHH)
51 f.
Guth, Karl 228
- Haarburger, Martha 34 f.
Haeften, Werner von 293
Haffner, Alexander 35 f., 200
Hahn, Paul 56, 124, 126 ff., 148
Halder, Franz 114, 264, 266, 270
Halem, Christoph Nikolaus von
36 f., 51
- Halifax, Edward F. L. Wood
Earl of 272
Hallgarten, Georges Wolfgang F.
22 f.
Hamm, Eduard 51, 88
Hammer, Walter 37
Hammerstein-Equord, Kurt Frhr.
von 84
Hanseatische Verlagsanstalt 59
Hansen 297
Hardenberg, Graf von 227
Härle, Christian 124
Hase, Paul von 210
Hassell, Ulrich von 31, 214, 271 ff.
Haubach, Theodor 36 f., 46 f., 90
Haushofer, Albrecht 92 f.
Hecht, Wendelin 54
Heiden, Konrad 23
Heimpel, Hermann 284
Helfferich 93
Helldorf, Wolf Heinrich Graf von
234
Hertie (Warenhaus) 204
Herwegen OSB, Ildefons 18
Heuberg (Konzentrationslager)
197
Heusinger, Adolf 278, 298
Heuss, Theodor 96, 121, 123, 284
Heyde, Werner 138 ff.
Himmler, Heinrich 40 ff., 44 ff.,
83 f., 90, 219
Hindenburg, Paul von 21 ff., 43,
189 f., 195, 265, 277
Hitler, Adolf 9, 10 f., 14, 16, 17 ff.,
21 ff., 27, 35 f., 39, 42 ff., 47 ff.,
56, 61, 69, 71, 75, 77, 83, 84 f.,
87, 96 f., 99, 101 f., 105 ff.,
108 ff., nzff., 188 f., 194@.,
198, 200, 208, 211, 213, 215 f.,
218 ff., 223 f., 227, 233, 236,
251, 253, 299
Hoepncr, Erich 114, 214, 264
Höhn, Reinhard 258

- Hofacker, Caesar von 51, 56, 200, 209 ff.
- Hölderlinstrasse 54, Stuttgart (Sitz des Vereins zur Förderung der Volksbildung e. V.) 169 f.
- Hull, Cordell 110
- IG-Farben 23, 38 ff., 51 ff., 65 f.
- Institut für Zeitgeschichte 95
- Internationaler Gerichtshof von Nürnberg 38 ff., 42 ff., 65 f.
- Jaffe 123
- Janssen 154
- Jaspers, Karl 7, 72, 286
- Jesuiten 90
- Jodi, Alfred 295
- John 138
- Jünger, Ernst 55 ff., 211
- Kaiser, Jakob 292
- Kaietsch, Konrad 43
- Kaltenbrunner-Berichte 31
- Kampfbund des gewerblichen Mittelstandes (siehe NS-Hago)
- Kannapin, Hans-Eckhardt 40 f.
- Käpi 230 f.
- Kardorf, Ursula von 228
- Karstadt (-Konzern) 203 f.
- Kaulbars von 154
- Keil, Wilhelm 22, 25, 187
- Keitel, Wilhelm 216, 221, 257
- Keppler-Himmler-Kreis 45 ff.
- Kersten, Felix 42, 46
- Kimmich 147
- Kirdorf, Emil iöf.
- Klett-Verlag 57
- Kluge, Hans von 19, 55 f., 84, 114, 221, 260, 288 f.
- Knochen, Helmuth 222
- Knörzer, Alfred 29 f., 121, 126
- Knuth 136
- Kölnische Volkszeitung 24
- König SJ, Lothar 80 f.
- König, Pierre 233
- Körner, Paul 209
- Korsch 154
- Kranefuss 46
- Kraus, Karl 27
- Kreisauer Kreis 75, 82 f., 89, 227
- Krupp, Bertha 48
- Krupp, Friedrich (Firma) 47 ff., 51, 123
- Krupp von Bohlen und Halbach, Gustav 22, 47 ff., 123, 154
- Kunz I 147 ff., 151, 153, 163
- Kurz, Hans Rudolf 267 f.
- KZ (Konzentrationslager, siehe auch unter den entsprechenden Ortsnamen) 38 ff., 70, 78, 80, 82, 116, 117, 135, 153, 157f., 197
- Lancken, Fritz von der 293
- Lange, Rudolf 138
- Leber, Julius 84, 214, 228
- Leeb, Wilhelm Ritter von 267
- Lehrterstrasse 3 (Gefängnis) 134 f., 138, 144, 146, 152, 154
- Leiser, Erwin 16, 21, 23, 47
- Leonrod, Ludwig Frhr. von 279
- Lerch, Hans 236
- Leuschner, Wilhelm 31, 46, 129, 214
- Ley, Robert 219
- Lindemann, Fritz 42
- Loeser, Ewald 50 f.
- Lonsdale, Bryan I. 272, 274
- Lorenz, Konrad 72
- Lüdemann, Hermann 154
- Ludendorff, Erich 274
- Luzerner Neueste Nachrichten 10, 97
- Maclean 272
- MAN (Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg) 51

- Mangold 22
- Manstein, Erich von 84, 233,
255 f., 262, 265, 270, 272, 288,
290
- Maria-Laach, Benediktinerabtei
18
- Mason 29
- Maulaz, Kurt 223
- Mechler, Heinrich 59, 239
- Meinecke, Friedrich 255
- Meineckestrasse (Quartier der
Gestapo) 87 f.
- Mendelssohn-Bartholdy, Felix 103
- Merz von Quirnheim, Albrecht
293
- Meyer (MAN) 51
- Meynen, Otto 119, 123
- Michel, Elmar 56, 60, 71, 199
- Mierendorff, Carlo 46, 82
- Militärtribunal von Paris 200
- Moabit (Gefängnis) 93, 135
- Moabiter Sonnette 93
- Moltke, Helmuth Graf von
282, 286
- Moltke, Helmuth James Graf von
82 f., 89 ff.
- «Der Morgen», Buchverlag 15
- Morgenthau-Plan 280
- Müller, Heinrich 143
- Mumm von Schwarzenstein,
Herbert 37
- Murr, Wilhelm 30, 96, 151 f.,
161 ff.
- Mussolini, Benito 234, 273
- Napoleon 55
- Nationalsozialistische Deutsche
Arbeiterpartei (siehe NSDAP)
- Nationalsozialistischer Beamten-
bund 203
- Nebe, Arthur 235
- Neuhaus, Karl 88
- Neurath, Konstantin Frhr. von
New Yorker Staatszeitung 149
- Nieden, Wilhelm zu 51
- Niekisch, Ernst 57
- Niemöller, Martin 44
- Normalzeit GmbH 154
- NS-Hago 201 ff.
- NSDAP 16 ff., 24 ff., 36, 44, 80,
194, 201 f., 230 f.
- Nürnberger Urteile (siehe Inter-
nationaler Gerichtshof von
Nürnberg)
- Oberg, Karl 222
- Oberschlesische Hüttenwerke 37
- Olbricht, Friedrich 117, 214,
292 f.
- Oster, Hans 214, 287 f.
- Papen, Franz Frhr. von 25, 193 ff.
- Parlamentarischer Rat 225
- Pan-Europa-Union 170
- Pechel, Rudolf 30, 54 f., 154, 158
- Peltzer, Karl 12 f.
- Pertsch 154
- Pétain, Philippe 20
- Philby, Kim 272
- Piatschek, Konrad Albrecht 22
- Plank, Erwin 93
- Poensgen, Ernst 23
- Pölchau, Harald 89
- Popiz, Johannes 93, 119, 145 f.
- Preussisches Handelsministerium
205
- Prinz-Albrecht-Strasse (Gestapo-
Gefängnis, Sitz des Reichs-
sicherheitshauptamtes) 134,
137 f.
- Rédut-Plan 268 ff.
- Reichenau, Walter 110
- Reichsgruppe Industrie 227
- Reichssicherheitshauptamt
(RSHH) 40 f., 138

- Reichswirtschaftskammer 123
Reichswirtschaftsministerium
199, 201 ff.
Reichwein, Adolf 84
Reifenberg, Benno 52 fr., 284
Reisert, Franz 80 f., 85, 90
Remer, Ernst 27, 236
Renteln, Theodor Adrian 47
Reusch-Kreis 51
Reusch, Paul 23, 51 f.
Reuter, Wolfgang 22
Reuter (Volkwirt) 154, 158
Rheinisch-Westfälisches Kohlen-
syndikat 17
Ribbentrop, Joachim von 207
Riebes 154
Ritgen von 154, 158
Ritter, Gerhard 28, 36, 50 f., 171
Röchling, Ernst 149
Roenne, Alexis Frhr. von 296 f.
Röhm, Ernst 109, 255
Röhm (Geheimrat) 130
Rombacher Hüttenwerke 43 f.
Römer, Beppo 37
Rommel, Erwin n, 31, 55 f.,
2iof., 213 f., 217, 221, 273,
294 f.
Rösch SJ, August 82
Rosenberg, Alfons 10
Rosse, Joseph 229 ff.
Rothfels Hans 27
Ruoff, Richard 124E
Ruppel 235
Rüth 228, 235 f.
Rütli-Rapport 268 ff.
- SA (Sturmabteilungen) 19, 46,
201, 255
Sachsenhausen (Konzentrations-
lager) 153
Salamander AG 35 f., 199
Sackel, Fritz 218
Schall, Wolfgang 258
- Scharnhorst, Gerhard von 258,
286
Schlabrendorff, Fabian von 289
Schleicher, Kurt 192, 195
Schlieffen, Alfred 282
Schlossstein, Willy 104, 124, 168
Schmidt 154
Schneider, Reinhold 229
Schocken, Salman 204
Schoeller & Bausch, Felix (Firma)
37
Schramm, Wilhelm Ritter von 31,
56, 67, 171, 223
Schulenberg, Fritz Graf von der
93, 214, 226 ff.
Schulenburg, Werner Graf von der
93, 145, 227
Schumacher, Kurt 187, 196
Schüpfer, Franz 10
Schwäbische Tagwacht 187, 189
Schwerin von Schwanefeld,
Ulrich-Wilhelm Graf 93
SD (Sicherheitsdienst) 34, 41, 217,
220, 222 f.
Sendtner Karl 287
Seeckt, Hans von 257
Siegle & Co, C., Feuerbach/
Besigheim 34
Siemens, Carl Friedrich von
23, 51
Sozialdemokraten, Sozialdemo-
kratische Partei (SPD) 21 f.,
25, 104, 189 f., 193, 197
Spann, Othmar 18
Speer, Albert 41, 51
Speidel, Hans 11, 56, 210, 251,
263 f., 284 ff., 294 f.
Sperl, Friedrich 154
Sperr, Franz 90
Spranger, Eduard 284
SS (Schutzstaffel) 21, 34, 36, 39,
40 f., 44 ff., 70, 83, 870., 117

- 133» 135 f., 138, 142, 149,
152, 164, 217, 220, 222, 247
ff., 255, 263, 288
- Stauffenberg, Claus Schenk Graf
von 56, 79 f., 84, 125, 128, 210,
212, 218, 224, 236, 289, 293,
298
- Stauffenberg, Berthold Schenk
Graf von 293
- Stauss, Emil von 206
- Stechert, Kurt 24
- Steinbach, Ernst 226, 235 f.
- Steinbrink, Otto 43 f.
- Steltzer, Theodor 82, 90
- Stetter, David 124, 130
- Stieff, Helmuth 291 f.
- Stifter, Adalbert 68
- Stinnes, Hugo 17
- Strölin, Karl 56, 124
- Strünck, Theodor 51
- Stülpnagel, Karl Heinrich von 56,
112 ff., 220 ff., 294
- Tamerlan 55
- Tegel (Gefängnis) 89, 91, 145
- Terberger, Hermann 43
- Teuchert, Friedrich von 220 f.
- Theresienstadt (Konzentrations-
lager) 35
- Thyssen, Fritz 16 ff.
- Tietz, Hermann 203 f.
- Tietz, Leonhard 204
- Toepfer, Alfred 55 ff.
- Tresckow, Henning von 259, 286,
288 ff., 292
- Trott zu Solz, Werner von 60, 71
- Unruh, Walter von 226
- Vansittart, Robert Gilbert 106
- Verein zur Förderung der Volks-
bildung e. V., Stuttgart 167
- Vereinigte Stahlwerke 51
- Vereinigung württembergischer
Arbeitgeberverbände 121
- Vierteljahrshefte für Zeitge-
schichte 298
- Vogel, Otto 80
- Vogler, Albert 51
- Vossische Zeitung 24
- Wagner, Joseph 36
- Waldbecker 123
- Walz, Hans n, 27 ff., 33 ff., 46,
70, 95 ff., 121, 122 f., 124,
125 ff., 140 ff., 151 f., 161
- Wasmuth 154
- Weber, Marianne 167 ff.
- Wehr und Wirtschaft 31
- Wehrle, Hermann 279
- Wehrwirtschaftliche Rundschau
299 f.
- Weimarer Koalition 24
- Weimarer Republik 18, 66, 106
- Weimer, Jakob 124
- Weiss, Bernhard 43
- Weizsäcker, Ernst von 32
- Wenzel auf Teutschenthal, Karl
50 f., 114
- Wertheim, Georg 205 f.
- Wertheim GmbH 205 f.
- Wertheim, geb. Silke (Frau von
Georg) 205 f.
- Westdeutsche Kaufhof AG 204
- Westfälische Zeitung 17
- Wild, Karl Martell 124
- Wilmowsky, Barbara Freifrau von,
geb. Krupp 48
- Wilmowsky, Tilo Frhr. von 22,
48 ff., 154, 158
- Winkelried, Arnold 10, 97
- Winter, Wolfgang 11
- Wirmer, Joseph 235
- Wirtschaftskorrespondenz 123

Witzleben, Erwin von 70 f., 84,
114, 214, 264, 268 ff., 296

Wolfson, Manfred 12

Wurm, Theophil 124

Yalta-Konferenz 281

Yorck von Wartenburg, Johann
David Graf 125, 212 ff.

Yorck von Wartenburg, Peter Graf
93

Zeller, Eberhard 283, 289

Zentrumspartei 21

Zelzer, Maria 33

Ziegler, Benno 59

Zimmermann, Bodo 268 f.

Otto Kopp wurde 1925 in Luzern geboren. Seine Familie hat dort seit Generationen besonderen Anteil an der Gestaltung der eindrucksvoll gewachsenen Schweizer Demokratie. Schon während seiner Studien, die er mit der Promotion zum Doktor der Rechte abschloss, begann Otto Kopp sich publizistisch zu betätigen. Er kam in Kontakt mit führenden Persönlichkeiten des geistigen und politischen Lebens in Europa. Die Frucht seiner langjährigen persönlichen Verbindung mit Konrad Adenauer ist eine meisterhafte, den Lebensweg und die staatsmännische Leistung dieses grossen Europäers knapp kommentierende Adenauer-Biographie. Aus einer engagierten, seit Jahren betriebenen Erforschung der deutschen Widerstands- und Erneuerungsbewegung unter dem Hitler-Regime entstanden weitere Buch- und Schallplattenpublikationen des angesehenen Luzerner Autors:

Otto Kopp

Bleibt dem stillen Befehl treu

Der Kampf in Deutschland gegen Hitlers Tyrannei. Mit Originalbeiträgen von Konrad Adenauer, Carl Jakob Burckhardt, Joseph Ernst Fürst Fugger von Glött, Annedore Leber, Axel Freiherr von dem Bussche. 30-cm-Platte der Fono-Verlagsgesellschaft PL 50 115.

«Stuttgarter Nachrichten»: Diese Schallplatte ist . . . eine objektive Würdigung des Widerstandes im Dritten Reich, die sich ausgezeichnet für den staatsbürgerlichen Unterricht eignet.

Otto Kopp

Nicht Menschenfurcht nicht Menschenlob

Leben und Kampf von Clemens August Kardinal von Galen. 24-cm-Platte der Fono-Verlagsgesellschaft PL 50 120. Ein Hörbild unter Verwendung des einzig vorhandenen Tonbandes mit der Stimme des Kardinals von Galen.

Bewährtes, gewahrtes, gemehrtes Erbe

Festgabe zum 70. Geburtstag von Joseph Ernst Fürst Fugger von Glött am 26.10.1965. Herausgegeben von Otto Kopp. Ein nummeriertes Buch (1-1'000) mit 30-cm-Langspielplatte, Harmonia Mundi, Freiburg i. Br.

Buch: 108 Seiten, bibliophiler Pappband mit Goldprägung. Mit Beiträgen von Konrad Adenauer, Paul Berben, Josef Bernhart, Titus Burckhardt, Wolfgang Burhenne, Eugen Gerstenmaier, Alfons Goppel, Otto Karrer, Otto Kopp, Freya von Moltke, Götz von Pölnitz, Franz Seiler, Wilhelm Stählin. – *Platte*: «Musik im Zedernsaal auf Schloss Kirchheim» mit Werken von Hanns Leo Hassler, Orazio Vecchi, Marc Antonio Cesti, Jean-Baptiste Lully, Henry Purcell, Jean Philipp Rameau, Antonio Vivaldi, Johann Sebastian Bach, Johann Christian Bach.

Otto Kopp

Adenauer

Eine biographische und politische Dokumentation

«Wie Konrad Adenauer während seiner Regierungszeit auch immer beurteilt worden sein mag, eines werden auch seine Feinde zugeben müssen: dass selten ein Staatsmann ein belastenderes Erbe angetreten hat als er. Mehr noch aber: dass es unter ähnlichen Umständen keinem gelungen ist, einem verfeimten Volk in so kurzer Zeit wieder zu Ansehen zu verhelfen. Diese Tatsache steht wie ein unsichtbares Motto über dem Text des Schweizer Publizisten Otto Kopp, der sich darauf beschränkt, eine Reihe von Adenauer-Dokumenten knapp zu kommentieren, aber darum um so eindringlicher ins Bewusstsein dringt. In 28 Kapiteln erscheinen Leben und Werk des Kanzlers unter den verschiedensten Aspekten, Stationen und Situationen, in Selbstzeugnissen und im Urteil der weltpolitischen Prominenz. Das Buch ist in seiner Beschränkung auf das Wesentliche eine sympathische Huldigung, und das Zeugnis seines Autors für den autoritätsbewussten deutschen Staatsmann hat insofern Gewicht, als es aus dem Munde eines Vertreters der eidgenössischen Urdemokratie kommt.»

Der Journalist

«Das mit Bildern aus den verschiedenen Lebensabschnitten Konrad Adenauers illustrierte Buch ist eine nüchterne, aber deshalb um so eindrucksvollere Würdigung des bedeutendsten deutschen Staatsmannes seit Bismarck, wie Adenauer von Winston Churchill schon 1953 bezeichnet worden ist.»

Augsburger Allgemeine Zeitung

«Die Fülle der behandelten geschichtlichen Probleme und die Treffsicherheit des Urteils machen dieses Buch zu einer fasslichen und dabei spannenden Lektüre, gibt es doch einen Überblick über die jüngste deutsche und europäische Geschichte, wie sie in Zusammenhang mit einer Persönlichkeit sonst kaum geschrieben werden kann.»

Giessener Freie Presse

«Der Verlag spricht von einer Huldigung des neutralen Auslandes an das staatsmännische Werk Adenauers, und darum handelt es sich tatsächlich. In knappen Strichen zeichnet der Autor das Bild der Epoche, in der Adenauer gelebt hat, von der Kindheit bis zu diesem Jahr. Gliederung und Behandlung des umfangreichen Stoffes sind klug angelegt. Wer sich einen Überblick über Leben und Denken des ersten Kanzlers verschaffen will und dazu eine knappe, aber zuverlässige Führung sucht, sollte nach diesem Buch greifen.»

Hannoversche Allgemeine Zeitung

Seewald Verlag Stuttgart